Heinrich Seidel's erzählende Schriften

Stuttgart, J. G. Cotta'sche
Buchhandlung Nachfolger G.m.b.H.

Erzählende Schriften

von

Heinrich Seidel.

Dritter Band.

Vorstadtgeschichten. II.



Stuttgart 1900.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Vorstadtgeschichten

von

Heinrich Seidel.

Zweiter Band.



Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Das tolle Tagsgeschrei, das hört man weit im Land;
Was still im Winkel wohnt, ist Wenigen bekannt!

Der gute alte Onkel.





Der gute alte Onkel bin ich. Wenn man mich fragen wollte, wie es gekommen ist, so kann ich nur sagen, daß die gütige Vorsehung mich wohl dazu bestimmt hat, denn es ist ein Beruf, der mir ausnehmend gefällt. Wer es nicht erlebt hat, der glaubt es gar nicht, wie schön es ist, ein alter Onkel zu sein. Aber das muß man sagen, es gehören auch solche Brüder und Schwestern dazu, wie ich sie besitze, vier Brüder, die alle verheiratet sind, und drei Schwestern, die auch alle verheiratet sind. Alle haben sie Kinder, und von den Kindern haben manche schon wieder Kinder; da lohnt es sich denn doch, Onkel zu sein.

Ich habe mich nun eben nicht verheiratet, denn es ist mir nicht gelungen. Es war eine Zeit, da dachte ich oft daran und ich malte mir so schön aus, wie es sein würde. Da war in meiner Phantasie ein kleines Haus in der Vorstadt, das lag in einem Garten ganz heimlich und schön, wie ein Nest im Grünen. Und in dem Hause war alles so vorzüglich und anmutig eingerichtet, wie es eigentlich nur in idealen Häusern vorkommt, die es gar nicht gibt. Ich hatte dort in meiner Phantasie ein wunderbares

Studierzimmer mit einem Erkervorbau, in dem Blumen waren, und mit einem geräumigen dunkelbraunen Schreibtisch, der mit allem bedeckt war, das man nur irgend zum Schreiben nötig hat. Mächtige, schön verzierte Bücherschränke standen an den Wänden, und sie waren alle gefüllt mit sauber gebundenen Büchern, deren Inhalt das Beste war, was die Menschheit gedichtet und erdacht hatte. Mit dem Studierzimmer stand ein zweites kleineres in Verbindung, in dem sich meine Sammlungen und Instrumente befanden. Dort waren schimmernde Krystallbildungen und glänzende Erzstufen, Versteinerungen aller Arten, die Ueberbleibsel urweltlicher, untergegangener Bildungen und Schmetterlinge und Käfer, die Zeugen des neuesten und jüngsten Lebens, alles in sauberen Kästen sorgfältig geordnet. Neben dem Studierzimmer sollte dann ein Anbau sein, in dem sich ein Vogelhaus befand. Die Thür konnte geöffnet werden, und durch das leichte Drahtgitter sah ich dann von meinem Schreibtisch aus in den grünen sonnigen Raum, in dem ein Springbrunnen plätscherte und die kleinen Vögel flatterten und sangen. Wenn ich nun genug gearbeitet hätte und über den Flur ginge und die Thür öffnete, da würde ich wieder in andre Zimmer kommen, in denen man gleich das Walten einer Frauenhand bemerkt, denn alles ist zierlicher und schöner eingerichtet, und ein Hauch des Friedens und der Anmut schwebt über den Dingen. Und da würde meine Frau mir entgegenkommen, sehr schön, aber sehr einfach gekleidet, mit etwas zier-

lichem Weißen um den Hals, und sie würde ihren gelben Gartenstrohhut mit dem blauen Bande auf das helle Haar setzen und an meinem Arme in den Garten gehen. Dort würden wir die herrlichen und seltenen Blumen betrachten, die wir beide pflegen, und allerlei schöne Pläne für die Zukunft spinnen und würden sehr glücklich sein.

Ja, so war es alles in meiner Phantasie. Wie meine zukünftige Frau nun beschaffen sein sollte, das war ganz genau bestimmt. Sehr schön sollte sie sein, aber nicht eine sonnenhafte Schönheit, der sich alles beugt, sondern eine sanfte, milde, deren Antlitz der Spiegel von Güte des Herzens und Innigkeit des Gemütes ist. Sie sollte mittelgroß und von einer sanften Rundung aller Formen sein, ihre Stimme wohllautend und ihr Sinn gemäßigt heiter. Sie sollte sein wie die Sonne, wenn ich komme, und wie der Mond, wenn ich gehe.

Aber es ist ein eigenes Ding um die Phantasiegestalten. Da war nun in Wirklichkeit ein kleines Mädchen, die hatte von alledem sehr wenig, aber sie war ein fröhlicher Schmetterling und sang und trällerte den ganzen Tag. Sie hatte zwei lachende braune Augen und dunkles lockiges Haar, das sie gern um das Köpfchen schüttelte, und wenn sie ins Zimmer trat, so war mir gerade, als wenn die Sonne plötzlich hinter den Wolken hervorglänzt. Ihretwegen hatte ich bald die ganze Phantasiegestalt vergessen, aber als ich dachte, der schöne Schmetterling sei mein, da flatterte er fröhlich zu einem andern. Das war eine recht

betrübte Geschichte und mir wird noch jetzt oft ganz wehmütig, wenn ich daran denke. Doch das sind Träume und Dinge, die vergangen sind; genug, es ist mir nicht gelungen, mich zu verheiraten, und mich dünkt, in dieser schwierigen Welt da ist es so leicht auch nicht, wie es wohl manchmal den Anschein hat.

Ich habe nun tapfer mein liebebedürftiges Herz an fremdes Glück anranken lassen. Und Gott sei Dank, dazu ist mir ausbündigste Gelegenheit gegeben. Ich habe sieben Erstgeborene erlebt, die alle ausnehmende unbegreifliche Wunderkinder vor Gott und den Menschen waren. Und dann noch viele, viele Nachgeborene von nicht ganz so wunderbarer Natur, indem die Vorgänger schon zu viel davon vorweggenommen hatten, allein sie waren doch auch höchst merkwürdige Kinder, die durch ihre ungewöhnliche Vollendung in den Augen ihrer Mütter als seltene Erscheinungen dastanden. Allen diesen Kindern war ich der gute Onkel, und da nun die älteren schon erwachsen sind und einige schon selber Kinder haben, so bin ich nun allmählich der gute „alte" Onkel geworden.

Da sind nun die Mädchen, braune und blonde, kleine, die sich schmeichelnd an mein Knie drücken, größere, die mir lustig entgegenspringen, und erwachsene, die mich sittig begrüßen; da sind die Jungen vom krabbelnden Knirps bis zum ernsten Mann, alle mit dem Familienzug und doch alle verschieden, wie man es nur denken kann. Und das alles wächst vor mir auf, mich kennend und liebend, mir angehörig,

meine Freude, meine Sorge und mein Stolz, — und da soll man nicht glücklich sein?

Ei, und da hatte ich auch genug zu thun. Wie viele Beratungen habe ich nicht mitgemacht über die ersten kurzen Kleider und über die ersten Höschen und über die ersten Bilderbücher. Dann, wenn sie größer wurden, über die Schule und dergleichen. Ja, ich bin mit der Zeit eine Autorität in solchen Dingen geworden und mein Wort ist allen Müttern gewichtig. „Onkel Ludwig hat's gesagt," ist ein nicht gering anzuschlagendes Argument und gibt oft den Ausschlag, wenn Papa nicht einwilligen will.

Ich danke ferner dem Schöpfer, der mir ein gutes Gedächtnis für die Spiele meiner Kindheit gegeben hat. Kann wohl irgend jemand so exemplarische Drachen, Wind-, Wasser- und Sandmühlen bauen, als ich; weiß wohl jemand so viele lustige Spiele anzugeben, so viele Kinderspässe und Scherze, so viele Märchen und Geschichten zu erzählen? „Onkel," sagte neulich mein Großneffe Friedrich, genannt Fidde, zum Unterschiede von Friede und Fritz, die seine Vettern sind und eigentlich auch Friedrich heißen, „Onkel," sagte er mit ernster Miene, „ich glaube, es gibt gar nichts, was du nicht kannst!" Ja, so berühmt bin ich! —

Da ich gerade sieben verheiratete Geschwister habe, so brauchte ich nie in Verlegenheit zu sein, meine Abende zuzubringen, denn ich dürfte nur alle Abende zu einem andern gehen und Sonntags zum ältesten, der das Haupt der Familie ist. Allein das thue ich nun doch nicht, denn das würde Tante Veronica übel

nehmen, wenn ich so wenig häuslich wäre. Man darf aber nicht schließen, daß Tante Veronica wirklich meine Tante ist, sie ist sogar nicht einmal mit mir verwandt, sondern nur eine alte, prächtige Dame, die mir die Wirtschaft führt. Darin zeigt sich eigentlich recht mein Glück, daß ich Tante Veronica zu meiner Haushälterin erworben habe. Sie ist eine saubere, etwas rundliche Dame und hat ein rosiges Gesicht mit vielen freundlichen Fältchen und zwei Löckchen, die unter einer schneeweißen Haube hervorschauen. Sie trägt stets eine mattgraue Kleidung und hat immer ein sonntägliches Wesen, wenn sie auch alle Hände voll zu thun hat. In ihrem Zimmer sind Blumen, ein Kanarienvogel, urgroßväterliche Möbel, schimmernde Sauberkeit und ein schneeweißes Bett mit weißen Vorhängen. Wenn die Sonne in das Zimmer hineinscheint, ist es eine Sehenswürdigkeit.

Tante Veronica weiß ebenso gut in meiner Familie Bescheid als ich. Alle die Neffen und Nichten jederlei Größe, die zu mir auf die Treppen heraufgestiegen kommen mit einem Anliegen, einer Bitte, oder auch mit einem: „Ich will dich nur besuchen, lieber Onkel," vermag sie zu klassifizieren, nur mit den vielen Vornamen liegt sie im Zwiespalt und tappt gern in dem Urwald der verschiedenen Namen umher, ehe sie den richtigen trifft. Da kommt ein leichter zwölfjähriger Schritt die Treppe hinauf, es klingelt, und Tante Veronica geht, um zu öffnen. „Na Luise . . . Minchen . . . Frieda . . . Klara . . . na! Hedwig, was willst du denn?" höre ich sie auf

dem Vorplatz fragen. „Tante," antwortet eine lustige Kinderstimme, „weißt du denn nicht, in der vorigen Woche bin ich ja zwölf Jahre alt geworden, und heute wird die ‚Zauberflöte' gegeben!" Und herein kommt Nichte Hedwig gehüpft, ganz Erwartung und freudige Aufregung, denn sie wird heute zum erstenmale mit mir ins Theater gehen. Es besteht nämlich ein geheiligtes Herkommen in unsrer Familie, daß kein Kind vor seinem zwölften Jahre ins Theater gehen darf, und da das erste Stück, das der Großvater und das der Vater gesehen haben, die „Zauberflöte" gewesen ist, so ist auch dies ehrwürdiger Gebrauch geworden. Ich habe es mir nun ein für allemal vorbehalten, mitzugehen und das Kind in die neue Wunderwelt einzuführen. Eine Quelle stets neuen Genusses gewährt es mir, die jungen unerfahrenen Gemüter zu beobachten, wie sie sich dem ersten Eindrucke gegenüber verhalten. Und alle sind sie verschieden. Da ist Adolf, der sich nie wundert, der praktische, der alles als selbstverständlich hinnimmt und bei Schlange, Feuer und Wasser nur fragt, wie es gemacht wird; Ludwig, der stumm und starr ist vor staunendem Entzücken und noch tagelang wie im Traum einhergeht; Hermann, der Naturforscher, der die Bemerkung macht: so was thäten die Schlangen gar nicht und in Afrika hätten manche Häuptlinge auch zahme Löwen; Klara, die mit zitternder Furcht und jubelnder Freude das ganze Stück begleitet, und Minchen, die sich hauptsächlich über die schönen Anzüge freut u. s. w.

Ich habe demgemäß die „Zauberflöte" sieben- unddreißigmal gesehen und kann sie auswendig. In der Kinderstube ist die „Zauberflöte" ein Lieblings- gespräch, es spielt fast eine Rolle wie Weihnachten. Ja, da bin ich nun bei Weihnachten. Das ist gar eine wunderbare Zeit, und um alles in der Welt möchte ich sie nicht missen. Im Oktober fängt es schon an, und alle die süßen Reize genieße ich, alle die holden Kinderphantasien erlebe ich von neuem. Das ist dann ein Sinnen und Denken und Spintisieren und die Läden Durchmustern! Alle meine Mal-, Papp-, Tischler- und Kleisterkünste werden wieder hervor- gesucht und es wird immer geheimnisvoller bei mir, so daß meine kleinen Besucher nur mit Vorsicht ein- gelassen werden können. Und dann nachher ist Be- scherung der Reihe herum. Bei allen Familien baue ich auf in den letzten Tagen des alten Jahres, und siebenmal kehrt dieser herrliche Tag für mich wieder, der mir stets neue Genüsse bringt. Und auch mir wird beschert, an jedem Abend, in jeder Familie. Ich habe dreiundzwanzig Rückenkissen, die mir eigent- lich ein Greuel sind, über die ich mich aber stets un- beschreiblich freue. Darunter sind sieben mit Katzen und vier mit Hunden und drei mit „Ruhe sanft!" Sanft ruhen sie auch, denn ich habe eine Kiste dazu, die schon halb voll ist. In dieser Kiste befinden sich auch so viele Antimacassars oder Antibaumöle, wie ich sie nenne, daß man einen ganzen Tanzsaal damit belegen könnte, und wenn ich meine Zimmer mit den Zeichnungen tapezieren wollte, die mir zu Weihnachten

gemacht worden sind, so könnte ich noch Bedürftigen davon abgeben. Unter diesen Zeichnungen sind auch viele Landschaften mit Bäumen, auf denen, wie Stifter sagt, Handschuhe wachsen. Ich habe einundzwanzig Zigarrentaschen und rauche fast gar nicht, und siebzehn Kammfutterale, obgleich mein Kopf so glatt wie eine Tenne ist. Hausschlüsseltaschen kann ich jeden Tag in der Woche eine neue nehmen, und von den gekratzten und gemalten Tassen mit „Zur Erinnerung" und „Dem guten Onkel" und den sonstigen Trinkdingen will ich gar nicht reden, denn ihre Zahl ist Legion.

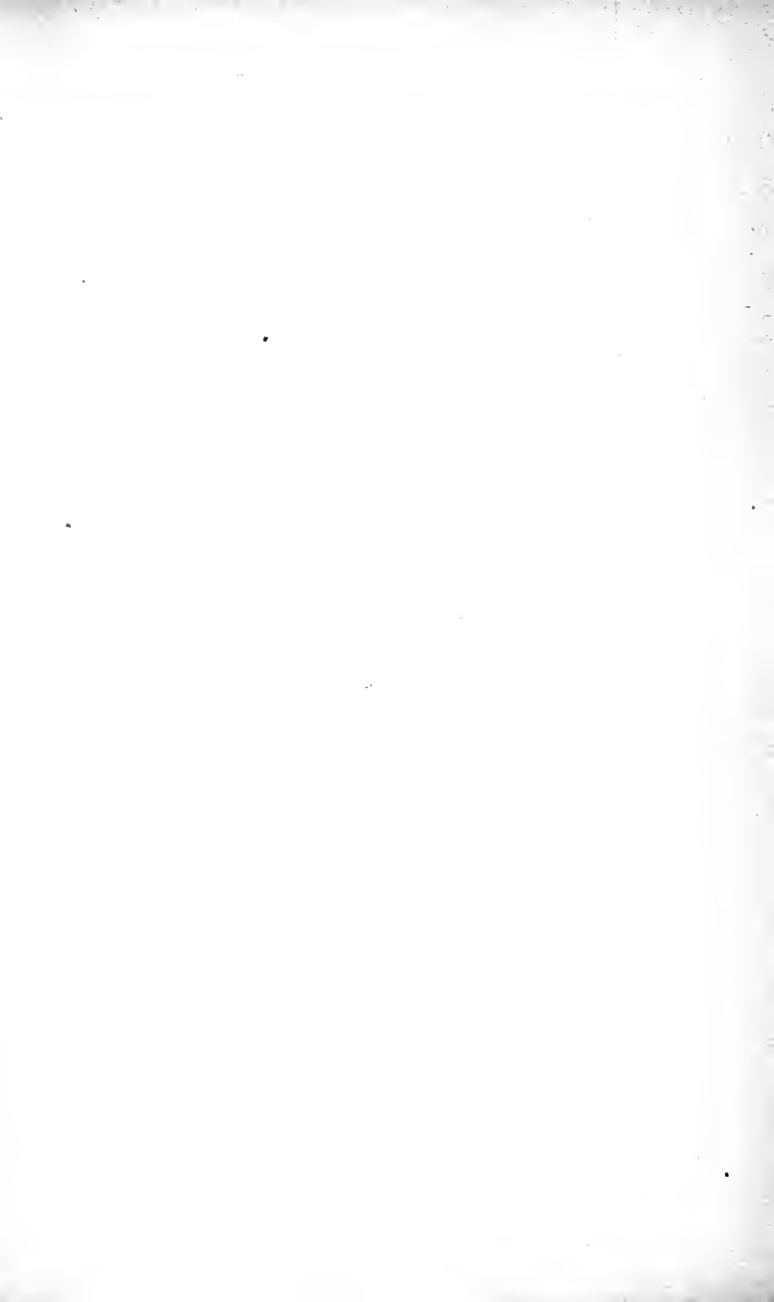
Von meinen Träumen über die ideale Wohnung ist doch ein wenig in Erfüllung gegangen. Sie liegt zwar hoch in einem Hinterhause, allein sie schaut doch auf schöne grüne Gärten herab. Zwei freundliche Zimmer und eine Schlafkammer nenne ich mein, und auch manch schönes Gerät, darauf mein Auge mit Freude ruht, ist darin zu finden. Manche gute Bücher sind meine stillen Freunde, — laute hab' ich ja genug, — auch mit den geträumten Sammlungen sind einige saubere Kistchen gefüllt. Ein Vogelbauer mit zierlichen ausländischen Finken steht unter Blumen und schönen Blattgewächsen bei meinem Schreibtisch, der zwar nicht prächtig geschnitzt, doch sehr bequem und traulich ist. Der Mensch muß auch nicht zu viel verlangen. So lebe ich denn vergnügt und heiter und danke meinem Schöpfer, der es so gut mit mir gefügt hat.

Zuweilen frage ich mich wohl, wie es nun fortgehen und wie es einmal enden wird?

Nun, ich hoffe, so Gott will, soll es noch eine ganze Weile so sein und bleiben wie es ist. Aber ich werde immer älter und mein Bart wird ganz weiß werden, und dann wird endlich der Tag kommen, wo ich nicht mehr bin. — Und sie werden mich feierlich zu Grabe bringen an jene Stelle auf dem alten Kirchhofe, die ich mir schon auserwählt habe, an jene Stelle, wo es so einsam und friedlich ist und wo ich so gerne saß, um auf die Stadt hinzusehen, die trotz Gewühl und Gewirr und Getreibe, das in ihr ist, so friedlich in blauem Dämmer daliegt. — Und sie werden viele Kränze auf mein Grab legen und Rosen darauf pflanzen, weil ich die Rosen so sehr geliebt habe. — Dann werden die Kränze verwelken und das Grab wird grün werden und die Rosen in die Höhe wachsen und in jedem Frühling voll Blüten sein. — Zuweilen werden noch einige kommen und frische Kränze auf mein Grab legen, aber die Jahre vergehen und es werden immer weniger sein. — Und zuletzt wird niemand mehr kommen. — Dann werden die Rosen mächtig herangewachsen sein und breit hinranken über das Grab, daß es im Frühling wie ein blühender Rosenhügel daliegt. — Und eines Abends wird ein kleiner Vogel kommen und sich auf einen blühenden Zweig setzen und im stillen Schein des Abendrots sein Liedchen singen. — Und dann wird er vergessen sein: „der gute alte Onkel."

Die alte Gouvernante.





Ich kenne eine alte Dame, die mir manchmal kleine hübsche Geschichten erzählt. Sie hat nicht viel Sonnenschein genossen, ihr Leben ist aufgegangen in steter Sorge und Angst um andre, die ihr niemals Zeit ließen, an sich selbst und den eigenen kränklichen Körper zu denken, und doch hat sie niemals den Humor verloren. Sie gehört eben zu den unverwüstlichen Naturen, die sich vom Schicksal nicht unterkriegen lassen, und besitzt in hohem Maße jene wunderbare Zähigkeit des Weibes, die es in den Stand setzt, bei gebrechlichem Körper und zarter Gesundheit Leiden zu ertragen, die drei starke Männer zu Boden werfen würden.

Die alte Dame, die schon seit Jahren Großmutter ist, hat eine noch ältere Freundin, die sie stets nur „meine alte Gouvernante" nennt, denn vor langer Zeit ist diese einmal ihre Erzieherin gewesen und seitdem sind sie durch ein Band gegenseitiger Anhänglichkeit miteinander verknüpft. Ich glaube, die alte Gouvernante steht mit ihrem einstmaligen Zögling

noch immer in demselben Verhältnis wie damals vor langen Jahren, läßt ihm noch immer Belehrung zuteil werden und verweist ihm noch heute in liebevoller Weise allerlei jugendliche Thorheit. Von dieser alten Gouvernante nun erzählte meine bejahrte Freundin mir kürzlich eine kleine Geschichte, die mir so seltsam rührend erschien, daß ich sie hier wiedergeben möchte und zwar ungefähr mit den Worten, wie ich sie gehört habe.



Ich besuchte vor einiger Zeit, so erzählte sie, meine alte Gouvernante, denn ich wollte sie noch einmal sehen, bevor sie sich ins Krankenhaus Bethanien begab, wo ihr eine sehr schwere chirurgische Operation auf Tod und Leben bevorstand. Ich traf sie ganz gefaßt und heiter wie immer. Ich glaube, wenn mich in meinem Leben auch in schweren Zeiten die gute Laune nie ganz verlassen hat, so ist das etwas, das ich von meiner guten alten Erzieherin gelernt habe. Sie deckte gleich, als ich kam, zierlich den Tisch, setzte das schöngeblümte feine Meißner Porzellan auf, das sie nur an hohen Festtagen oder bei besonders feierlichen Gelegenheiten in Gebrauch nimmt, und kochte einen guten Kaffee. Dazu holte sie einen Teller herbei mit einer ange-

nehmen Sorte von Dauerkuchen, die sie eigenhändig nach einem alten geheimnisvollen Rezept in ihrem Ofen zu backen pflegt. Sie wußte, daß ich dafür eine Schwärmerei hatte von meiner Kindheit an. „So, Annchen,“ sagte sie, „nun wollen wir noch einmal recht vergnügt sein.“

Ich muß dazu wohl ein wenig geseufzt haben, denn sie sah mich mit den guten freundlichen Augen eine Weile an und sagte: „Ich bin ganz ruhig und heiter, Kindchen, denn alles ist fertig, und das übrige steht in Gottes Hand. Sollte es, wie mir meine Ahnung sagt, nicht glücklich ablaufen, so habe ich in den letzten acht Tagen so nach und nach, denn viel kann ich ja nicht leisten, wie du weißt, alles vorbereitet, daß niemand eine Last davon hat, und alles wie am Schnürchen gehen wird. Und als ich damit gestern fertig war, bin ich hinausgefahren zum Mathäikirchhof und habe mir das hübsche Plätzchen angesehen, das ich mir schon vor Jahren gekauft habe. Es war ein herrlicher Tag, die Sonne schien, die Vögel sangen, und rings auf dem Kirchhofe blühten die Rosen. Es war still und friedlich dort, und das Stadtgeräusch tönte nur ganz von ferne herüber. Zu beiden Seiten an meinem Plätzchen haben sie in den letzten Jahren schon welche begraben, es wartet recht auf mich. Rechts von mir liegt ein Professor, links eine Geheimrätin, da werde ich in der besten Gesellschaft sein, viel zu vornehm für mich, wie ich meine. Und, denke dir nur, auf dem einzigen Fleck Erde, der mir gehört, standen die herrlichsten Blumen und

reizendes Zittergras. Da habe ich mir denn, obwohl mir das Bücken recht schwer fällt, ein Sträußchen gebunden, — siehst du, dort in der Vase steht es — das nehme ich mit nach Bethanien: es soll neben meinem Bette stehen. Als ich dies Sträußchen pflückte, da sang in der Nähe in einem wilden Rosenbusch ein kleiner Vogel so schön, als wollte er immer sagen: ‚Wie schön ist doch die Welt, wie herrlich ist das Leben!' Und mitten in seinem Liede flog er singend in die Luft, als könne er anders seine Freude nicht bändigen. Wie schade, daß ich davon nichts verstehe, ich hätte gern gewußt, wie dieser kleine Vogel genannt wird, der zwischen Gräbern, Cypressen und Totenkreuzen so vergnügt ist. Wenn er nächstens dort wieder singt, werde ich es wohl nicht hören, obwohl ich zugegen bin."

Ich griff nach ihrer Hand und streichelte sanft die zarten welken Finger. Sprechen konnte ich nicht.

Sie aber stand auf, ging geschäftig an ihre alte gebauchte Erbkommode mit den blitzenden Messingbeschlägen und zog mühsam die oberste Schublade auf. Dort lag ein ganzer Anzug, alles sauber und glatt bei einander. Sie hob die Teile einzeln auf, zeigte sie mir, strich sie mit zarter Hand wieder glatt und bettete sie liebevoll wieder an ihren Ort. Alle diese Kleidungsstücke waren weiß und zierlich gestickt, die Wäsche jedoch ohne Namenszeichen, wie das ein alter Gebrauch ist. Gedanken, die man gar nicht haben möchte, tauchen oft so schnell auf, daß man

nicht Zeit hat, sie zu unterdrücken, und so schoß es auch mir durch den Sinn: darin muß sie reizend aussehen mit dem alten feinen Gesicht.

„Vorgestern," sagte sie dann, „habe ich mir meinen Sarg ausgesucht; ein sehr freundlicher Herr mit sympathischem Wesen führte mich in dem Magazin herum und zeigte mir alles. O, da gibt es Auswahl, daß es schwer wird, sich zu entscheiden. Da waren ganz prachtvolle Särge von Metall, die glänzten von Gold und Silber, so für Grafen und Kommerzienräte. Die reizten mich aber nicht, denn ich dachte, darin würde ich mich gar nicht wohl fühlen. Der freundliche Herr aber sagte: ‚O, gnädige Frau' — denn so nannte er mich — ‚wir werden schon etwas finden, wir sind auf jeden Geschmack eingerichtet.' Und dann zeigte er mir einen sehr schönen schwarzen, der glänzte fein und vornehm, als ob er von Ebenholz wäre. ‚Sehr hübsch,' sagte ich, ‚wenn er nur nicht schwarz wäre, das sieht so traurig aus.'

‚So würde ich zu hellgelb raten,' antwortete er, ‚wir haben dieselbe Qualität auch in hellgelb. Sehen Sie hier!'

‚Der gefällt mir,' sagte ich, ‚nur daß er mit schwarzem Krepp garniert ist, das sieht wieder so traurig aus.'

‚Diese Garnitur ist sonst sehr beliebt, gnädige Frau,' meinte er nun wieder, ‚aber ganz wie Sie befehlen. Dürfte ich mir einen Vorschlag erlauben, so möchte ich Ihnen etwas raten, was wir schon

öfter gemacht haben. Denken Sie sich hier, und hier, und so weiter — Sträußchen von zwei oder drei schönen Rosen und dazwischen immer eine hängende Guirlande von kleinen schottischen Röschen — das macht sich entzückend und sieht sehr freundlich aus.'

Mir gefiel das auch sehr, wir machten es so ab und beredeten den Preis. Dabei sagte er: ‚Haben gnädige Frau vielleicht das Maß schon genommen, oder darf ich jemanden hinschicken, daß er es thut?'

Ich antwortete: ‚Das können Sie gleich hier nehmen, der Sarg ist für mich.'

Nun sah er aber etwas verblüfft aus und schnappte ein paarmal nach Luft, bis ich ihn aufklärte und ihm sagte, wenn das Geschäft auch nicht ganz sicher wäre, so solle ihm der Auftrag doch nicht entgehen, dafür würde ich schon sorgen.

Er fand denn auch bald seine alte liebenswürdige Freundlichkeit wieder, schrieb sich alles auf, und als wir uns trennten, äußerte er unter vielen Dienern die herzlichsten Wünsche für mein Wohlergehen und wünschte mir viel Glück. Kein Diplomat hätte sich feiner benehmen können.

Dann ging ich zu Schleicher, um mir einen Grabstein auszusuchen. Dort war ich noch nie und war ganz erstaunt, was man dort alles vorrätig findet: marmorne Engel mit Flügeln und Palmzweigen, reizende kleine Geniusse mit umgekehrten Fackeln, abgebrochene Säulen, schwere Granitmonumente und Kreuze und

Denksteine natürlich von allen Arten. Einen ganzen großen Kirchhof könnte man damit ausstatten. Die bescheidene Steinplatte, die für mich passend war, fand ich bald, denn ich hatte mich schon vorher entschieden, und da dies das letzte war, was ich zu besorgen hatte, so ging ich stillvergnügt nach Hause. Ich habe dann alles aufgeschrieben und dies mit dem nötigen Gelde in einen versiegelten Umschlag gethan, so daß alles bereit liegt.

Ich könnte ja nun, liebes Annchen, beruhigt in die Zukunft sehen, wenn ich nicht eine Furcht hätte, die mich sehr peinigt. Nicht vor der Operation, denn die wird ein Meister ausführen; was menschliche Kunst vermag, das wird geschehen, und für das übrige lasse ich den lieben Gott sorgen. Nein, ich ängstige mich vor etwas ganz Abscheulichem, das zu verhindern nicht in meiner Macht steht. Du weißt doch, man wird dabei betäubt, und in der Narkose, wo man seiner Sinne nicht mächtig ist, da sagt man oft ganz häßliche Dinge. Denke nur, Annchen, ich habe es erlebt an einer Freundin, die eine so gute sanfte Seele war, von der ich sonst nie ein böses oder unschönes Wort gehört habe. Ich war auf ihren Wunsch während der Operation im Nebenzimmer, und da zufällig die Thür aufgesprungen war, hörte ich, was sie redete, als sie in der Betäubung lag. Schrecklich hat sie gescholten und ganz abscheuliche Wörter gebraucht; ich hätte gar nicht geglaubt, daß sie solche Wörter überhaupt kennte. Siehst du, das ist es, wovor ich mich ängstige. Ich würde mich tot schämen, wenn ich nach=

her erführe, daß ich auch so etwas Häßliches gesagt hätte."

Ich versuchte natürlich, ihr das auszureden, es gelang mir aber nicht, und mit dieser sonderbaren Furcht ist sie dann nach Bethanien gegangen. Am Tage nach der Operation fuhr ich dorthin und hörte, daß alles gut gegangen, und die beste Hoffnung auf Genesung vorhanden sei, durfte sie aber nicht sehen, da sie sehr schwach und angegriffen war. Ich sprach die Schwester, die ihre Pflege übernommen hatte, und diese erzählte mir folgendes: „Das erste, das Ihre Freundin that, als sie aus der Narkose erwachte, war, daß sie meine Hand ergriff, mir flehend in die Augen sah und mich fragte: ‚Was habe ich gesagt? Sagen Sie mir ganz ehrlich, liebe Schwester, was habe ich gesagt?'

Da konnte ich ihr der Wahrheit gemäß nur mitteilen: ‚Zuerst haben Sie mit deutlicher klarer Stimme das Vaterunser gebetet und nach einer Weile haben Sie hinzugefügt: O, was mußte unser Herr leiden! Das war alles.'

Sie hätten sehen sollen, welch ein Freudenschein über ihr Gesicht ging, als sie das hörte.

‚O liebe Schwester,' rief sie, ‚wie danke ich Ihnen, wie macht mich das glücklich!' Und sie richtete sich trotz ihrer Schwäche auf und hätte mir die Hand geküßt, wenn ich es gelitten hätte."

Jetzt ist meine Freundin schon seit einiger Zeit wieder in ihrer Wohnung und verhältnismäßig ganz munter und mobil. Wir haben kürzlich sehr ver-

gnügt ihre Genesung gefeiert, haben aus den schönen Meißener Tassen Kaffee getrunken und die köstlichen kleinen Kuchen dazu gegessen. Dabei erzählte sie mir: „Mein erster Gang war natürlich zu dem freundlichen Sargfabrikanten. Er erkannte mich gleich wieder, begrüßte mich sehr höflich und sagte, er freue sich außerordentlich, mich so wohl zu sehen. Das kam so aufrichtig und ehrlich heraus, daß er mein ganzes Herz gewann, um so mehr, da ich doch diesen Mann in seinen geschäftlichen Hoffnungen eigentlich etwas getäuscht hatte. Ich kam ja auch, um mich darüber mit ihm auszusprechen.

‚Aus unsrer Verabredung kann einstweilen nichts werden,‘ sagte ich, ‚aber sie bleibt bestehen, ganz fest, dafür habe ich schriftlich Sorge getragen. Sie wissen ja noch, hellgelb mit den Rosenguirlanden. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.‘

‚Jawohl, ich weiß,‘ sagte er und verbeugte sich wieder, indem er sanft die Hände umeinander rieb, ‚und es soll mir eine ganz besondere Freude sein, auf die Ausführung Ihres geschätzten Auftrages noch recht lange warten zu dürfen.‘

Nicht wahr, Annchen, das war doch recht nett gedacht und gesagt, noch dazu von seinem Standpunkt aus, wo er doch davon lebt. Die Leute schreien immer so viel jetzt, die Welt wäre so schlecht, das kann ich gar nicht finden. Wenn man nur selbst immer recht gut zu den Menschen ist, da findet man auch welche, die es wieder sind. Das ist meine Ansicht von der Sache, was denkst du, Annchen?“

So erfreut sich nun die alte Gouvernante des neu geschenkten Lebens und sieht heiter und ruhig in die Zukunft, denn der Gedanke an das schöne friedliche Plätzchen auf dem Kirchhofe und an den hübschen gelben Sarg mit den Rosenguirlanden hat keine Schrecken für sie.



Der Neunköter.





Die kleine Geschichte, die ich erzählen will, ist nach einem Vogel benannt, der leider einen sehr schlechten Ruf besitzt und mit den häßlichsten Namen bezeichnet wird. Davon sind Dorndreher und Dorngreuel noch die besseren, rotrückiger Würger und Würgengel dagegen klingen schon sehr nach Mord und Totschlag, und der Ausdruck Neuntöter nun gar hat etwas Düsteres, Blutiges und Geheimnisvolles an sich, schaurige Vorstellungen erweckend von systematisch betriebenem Massen- und Gewohnheitsmord. Leider muß nun der Wahrheit gemäß bezeugt werden, daß diese Namen wohlverdient sind und daß dieser Vogel, trotzdem er nicht viel größer ist als ein Sperling, einen bösen Räuber vorstellt und dazu die grausame Gewohnheit besitzt, seine aus Heuschrecken, Käfern, Eidechsen, kleinen Fröschen und jungen Nestvögeln bestehende Beute auf Dornen zu spießen, um sie bequemer verzehren zu können. Darum hat nun das gefährlichste Raubtier dieser Erde, der Mensch, der es als sein alleiniges Vorrecht betrachtet, alle andren Geschöpfe, die ihm schmecken, mehr oder weniger grausam zu töten und aufzuessen, mit vollem Rechte diesen kleinen hübschen Vogel mit so bösen

Namen belegt und ich bin überzeugt, die Frau Geheimrätin kann ihn nicht ohne inneren Schauder betrachten, wenn sie solche schlechte Dinge von ihm hört. Mir ist zwar nicht bekannt, ob diese Dame weiß, daß in ihrer Küche die Fische lebendig geschuppt und die Krebse mit kaltem Wasser zum Kochen aufgesetzt werden, und daß die Köchin, um den fast unsterblichen Aal zu bewältigen, diesen sich in Salz tot laufen läßt, doch hoffe ich, um ihrer schönen Menschlichkeit willen, daß ihr solche Thatsachen nicht bewußt sind. Theodor Storm sagt sehr gut:

„. . . . . . . Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche."

— und leider hat er recht.

In vielfachen sehr ergötzlich zu lesenden Romanen sind mir nun aber schon Räuber begegnet, die sich, wenn sie nicht gerade in ihrem mühevollen Berufe thätig waren, als höchst angenehme Gesellschafter und sehr nette Leute erwiesen. Sie spielten sogar mit nicht zu verachtender Geschicklichkeit die Mandoline, sangen dazu zärtliche Lieder und trugen in ihren dunklen Augen einen Ausdruck sanfter Melancholie, der in allen fühlenden Weiberherzen die Flamme der Liebe entzündete. Sie waren bis auf das bißchen gelegentliche Morden, was nun einmal der Beruf mit sich brachte, edel, hilfreich und gut, unbeschreiblich galant gegen die Damen und nahmen niemals denen etwas fort, die nichts hatten. An diese anziehenden Charaktere erinnert mich nun immer der Neuntöter, denn er ist unter unsern einheimischen Vögeln einer der lieb-

lichsten Sänger. Zwar auf Eigenes versteht er sich nicht recht und gleicht darin unsern menschlichen Sängern, die auch meistens nicht selber was ersinnen, sondern das vortragen, was andre sich erdacht haben. Alle Singvögel, die sich in der Umgebung seines Wohnsitzes hören lassen, ahmt der Neuntöter nach, und zwar auf das lieblichste und genaueste, das trillernde Lied der Lerche sowohl als den schwerfälligen Gesang der Amsel, den schmetternden Schlag des Finken ebenso gut als das krause Geschwätz der Rauchschwalbe, kurz die mannigfachsten Gesänge hinter- und durcheinander in emsiger Abwechslung, so daß man nicht müde wird, ihm zuzuhören. Dabei ist jedoch zu beachten, daß es unter diesen Vögeln Künstler und Stümper gibt, manche können viel, manche wenig, im allgemeinen aber darf man annehmen, daß die älteren Männchen auch die besseren Sänger sind.

Seit einigen Tagen trug ich mich nun schon mit dem Gedanken, auf welche Art ich wohl meinem schwerkranken an das Zimmer gefesselten Freunde, dem Landschaftsmaler Richard Böhlau, eine dauernde Unterhaltung zu schaffen vermöge. Mit solchen Erwägungen soeben noch beschäftigt, trat ich in den Laden eines Vogelhändlers, um, wie es meine Gewohnheit war, mich nach Neuigkeiten umzusehen, denn die Frühlingszugzeit war im besten Gange und in diesen Wochen hat man öfter Gelegenheit, allerlei Seltenheiten des Vogelhandels zu Gesicht zu bekommen. Es war nun gerade eine Sendung rotrückiger Würger angelangt

und die Vögel flatterten unbändig und scheu, wie es ihre Art ist, wenn sie wild eingefangen sind, in einem Kistenbauer. Es waren meist jährige Vögel, wie ich an der matteren Färbung und dem bräunlichen Tone der Brust erkannte, aber einer war darunter, der mein Herz sofort mit stiller Begier des Besitzes erfüllte. Fürwahr, das war ein ganz alter Herr und entsprach vollständig der Schilderung, die Naumann von einem „recht sehr alten Männchen" entwirft. Insonderheit das leuchtende Rotbraun des Rückens und die schön rosenfarbig angeflogene Brust hoben ihn bedeutsam von seinen jüngeren Genossen hervor. Zugleich gingen mir die vorhin angeführten Eigenschaften durch den Sinn und die Erleuchtung kam mir, daß ich für meinen armen Freund, der ein so großer Liebhaber und Kenner der Natur war, nichts Besseres finden könne, ihm seine einsamen Stunden zu erheitern. Ich kaufte den Vogel, dazu ein großes Nachtigallenbauer, ein Quantum frischer Ameisenpuppen und einige Schock Mehlwürmer und gab die Zeit am Nachmittage an, da alles in die Wohnung meines Freundes gesendet werden sollte. Es war gerade ein Freitag und an jedem Freitagnachmittage pflegte ich mich nach Böhlau umzusehen.

⁂

Auf dem Platz am Kreuzungspunkte zweier bekannter Straßen im Westen von Berlin steht eine wunderschöne Platane, die den Sommer hindurch im Schmuck des dichten Laubes prangt und im Winter mit unzähligen schwärzlichen Stachelkugeln behängt ist. Verfolgt man von diesem Baume aus die eine der sich kreuzenden Straßen nach südöstlicher Richtung, so gelangt man sofort in einen der stillsten Winkel dieser Gegend, denn es zeigt sich, daß die Straße alsbald sackartig verläuft und ihr Ende durch den Zaun eines Parkes mit hohen Bäumen begrenzt wird. Auf einem der Grundstücke dieser abgelegenen Ecke hatte Richard Böhlau im Garten sein Atelier, das an den Hinterflügel des Hauses angebaut worden war. Dort hielt er sich fast ausschließlich auf, obwohl er in dem Hinterflügel noch eine durch eine finstere Wendeltreppe erreichbare kleine Wohnung besaß, wo sich die Schlaf- und Wohnräume befanden und sein wunderlicher alter Diener hauste. Zur spärlichen Erleuchtung dieser Treppe diente ein Fenster, das hoch in der Wand des Ateliers angebracht war und von diesem das Licht aus zweiter Hand erhielt. Dieses dunkle Fenster in der Wand der Malerwerkstatt hatte für mich etwas Unheimliches, und wenn ich die Augen zu ihm erhob, erwartete ich stets, daß etwas Grauliches daraus hervorschauen möchte. Man konnte von dort oben das ganze Atelier übersehen, und manchmal hatte ich Böhlau gefragt, was er wohl sagen würde, wenn er einmal, von seiner Wohnung kommend, durch das Fenster schaute und sich dann selber unten im

Atelier an der Staffelei stehen und malen sähe. Er hatte dann lachend gesagt: „Ich würde schnell hinunterspringen und dem infamen Kerl das Genick umdrehen.“ „Ja, wenn er aber dann nicht mehr da ist?“ hatte ich ihm entgegnet. Dann wurde er ganz zornig. „Ach, Sie sind ein ganz unverbesserlicher Phantast,“ sagte er, „ich fürchte, Sie glauben an Doppelgänger und dergleichen Zeug. Sie haben ja auch Sinn für Märchen, Sagen und Träume. Ich hasse das. Alles Unreelle ist mir in der Seele zuwider. — Die Zeiten sind ja, Gott sei Dank, vorüber, wo man einen Schwind und einen Steinle verehrte, und nur Träumer, wie Sie einer sind, hängen ihnen noch an. Nein, ich lobe mir die reine Natur und male, was ich sehe.“

Dann waren wir richtig wieder bei einem unerschöpflichen Streitthema angelangt — denn ich war der Meinung, daß diesen beiden Romantikern unter den Malern, zu denen ich noch den früh verstorbenen Rethel rechnete, der echteste Ausdruck deutschen Wesens gelungen ist, daß sie von allen Malern der Neuzeit am meisten Nationales hatten, während mein lebhafter ausschließlich auf das Reale gerichteter Freund in ihren Hervorbringungen nichts als krankhafte Fieberphantasien zu erblicken vermochte. Dagegen war sein Respekt vor dem, was er Natur nannte, fast abergläubisch zu nennen. Ich erinnere mich einer Zeit, als er einmal ein schön in wechselvoller Landschaft gelegenes Dorf in Mecklenburg mit uralten bemoosten Strohdächern entdeckt hatte. Er schrieb mir begeistert,

dies Dorf und seine Umgebung wimmele so von Motiven, daß es ihm auf Jahre hinaus Arbeit gebe, und ich solle ihn doch einmal besuchen. Da ich mich gerade in Warnemünde aufhielt, so fuhr ich hinüber und fand ihn mitten im Sumpf, wo er sich ein kleines Pfahlgerüst hatte bauen lassen und in einer Wolke von Mücken und Stechfliegen eifrig einen kleinen Tümpel mit spiegelndem Wasser, Schilfrohr, Weidengebüsch und Graskufen malte, der den grauen Strohdächern des Dorfes und den dämmernden Hügellinien der Ferne als Vordergrund diente.

„Ich bin hier in Wasserstiefeln so lange herumgewatet," sagte er, „bis sich alles richtig zusammenschob, denn von da oben gibt's kein Bild — die Natur ist rücksichtslos gegen uns Maler."

Da ich nun keine Wasserstiefel hatte, mußten wir unsre Unterhaltung aus der Ferne führen. Bald aber packte er seine Sachen zusammen, watete ans Land und wanderte mit mir in der Gegend umher. Wir gelangten an einen Hügelhang und hier führte er mich fast geheimnisvoll an einen Dornbusch und sagte: „Hier oben gibt es zwei Punkte, von denen aus dies wundervolle Dorf zu bewältigen wäre. Dies ist der eine. Sehen Sie nur, wie die Straße sich hier in das Dorf hineinwindet, wie durch die Lücken zwischen den Häusern die Lichter auf sie fallen und wie sie allmählich zwischen den sich vorschiebenden Häusern und dem Grün der Obstbäume verdämmert. Ein reizvolles Motiv. Aber der Hintergrund taugt nicht viel; wie die Dächer dort gegen den Himmel

abschneiden, das wirkt nicht. Nun kommen Sie aber einmal mit."

Wir gingen ein tüchtiges Stück zur Seite und höher an dem Hügelhang hinauf bis zu einem alten Holunderbaum, der, aus einer Mauer hervorgewachsen, Hunderte von weißen Blütentellern dem Sonnenlichte darbot. Von hier schauten wir wieder auf das Dorf hin. Eine dämmernde Ferne mit sanft geschwungener Hügellinie war hinter ihm aufgestiegen und weithin ein zweites Dorf, das wie ein blasser Traum in nebligem Dufte lag. Zur Seite blitzte ein Stückchen See — es war ein ganz andres Bild als vorhin, denn die Landstraße war bereits hinter dem ersten Hause des Dorfes verschwunden und kam fast nicht mehr zur Wirkung.

„Sehr schön," sagte ich.

„Ja, ja," antwortete er, „aber hier taugt nun wieder der Vordergrund nichts."

„Nun, da nehmen Sie doch von beiden Ansichten das Beste und kombinieren es miteinander. Das muß ja ein prachtvolles Bild geben."

Er sah mich an, als hätte ich ihn aufgefordert, dem Kölner Dom die Fenster einzuwerfen oder sonst eine ähnliche Tempelschändung zu begehen. „Da sieht man wieder," sagte er, „daß Sie gar keinen Respekt vor der Natur haben, Sie unverbesserlicher Phantast."

Das Merkwürdigste aber war, daß trotz alledem die Landschaften von Richard Böhlau einen seltsamen poetischen Zauber ausübten, weil in diesem Manne,

der sich selbst nur für einen treuen Kopisten der Natur hielt, ein gutes Stück von einem Poeten steckte, nur daß er sich dessen selber gar nicht bewußt war.



Seit längerer Zeit nun aber war es für den Maler mit den Studien in der freien Natur vorbei, denn unheilbares Siechtum bannte ihn ans Zimmer und gestattete ihm höchstens, bei schöner Witterung ein wenig in dem kleinen Garten spazieren zu schleichen. Er schaffte zuweilen noch einiges, indem er vorhandene Studien ausführte, doch zuletzt gab er auch dies auf, weil er den Anstrengungen nicht mehr gewachsen war. Als ich ihn an jenem Freitag nachmittag besuchte und bald darauf die Sendung vom Vogelhändler ankam, schien er dies Geschenk, das Pflege und Wartung beanspruchte, mit etwas säuerlicher Miene aufzunehmen und hatte auf meine begeisterte Schilderung der Genüsse, die ihm dieses wild und unbändig in dem neuen ungewohnten Käfig umhertobende Tierchen bereiten würde, nur ein resigniertes Lächeln. Ich suchte für den scheinbar nur aus Höflichkeit angenommenen Zimmergenossen einen guten Platz aus, verhüllte den Käfig einstweilen durch ein grünes Tuch und überließ das weitere ruhig der historischen Entwicklung.

Als ich nach einer Woche wieder zu meinem Freunde kam, ging er mir freudig entgegen und auf

seinem Angesicht sah ich ein Leuchten, das ich dort schon lange vermißt hatte. „Sie wissen gar nicht, was Sie mir geschenkt haben," sagte er; „den Frühling, den ich so schmerzlich entbehren muß, haben Sie mir ins Haus gebracht, ich lebe wieder draußen in der schönen grünen Welt, alles durch diesen Vogel." Dabei wendete er sich und sah liebevoll auf den Neuntöter hin, der schon viel weniger wild in seinem Käfig auf und ab hüpfte. „Lassen Sie sich erzählen," fuhr er fort, als wir uns gesetzt hatten:

„Ich will nun gleich offen gestehen, daß mich Ihr Geschenk im Grunde mehr ärgerte, als erfreute. So sehr ich auch die Vögel in der Freiheit liebe und mich mit ihnen beschäftige, so oft habe ich schon meine Abneigung gegen gefangene Vögel ausgesprochen. Sie wußten dies und mir schien deshalb Ihr Verfahren unverständlich. Ich ärgerte mich über das unbändige Tier und als ich ihm am andern Morgen Futter gab und dabei sein wildes Toben mit ansehen mußte, da hätte ich ihn am liebsten fliegen lassen. Später beruhigte er sich wieder hinter seiner grünen Decke und als ich nachher lesend auf dem Sofa lag und es ganz still war, nur daß ich zuweilen ein neues Blatt umwendete, da gab er auf einmal sonderbare Töne von sich: ‚Gaak, gaak', sagte er plötzlich, und darauf folgte ein Finkenschlag, so sauber und nett wie nur möglich, er klang so, als käme er hoch aus einem Baumwipfel. Dies schien eine vorläufige Probe zu sein, denn nach einer Weile begann er wieder und zwar mit dem Wachtelruf mehrfach wiederholt. Daran

schlossen sich die verschiedensten Locktöne und dann ging er zu einem langanhaltenden Lerchengesang über von so gedämpftem Klange, als töne er hoch aus der blauen Luft hernieder. Jetzt schien die Scheu gebrochen, denn nun blieb es so bei, bald ein Stück schwerfälligen Amselgesanges wie aus entferntem Walde tönend, bald das dahinrieselnde Lied der Dorngrasmücke, bald ein Stückchen vom Baumpieper mit dem langausgezogenen hinsterbenden Zia, zia, zia, bald ein bißchen vom Gartenlaubvogel und zum Schluß ganz deutlich und täuschend ähnlich das knarrende Geschwätz des Drosselrohrsängers und zwar ganz vollständig. Ich war zugleich erheitert und entzückt, zumal der Vogel nach kurzer Pause zeigte, daß sein Reichtum noch lange nicht erschöpft sei, denn mit dem krausen Gesang der Rauchschwalbe begann er plötzlich wieder, und zwar klang dieses, als flöge sie in der Luft vorüber, so daß das Lied an Stärke abnahm und das gedehnte Zerrr am Schluß wie aus weiter Ferne klang. Daran schloß sich der scheltende Warnungsruf der Amsel und in stetem Wechsel allerlei andres, das ich zum Teil wegen mangelnder Kenntnis nicht richtig unterbringen konnte. So ging es weiter den Tag über und all die andern Tage fort, ich wurde nicht müde ihm zuzuhören. Das Seltsamste aber ist, daß aus diesen nachgeahmten Vogelgesängen in meinem Geiste sich allmählich eine Landschaft aufbaute, die ich deutlich vor mir sehe, in der ich träumend umherwandle. Denn da ich weiß, daß der Neuntöter nur die Gesänge der Vögel wiedergibt,

die sich in seiner nächsten Umgebung hören lassen, so ward meine Phantasie sofort angeregt, und nun sehe ich ganz genau den Ort vor mir, wo dieser Vogel wohnte. Zwischen Kornfeld und Wiese eingesprengt liegt ein Gebüsch von Weißdorn, Schneeball, Haseln, Weiden und wilden Rosen, einzelne Bäume ragen darüber hinaus. Ueppiges Gras und Kraut schießen an den Rändern durch die Zweige empor, Geißblatt und Hopfen durchranken es. Auf breiten Klettenblättern sonnt sich der Laubfrosch, in der Luft stehen die Schwebefliegen, tanzen die Libellen. Gegenüber wird die Wiese vom Hochwald begrenzt, zwischen den Stämmen dämmern bläuliche Schatten. Von dorther schallt aus Wipfelhöhen der Schlag unzähliger Buchfinken, der schwermütige Gesang der Amsel und das unermüdliche Lied des Baumpiepers. Zur Seite geht die Wiese in raschelnden Rohrwald über, dahinter blinkt ein See mit fernen dämmernden Uferbuchten. Von hier tönt das knarrende Geschwätz des Drosselrohrsängers, den man bei mir zu Lande so treffend Karrekiekkiek nennt. Ueber der blinkenden Feuchte des Seespiegels schweifen die Schwalben, zuweilen schießt eine jagenden Fluges herbei und schwingt sich um das Gebüsch, zugleich in der Luft ihr Liedchen singend. Und aus dem Korn schallt fern der Ruf der Wachtel, das Krähen des Rebhahnes, und über dem Korn schwebt Lerchengesang nah und ferne, während im Gebüsch eine Grasmücke leiert und im Baumwerk darüber der fleißige Gartenlaubvogel unermüdlich sein Missing, missing in den

Klang seines reichen Liedes mischt. Ach, ich rieche den Duft der Wiesenkräuter und den gewürzigen Hauch des Seeufers, den zuweilen ein Wind herüberträgt."

So kannte ich meinen Freund noch gar nicht; ich sah ihn beifällig zustimmend an und nickte. Ueber seine blassen von den Spuren unheilbaren Siechtums durchfurchten Züge ging ein liebenswürdiges Lächeln. „Nun dürfen Sie mich einen Phantasten schelten," sagte er, „thun Sie es nur, es soll mich nicht kümmern, ich hab' doch meine Freude dran."

* * *

Mit meinem Freunde ging es zu Ende, bei jedem Besuche fand ich ihn schwächer, und als ich am nächsten Freitage wiederkam, fiel mir dies ganz besonders auf. Zugleich aber bemerkte ich, daß seine Staffelei ausnahmsweise wieder ans Licht gerückt war und auf einem Stuhle daneben Malgerätschaften ausgebreitet lagen. Es stand auf der Staffelei kein Bild, sondern ein großer flacher Kasten mit verschlossenem Deckel. Mein Freund war trotz seines kranken Aussehens von einer gewissen inneren Heiterkeit erfüllt und sprach von neuen landschaftlichen Entdeckungen, die er durch die Vermittlung des Vogelgesanges gemacht hatte; fürwahr er lebte ganz in diesem Bilde seiner Phantasie. „Wenn ich erst wieder gesund bin," sagte er, „da will ich ausziehen und nicht eher ruhen, bis ich eine solche Gegend gefunden habe, wie sie mir vorschwebt, und dann male ich für Sie davon ein

Bild als Dank für diesen wunderbaren Vogel." Dabei schweiften seine Blicke wie unwillkürlich nach dem schwarzen Kasten auf der Staffelei hin, doch als er bemerkte, daß ich diesen Blicken gefolgt war, ward er ein wenig rot und ließ seine Blicke verwirrt über die Wände seiner Werkstatt schweifen. „Wenn ich wieder gesund bin," das war sein drittes Wort in dieser ganzen Zeit so oft gewesen; ich konnte es nicht anhören, ohne einen leisen Schmerz im Herzen zu fühlen.

Als ich wieder fortging, hatte mir sein alter Diener draußen aufgelauert und fragte, ob er mich eine Strecke begleiten dürfe, er habe mir etwas mitzuteilen. Dann drehte er verlegen die Hände umeinander, kraute sich ein wenig in den grauen Haaren, die verräterisch unter seiner fuchsigen Perücke hervorschauten, und begann endlich: „Es ist nur wegen meines Herrn. Herr Böhlau haben etwas vor. Sie schließen sich ein. Und ich will es nur sagen, Herr Doktor, weil Sie doch der Freund des Herrn Böhlau sind: In dem schwarzen Kasten da steckt es. Und wenn ich dann endlich schon zehnmal an die Thürklinke gefaßt habe und endlich an zu klopfen fange, dann schelten der Herr Böhlau und sagen, ich solle mich scheren und ihn in Ruhe lassen. Ich bin doch immer sonst aus und ein gegangen und der Herr Böhlau haben niemals Geheimnisse gehabt."

„Nun, was meinen Sie denn, was Herr Böhlau vorhat?" fragte ich. Er zuckte die Achseln. „Ich glaube, der Herr Böhlau malen," sagte er. „Und

der Herr Sanitätsrat haben es doch verboten. Manchmal dauert es an die zwei Stunden. Und wenn ich dann endlich die Thür wieder offen finde, dann liegen der Herr Böhlau auf dem Sofa und es ist nicht zu sagen, wie dann die Brust geht und wie matt sie aussehen, und wie sie husten. Ich habe schon oben durch das Fenster gesehen, aber der große Teppich, für den sich Herr Böhlau das Gerüst haben machen lassen, hängt davor und es ist nichts von ihnen zu sehen. Und ich wollte nur fragen, Herr Doktor, ob ich dem Herrn Sanitätsrat das sagen muß?"

„Das können Sie thun," sagte ich, „aber ich fürchte, es wird nicht viel nützen, Herr Böhlau hat seinen eigenen Kopf."

„Haben sie, haben sie," sagte der Alte wehmütig und verabschiedete sich unter vielen Entschuldigungen.

Das Geheimnis des schwarzen Kastens wurde auch während der nächsten Wochen nicht aufgeklärt. Mein Freund schwieg darüber, und ich fühlte mich nicht berechtigt, danach zu fragen. Als ich zum letztenmal da war, fand ich ihn zwar äußerst angegriffen und sein blasses Gesicht von einer zarten Wachsfarbe überhaucht, allein er schien mir von einer stillen inneren Befriedigung erfüllt zu sein und behauptete sich wohler zu fühlen wie seit lange. Es fiel mir auf, daß seine Blicke zeitweise, wenn er sich unbeobachtet glaubte, mit einer gewissen Wärme auf seiner Staffelei und dem verschlossenen Kasten ruhten. Am

andern Vormittag kam der alte Diener eilig gelaufen und teilte mir mit, daß sein Herr soeben gestorben sei. Ich ging sofort mit ihm und fand meinen Freund angekleidet auf dem Sofa, halbaufgerichtet, im Rücken von Kissen unterstützt, das Gesicht seinem Vogel zugewendet. In dieser Stellung war er sanft eingeschlafen. Der Diener ließ mich eine Weile allein, und als ich nun ganz still dasaß und meinen Freund anschaute, dessen Antlitz die unwandelbare Ruhe des Todes zeigte, da begann der Neuntöter zu singen hold und lieblich wie eine Lerche aus der hohen blauen Luft. Es war das erste Mal, daß ich selbst diesen Vogel hörte.

Im Nachlasse meines Freundes fand sich ein verschlossener Brief, an mich gerichtet. Sein Inhalt war folgender:

Lieber Freund!

Diesen Brief werden Sie erhalten, wenn ich nicht mehr bin. Ich hinterlasse Ihnen zum Andenken den Inhalt des Kastens, der auf meiner Staffelei steht. Darin befindet sich mein letztes Bild, und zugleich das erste, das ich nicht nach der Natur gemalt habe. Ein solches Verfahren hat, wie Ihnen wohl bekannt ist, meinem künstlerischen Gewissen von jeher widerstrebt und diesmal bin ich nur deshalb von meinen strengen Grundsätzen abgewichen, weil ich keinen bessern Weg wußte, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen für das Geschenk, das mich in den schweren Stunden meiner Krankheit bis in die tiefste Seele erheitert und erfreut hat. In gewissem

Sinne, denke ich, ist auch diese Landschaft nach der Natur, denn ich habe nur gemalt, was der Vogel mir gesungen hat. Nehmen Sie auch das Tierchen an sich und verfügen Sie nach Gutdünken darüber. Und nun leben Sie wohl, guter Freund!

Ihr

Richard Böhlau.



Drei Tage später, an einem schönen Morgen am Ende des Juni ward mein Freund auf dem Mathäikirchhofe begraben. In einem kleinen verhüllten Bauer hatte ich den Neuntöter mit, und als die vielen schönen Kränze auf dem frischen Hügel geordnet waren und das Leichengefolge sich zerstreut hatte, stellte ich den Käfig auf das Grab und öffnete seine Thür. Wild und ungestüm schoß der überraschte Vogel in die Luft empor und setzte sich nach einer Weile in den Wipfel einer Traueresche. Dort erst überkam ihn das ganze Wonnegefühl der wiedererlangten Freiheit. Er wippte und drehte, wie es die Art dieser Vögel ist, heftig mit dem Schwanze und stieß mehrfach seinen Lockruf aus. Dann stürzte er sich hinab und flog schnell in hüpfenden flachen Bögen auf eine entfernte Gebüschgruppe zu, wo ich ihn aus den Augen verlor. Ich denke, er wird seine grüne Heimat bald wieder gefunden haben.

Auf der nächsten Ausstellung hing das letzte Bild meines Freundes geziert von einem Lorbeerkranz mit schwarzer Florschleife. Alle Verehrer seiner Kunst waren sich einig, daß ein Bild von tieferer Wahrheit und zugleich feiner poetischer Auffassung aus seiner Werkstatt noch niemals hervorgegangen sei.

Das letzte Geleit.







Die Begebenheit, die ich hier erzählen will, hat sich in Berlin wirklich zugetragen.

Eine kleine Gesellschaft von Künstlern und Architekten hatte, durch wechselnde Gespräche vielfach angeregt, weit über die Mitternachtsstunde hinaus in einem kleinen Weinhause beisammen gesessen. Der Angesehenste unter ihnen, ein Baumeister, den ich Hubert nennen will, ein Mann von Geist und Empfindung und auf vielerlei Gebieten zu Hause, gehörte zu jener immer seltener werdenden Klasse von Architekten, die mehr Künstler als Geschäftsleute sind. Die Gabe der Rede stand ihm in hohem Grade zu Gebote, und durch anregende Einfälle wußte er immer wieder das Gespräch zu beleben, so daß schließlich, als die Gesellschaft aufbrach, die Stunde nicht mehr spät, sondern früh zu nennen war. In die heitere und angeregte Stimmung, mit der die Freunde in die warme Mainacht hinaustraten, paßte sehr wenig der finstere Anblick eines Leichenwagens, der, von sechs schwarzgekleideten Trägern begleitet, langsam auf der menschenleeren Straße dahergerumpelt kam. Verwundert darüber, daß man zu so ungewöhnlicher

Stunde jemanden zu Grabe bringe, und seltsam berührt durch den Gegensatz des eigenen schäumenden Lebens zu der finsteren Feierlichkeit des Todes, standen die jungen Männer eine Weile und ließen das düstere Gefährt herannahen. Hubert redete den einen der Träger an und erfuhr, daß man einen Selbstmörder in dieser stillen Stunde, um Aufsehen zu vermeiden, zu Grabe brächte. Wie so oft in seinem Leben, einem plötzlichen Antriebe auf der Stelle folgend, wandte sich Hubert leise, aber eindringlich fragend an seine Genossen: „Soll dieser Unglückliche seine letzte Fahrt ohne Geleit machen?“ Und hingerissen von der Wirkung des Augenblicks, schlossen sich alle stillschweigend und paarweise dem einsamen Leichenwagen als Gefolge an. Die Träger sahen sich anfangs wohl bedenklich um; doch als sie die feierliche Stille und Gemessenheit dieses unerwarteten und seltsamen Trauergeleites bemerkten, ließen sie die jungen Männer gewähren.

Es war gerade jener kurze Zeitraum eingetreten, in dem selbst eine so große Stadt, wie Berlin, wirklich zu schlafen scheint und die wenigen Menschen auf den Straßen sich in letzte Nachtschwärmer und erste Frühaufsteher einteilen, wo nur zuweilen ein einsamer Schritt durch die Nacht hallt. Der kleine Zug ging langsam die Straßen entlang und bog dann zur Seite ab, wo die Bäume eines großen Parkes ihre düsteren Zweige über die Mauer streckten und sich finster abhoben von dem nächtlichem Himmel, den die leise anbrechende Dämmerung bereits heller färbte.

Endlich hielt der Wagen vor dem Kirchhofe; die Träger schroteten den Sarg herab, und während ein Totengräber mit der Laterne voranging, begab sich der kleine Zug in das finstere Schweigen der Gräber. Hier war es ganz still, und man hörte nur die taktmäßigen Schritte der Träger, das sanfte Klirren der Laterne und das leise Knirschen der Sarggriffe. Zuweilen fiel das Licht der Laterne auf ein helles Kreuz oder eine schimmernde Marmorfigur, die sogleich wieder in den schwarzen Schatten der Cypressen versank. Dann wendete der Zug sich zur Seite, bis an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofes das harrende Grab erreicht war. Die Freunde nahmen schweigend um den Hügel der ausgeworfenen Erde ihren Stand, während der Sarg hinabgelassen ward, und schon ergriff der Totengräber den Spaten, um sein Werk zu beginnen, als er durch eine abwehrende Handbewegung Huberts unterbrochen ward und das blinkende Pflanzeisen des Todes wieder sinken ließ. Als der junge Baumeister seinen Hut abnahm, folgten die übrigen seinem Beispiele, und nun sprach er folgende Worte:

„Meine lieben Freunde und Genossen! Wir haben hier einem Manne das letzte Geleit gegeben, den wir nicht kennen, und den vielleicht keiner von uns in seinem Leben je gesehen hat. Wir waren nicht zu solchem Zwecke zusammengekommen, sondern hatten uns am gestrigen Abend vereinigt als froh ins Leben schauende Männer, um in heiterer Rede und Gegenrede fröhlicher Geselligkeit zu pflegen. Wir

haben uns unterhalten von unsern geringen Thaten und von unsern hochfliegenden Plänen, von kleinen Erfolgen und großen Hoffnungen. Wir alle sind Männer, die nicht sehnend zurückblicken in den Mondscheindämmer der Vergangenheit, wo die selige Insel der Kindheit liegt, — nein, mit festem Fuße stehen wir im klaren Sonnenlichte der Gegenwart, und frohen Mutes denken wir, die Zukunft uns zu unterwerfen. Wir sind Männer voller Hoffnungen und voller Entwürfe, wir sind erfüllt von ihnen, wie die leuchtenden Obstbäume, die dieser milde Mai mit schimmernden Blüten überdeckt hat. In solcher Stimmung und also freudigen Mutes traten wir hinaus, als uns dieser stille Wanderer begegnete auf seiner letzten Fahrt, als eine Mahnung, die lautet: Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? In tausend Blüten steht der Apfelbaum, aber wie wenige wird der Herbst als reife Früchte sehen!

Ueberfluß der jungen Kräfte
Bei des Lebens holdem Drang,
Vollgefühl gesunder Säfte
Schafft der Jugend Ueberschwang.

Wollt ihr danach schon bemessen,
Wie die Frucht gerät am Ziel.
Ach, so wollet nicht vergessen:
Wurm und Sturm vernichten viel!

Wir dürfen überzeugt sein, daß einst auch Hoffnungen und Entwürfe das Herz dieses stillen Mannes bewegten. Was sie aber zerstört hat, das wissen wir nicht, ob es ein Wurm war, der in seinem Innern

nagte, ob der Sturm widriger äußerer Umstände sie hinweggerissen hat, — wir wissen nur, daß er den Sprung in den gewissen Tod vorgezogen hat einem zweifelhaften Leben voller Qual. Es steht uns nicht an, ihn zu verdammen, denn wir kennen nicht die Größe der Last, die ihn erdrückt hat; wir sind nicht berufen, ihn zu richten, denn nur Gott weiß die Stärke seiner Schuld, — aber wohl geziemt es uns, ihn zu bemitleiden, denn was er auch war, das eine ist sicher: er war ein Unglücklicher. Der Mann stand wohl einsam hier im Leben, denn weder ein Verwandter, noch ein Freund hat ihn auf seiner letzten Fahrt geleitet. Da wir nun, meine lieben Genossen, einem augenblicklichen Antriebe folgend, diese Pflicht übernommen haben, so fordere ich euch auf, diesem einsamen Toten die letzte Ehre zu erweisen, ihm eine Handvoll Erde nachzuwerfen in sein Grab und mit mir ihm den Wunsch nachzurufen: Schlafe in Frieden!"

Der Totengräber, der, zwischen Verwunderung über dieses ungewöhnliche Ereignis und zwischen Zweifeln über die Zulässigkeit dieser Handlung schwankend, erst beim Schlusse der kurzen Rede recht zur Besinnung kam, reichte unwillkürlich, dem Triebe der Gewohnheit seines Gewerbes folgend, den gefüllten Spaten dar, und alle warfen in feierlichem Schweigen drei Hände voll Erde auf den dumpf tönenden Sarg hinab. Dann, dem Beispiele ihres Anführers folgend, standen sie, den Hute vor dem Gesichte, eine Weile lautlos da.

Unterdessen war es heller geworden, eine sanfte

graue Dämmerung war rings verbreitet, und ein Atemzug des Morgens rauschte durch das junge Frühlingsgrün. Ueber dem Häusermeere der unendlichen Stadt stand das Morgenrot und hatte in dem blassen Himmel einige goldene Wölkchen angezündet; fern vom Felde her klang das Tirelieren einer frühzeitigen Lerche, die aufgestiegen war, um die Sonne als die erste zu begrüßen.

Die Freunde bedeckten ihr Haupt, drückten im Vorübergehen Hubert schweigend die Hand und kehrten, ohne viel zu reden, in die Stadt zurück. Bald wurde das Häuflein immer kleiner, denn einer nach dem andern verlor sich mit stillem Gruße in eine Seitenstraße und wanderte nachdenklich der Gegend zu, wo er zu Hause war.

Ein Brief an den Frühling.





Lieber alter Freund!

Ich glaube wohl, daß ich dich so nennen darf, denn wir kennen uns nun schon viele Jahre, und du darfst glauben, daß meine Hinneigung zu dir in dieser Zeit immer nur gewachsen ist. Ich muß es dir endlich einmal sagen, wie gern ich dich habe, und wie sehr ich deine unvergleichliche Kunst verehre. Insonderheit im Winter, wenn die Erde zu Stein, das Wasser zu Glas und der Regen zu weißem Pulver gefroren ist, wenn Bäume und Gesträuche mit traurigen Besenreisern dastehen, und die vertrockneten Reste einst frischgrüner Ranken trübselig im Winde rascheln, da erfüllt mich zuweilen die tiefste Verwunderung, wie du, Zauberer, es anfängst, dies alles so köstlich zu verwandeln, den kalten, harten Stein des Bodens in einen üppigen durchblümten Teppich, die Besenreiser in schimmernde Blütenzweige und den erstarrten Spiegel des Teiches in weiße fließende Wellen, auf denen sich leuchtende Wasserrosen wiegen. Wir haben unter uns Menschen ja auch Zauberer, die allerlei können, zum Beispiel Eierkuchen in Cylinderhüten backen, ohne daß es diesen was schadet, und

aus demselben Hute holen sie nachher eine ganze Ausstattung für Zwillingskinder und so viele Bälle, daß man eine ganze Schule, und so viele Becher, daß man eine Compagnie Soldaten damit versehen kann; allein das sind doch nur öde und durchsichtige Gaukelkunststücke und nicht zu vergleichen mit den deinen, über die nun schon von Anbeginn viele Tausende von gelehrten Häuptern gebrütet haben und ewig brüten werden, ohne sie jemals zu ergründen.

Du schwingst deinen Zauberstab über die öde sibirische Steppe, auf deren versteinerter Fläche bislang der eisige Winterwind einherjagte, und siehe, binnen kurzem ist sie ein blühendes, farbiges Meer von Tulpen und Iris, Tazetten und Hyazinthen, du steigst lächelnd die Berge hinauf und säumest die Ränder starrender Gletscher mit Blüten ohne Zahl, ja selbst in den Ländern der Mitternachtssonne zauberst du eine wundervolle Blumenpracht auf die erweichte Oberfläche des ewig gefrorenen Bodens, so daß deine zarten Blütenkinder gar über dem Eise wohnen.

Du lieber Frühling, ich danke dir, daß du alle Jahre aus dem warmen Süden wieder zu uns kommst, obwohl es dort, wie die Leute sagen, so viel schöner sein soll als hier. Doch muß es wohl bei uns auch nicht so übel sein, sonst würden die kleinen, klugen Vögel, die so gerne und eifrig dein Lob singen, nicht alle Jahre vorüber fliegen an der Pracht seiner Mandel- und Orangenbäume, um bei uns ihr Nest zu bauen in Weißdorn und Heckenrosen. Ja, wenn du einkehrst, lieber Frühling, und ihnen die Stätte

bereitest, indem du das zarte Laub und die schimmernden Blüten aus der Knospe lockest, da kehren sie alle treulich wieder, und wo bis dahin nichts vernehmlich war als das rauhe Geschrei der Krähen, das Zirpen der Meisen oder höchstens der zwitschernde Gesang des ewig munteren Zaunkönigs, da ist nun die Luft erfüllt zum Ueberquellen von süßem Getön. Und nicht allein besetzest du die lichten Auenwälder mit jauchzenden Nachtigallen, die jeder schätzt, und hängst die Luft voll tirelierender Lerchen, die alle kennen, nein, so mannigfach wie Form und Farbe deiner Blumen und Blätter ist auch der Gesang deines munteren Geflügels. O, wie freue ich mich, wieder die süß-melancholisch abfallende Tonfolge des Fitis zu hören aus dem Erlenbruchwald oder im Gebüsch das Gezwitscher der Dorngrasmücke, das dahinrieselt wie ein plätscherndes Bächlein. Oder das knarrende Schwatzen der Rohrsänger im Uferschilf und das eindringliche Pfeifen des Baumpiepers am Rande des Waldes. Ob sie nun viel können oder wenig, das gilt ihnen gleich, und der kleine Baumläufer zwitschert sein winziges Lied von anderthalb Tönen mit derselben Inbrunst wie die Nachtigall, und wer nicht singen kann, der trommelt wie die Spechte an einem dürren Ast oder klappert gleich dem Storch oder bläst das Bombardon wie die Dommel im Rohr. Ja, mein lieber Konzertmeister, das verstehst du einzurichten.

Allerlei haben wir doch schon zusammen erlebt, mein lieber Freund, und wenn es auch keine großen

Dinge waren, so stehen sie doch wie liebliche Blumen in dem Garten meiner Erinnerung. Gedenkst du noch jenes ersten Pfingsttages in der kleinen mecklenburgischen Stadt, als ich den ganzen Morgen umhergeschweift war zwischen den blühenden Gärten, wo die goldenen Schmetterlinge flogen und die Vögel sangen. Du weißt es gewiß noch, denn es war einer von den herrlichsten Tagen, die du je geschaffen hast, und die Mädchen, die mir begegneten, waren alle viel schöner als sonst, und aus ihren Augen leuchtete der Wiederschein deines Glanzes. Wo waren sie denn mit einmal alle hergekommen, die man den ganzen Winter fast nicht gesehen hatte, nun waren sie in ihren hellen Gewändern alle aus den finsteren Häusern hervorgeblüht wie die Hyazinthen aus dem dunklen Schoß der Erde. Und später, weißt du es wohl noch, lag ich in den Anlagen am Wall auf dem Rücken im Grase zwischen den goldenen Butterblumen, und zu meinen Häupten in der riesigen Silberpappel, die mit zarten Kätzchen über und über bedeckt war, sang eine Nachtigall ergreifend schön. Nicht ferne von mir ragte mit rötlichem Gemäuer der Dom empor in die reine Luft, und aus ihm hervor mischten sich fromme Pfingstchoräle und das feierliche Dröhnen der Orgel mit dem Jubel ringsumher. Ja, überall blühte es, und ich blühte mit, überall sang es, und mein Herz sang mit, und obwohl sich weiter gar nichts ereignete, so war es doch eine Stunde des Glücks, die ich nimmer vergessen kann. Das war dein Zauber, du wunderbarer Frühling.

Du bist mir auch ein wenig gut, das weiß ich wohl. Denn sonst hättest du wohl nicht zu jenem andern unvergeßlichen Tage im Mai, da jene Gute und Reine mein eigen ward, die ich kaum verdiene, einen so festlichen Himmel über die Erde gespannt und die ganze Welt in schimmerndes Licht getaucht. Das werde ich dir nie vergessen und dir manches andre dafür verzeihen. Denn um der Wahrheit die Ehre zu geben, manchmal beträgst du dich ein ganz klein wenig unangemessen. Erinnerst du dich wohl noch an jenen neunten Mai, da alle die jungen, frisch-grünen Rosenblätter mit Reif bedeckt und alle Nachtigallen heiser waren, oder an jenen elften Juni, wo du sogar noch mit Schnee kamst? Das — nimm es mir nicht übel — sind sehr wunderliche Launen und machen es deinen Verehrern recht schwer, dich zu verteidigen; denn bedenke doch, es gibt unter den Menschen viele böswillige Gesellen und Philister mit öden Gehirnen, die nur darauf lauern, dir etwas an-zuhaben und deinen uralten, wohlverdienten Ruhm zu untergraben, indem sie deine ganze Schönheit für ein müßiges Hirngespinst halbtoller Dichterlinge erklären und als verständige Leute nichts von dir wissen wollen. Darum hoffe ich, dergleichen nicht wieder zu erleben. Was ich aber noch ferner hoffe, das ist, dich noch recht oft wiederzusehen, mein guter, alter Freund. Freilich, du bleibst ewig jung und ich werde immer älter werden. Mich dünkt jetzt schon manchmal, ich stünde auf der Höhe, wo man wieder den Weg nach abwärts führen sieht. Und zuweilen ist mir,

als erblickte ich am Ende dieses Weges in fernem Dämmer jenes dunkle, von Cypressen umgebene Thor, das den Eingang bildet in jene unbekannte Welt, aus der man nicht zurückkehrt. Aber vorher, lieber Freund, hoffe ich, dein leuchtendes Antlitz noch recht oft zu begrüßen, und dann, wenn es sein muß, wünsche ich mit dir dahin zu gehen um jene Zeit, da die wilden Rosen blühen und das Heu in den Wiesen duftet. Dann, wenn du von hinnen scheidest, will ich mit dir wandern Arm in Arm in jenes bessere Land, wo dein Reich niemals endet wie auf Erden, wo du nur ein flüchtiger Gast bist.

Dein treuer Verehrer

Heinrich Seidel.

Der Leichenmaler.





Nach langjähriger Abwesenheit war ich nach Berlin zurückgekehrt und schweifte eines Tages planlos durch die Straßen, vertieft in die wehmütig heitre Beschäftigung, die Stätten vergangener Jugendfreuden wieder aufzusuchen.

Dabei war ich allmählich in unbekannte Gegenden gelangt und hielt an, um mich zu orientieren. Der Name der Straße, in der ich mich befand, war mir nicht fremd, obgleich ich noch niemals dort gewesen war, und außerdem hatte ich eine dunkle Vorstellung, daß sich mit dieser Straße für mich etwas Besonderes verknüpfe. Ich zog mein Notizbuch hervor, und richtig, dort stand eine Bemerkung: „. . . Straße Nr. 84, der Leichenmaler.“ Kurz vor meiner Abreise nach Berlin hatte mein Freund Ringwald mir diese Adresse aufgegeben und mir auf die Seele gebunden, diesen Maler, der unter seinen Freunden die sonderbare Bezeichnung führte, aufzusuchen, da er mit ihm besonders befreundet sei und dringend wünsche, auch unsre Bekanntschaft herbeizuführen.

Ich fand das Haus bald. Es war ein zweistöckiges, langweiliges Gebäude, in dem nüchternen

Stil errichtet, der zu Anfang dieses Jahrhunderts herrschte, und hob sich seltsam ab gegen die riesigen Mietkasernen mit Mansardendächern, die die neue Zeit ringsum emporgetrieben hatte.

Es war ganz einsam und tot in dieser abgelegenen Straße, kein Mensch ließ sich sehen, und das einzige im ganzen Umkreis, das sich bewegte, war in dem an dem alten Hause hängenden Schaukasten eines Zahnarztes zu sehen, nämlich ein paar rote Gummikiefer mit blendend weißen Zähnen, die, durch ein verborgenes Uhrwerk getrieben, fortwährend auf- und zuklappten und ewig an einem unsichtbaren Etwas kauten.

Ich trat in den geräumigen Thorweg und stieg eine mächtige alte Holztreppe mit gewundenem Geländer und tief ausgetretenen Stufen hinan. Ein muffiges, altes Haus; es roch darin nach aufgewärmtem Kohl und Eichorienkaffee. Auf den oberen Stufen rührte sich was und ich fand dort ein altes schlumpiges Weib, das, scheinbar ohne wesentliches Resultat, die Treppe scheuerte. Auf meine Frage nach dem Maler ward ich von ihr über den Hof in den Garten gewiesen.

Auf dem Hofe war es lebendiger, denn ein Tischler, dessen Aushängeschild mit einem unendlich langen, perspektivischen Sarg, in dem man in einer Reihe hintereinander eine ganze Familie bequem hätte unterbringen können, draußen von mir bereits bemerkt war, hatte seine Werkstatt im Hinterhause aufgeschlagen, und seine Gesellen hobelten und nagelten

in einem offenen Schuppen und sangen lustig zu ihrer Arbeit. Es roch dort nach frischem Holz und Firnis, und in einem halbfertigen Sarge lag auf Hobelspänen ein kleines rosiges Kind und schlief, während seine Geschwister daneben saßen und mit Sargnägeln und alten Florfetzen spielten.

Das Atelier befand sich in einem Gartenhause. Eine seltsame Beklommenheit hatte mich befallen und ich zögerte einen Augenblick, ehe ich den einfach mit dem Namen Morlin gezeichneten Klingelzug ergriff, worauf das heisere Gebelfer einer gesprungenen Glocke mit so geflissentlicher Ausdauer ertönte, daß es offenbar war, sie suche den Mangel an Klang durch ihre emsige Beharrlichkeit und Arbeitsamkeit zu ersetzen. Der Maler öffnete mir selbst, und ich war enttäuscht über seine Erscheinung, es war nicht das geringste Ungewöhnliche in ihr. Eine schlanke, durchaus modern gekleidete Gestalt von nachlässiger Haltung, ein blasses Gesicht mit wenig Bart an Kinn und Lippen, etwas müde blickenden grauen Augen und kurzgehaltenem, emporstrebendem dunklem Haar, so stand er vor mir und fragte nach meinem Begehren.

Als ich den Namen meines Freundes genannt hatte, ging ein freundlicher Schein über die Züge des Malers und er forderte mich auf, in seine Werkstatt zu treten. Gegenüber der Thür ragte mir der Rücken einer gewaltigen Leinwand entgegen. Morlin deutete darauf hin und sprach, indem ein feiner Zug von schalkhafter Ironie in seinen Mundwinkeln lauerte: „Sie werden das Bild sehen, das ich eben vollendet

habe. Ich störe Sie anfangs nicht dabei, ich werde mir anderweitig zu thun machen. Vielleicht brauchen Sie einige Zeit, sich an den dargestellten Gegenstand zu gewöhnen."

Damit schritt er an einen Tisch, der, mit einer Unzahl von Sachen bedeckt, dicht an dem von unten halb verhängten Atelierfenster stand, und überließ mich meinem Schicksal. Ich darf wohl sagen, daß ich mit einem Gefühl ängstlicher Spannung an die bezeichnete Leinwand trat, und ich dankte, als es geschehen war, dem Maler für seine Rücksicht, denn kaum konnte ich eine Aeußerung des Entsetzens zurückhalten. Auf dem Bilde war, wie ich sofort erkannte, das Innere des Leichenkellers der Berliner Anatomie dargestellt, jenes furchtbaren Ortes, wo die eingelieferten Körper für die Zwecke des Studiums aufbewahrt werden. Auf schrägen Pritschen hingestreckt, lagen die nackten Gestalten, aus dem ungewissen Dämmer in fahlem Scheine hervorleuchtend, Kinder, Greise und Jünglinge, wie sie ein grausames Schicksal an diesen furchtbaren Strand geworfen hatte. Sie führten keinen Namen und keinen Stand mehr, sie waren wissenschaftliche Objekte und trugen nur noch eine Nummer, die auf Papier geschrieben an eine Zehe gebunden war. Im Vordergrunde lag ein Weib mit einem nassen Tuch bedeckt, das die Form des verhüllten Leibes hervortreten ließ; unheimlicher als all das nackte Elend wirkte dieser verdeckte Jammer.

Entsetzen und Abscheu waren die Empfindungen, die mir dieses Bild einflößte, nachdem ich in kürzester

Frist die geschilderten Beobachtungen gemacht hatte. Aber zu meinem eigenen Erstaunen bemerkte ich, daß sich diese Eindrücke in geringer Zeit milderten und sich eine Art von Bewunderung einmischte, die durch die außerordentliche Kunst des Malers bei der Vorführung dieser furchtbaren Gegenstände hervorgerufen wurde. Es gibt eine Art der Darstellung, die selbst das Entsetzliche, das Häßliche und Gemeine adelt, es gibt eine liebevolle Weise der Vertiefung in die Natur, die auch über die verachtetsten Gegenstände einen Schimmer der Schönheit breitet, jener Schönheit, die ein Abglanz der ewigen Wahrheit ist. Diese armen Kinder des Todes, wie sie so starr und hilflos im bleichen Dämmerlichte ruhten, es war ein ergreifendes Bild von der Unzulänglichkeit alles Menschlichen und der Grausamkeit, mit der das Schicksal seine Lose streut.

„Nun, seien Sie aufrichtig,“ sagte Morlin plötzlich, „ich bin an starke Ausdrücke gewöhnt.“

Ich machte ihn mit dem Gange meiner Gedanken bekannt, allein es schien ihm nicht viel Eindruck zu machen.

„Es ist wohl ein Fehler in meiner Organisation,“ meinte er, „aber eine unwiderstehliche Kraft treibt mich hin auf diese Dinge. Eigentliches Grauen habe ich niemals empfunden, nur ein tiefes und starkes Interesse an diesen Gegenständen. Im vorigen Herbst besuchte ich einen befreundeten Mediziner in der Anatomie, da drängte sich mir plötzlich die Idee zu diesem Bilde auf und verließ mich nicht

wieder. Manchen Vormittag habe ich dann allein in dem Keller gesessen und Studien gemacht. Der Herbstwind brauste draußen in den Kronen der halbentblätterten Bäume und zuweilen kam ein Windstoß und warf knallend eins der stets offenen Fenster zu, oder jagte eine Wolke von welken Blättern herein, die raschelnd die schrägen Flächen der Lichtöffnungen herabkamen und flüchtig über ihre menschlichen Genossen hinwegtanzten. Sonst war dort nichts, als das stille, starre Schweigen des Todes und der stiere Blick auf ewig erloschener Augen, der unabläßig auf mir ruhte. Da kam mir oft plötzlich der Gedanke, wenn nun einer von diesen hier anfinge sich zu bewegen und sich aufrichtete, um mit entsetzten Augen um sich zu schauen — was dann? Und es schien mir, als rege sich dort eine Hand oder hier ein Arm, aber ich richtete meine Augen fest darauf und sah wieder nichts, als die kalte, starre, unabänderliche Ruhe des Todes."

Unterdes waren meine Augen weiter gewandert und hatten noch andre Bilder entdeckt, teils vollendete, teils noch in den Anfangsstadien begriffene, und es befiel mich ein Staunen über die Verschiedenartigkeit dieser von dem zuerst gesehenen. Kaum begriff man, daß es derselbe Maler war, der jenes schöne, sinnende Mädchen gemalt hatte, das mit träumendem Blick und knospendem Herzen durch den blühenden Frühlingsgarten wandelt. Und doch verleugnete er seine Natur nicht, denn wenn man das Bild näher betrachtete, so war der Garten ein Kirch-

hof und die blühenden Rosen wuchsen aus einem verfallenen Grabhügel hervor.

„Ich habe draußen ein Bild für Sie gesehen,“ sagte ich, „in der Werkstätte des Tischlers . . .“

„Ich glaube, ich weiß schon, was Sie meinen,“ sagte er lächelnd, indem er eine an die Wand gelehnte Leinwand umkehrte und auf eine Staffelei setzte. Wahrhaftig, da war das rosige, blühende Kind, das in dem Sarge schlief, wie ich es draußen gesehen hatte. Da waren die andern Kinder, die fröhlich mit Emblemen und Gerätschaften des Todes spielten.

Dann holte Morlin von einem Sims zwischen einem Totenkopf und dem Skelett eines seltsamen Vogels eine wunderliche, gebauchte grüne Flasche hervor, die mit einem Etikette geziert war, das ein memento mori und die rote Inschrift: „Gift!!!“ zeigte, und füllte zwei altertümliche Gläschen daraus.

„Daran dürfen Sie sich nicht stoßen,“ sagte er, „das dient nur zur heilsamen Abschreckung für die Aufwärterinnen, die gewöhnlich viel Sympathie für einen guten Likör haben. Es wird mir übrigens sehr schwer, eine Aufwärterin zu finden, die es bei mir aushält,“ fuhr er fort, „sie graulen sich alle und mögen in dem Atelier nicht allein sein, besonders mit dem da hinten mögen sie nichts zu thun haben.“ Dabei zeigte er auf eine mannshohe Nische in der Wand, die von einem kunstreichen, altertümlichen Eisengitter verschlossen war. Hinter diesem stand auf-

recht ein Skelett und stierte mit dem weißen Knochen-antlitz durch das eiserne Schnörkelwerk.

Wahrhaftig, ich konnte mir vorstellen, daß sich die armen, abergläubischen Weiber in diesem Atelier nicht wohl fühlten, denn es glich eher der Behausung eines mittelalterlichen Nekromanten, als der Werkstatt eines Malers. Es fehlte selbst nicht das ausgestopfte Krokodil, das von der Decke herabhing, es fehlten nicht die Hunderte von seltsamen und abenteuerlichen Dingen, die rings wie aus einem grausigen Märchen von den Wänden stierten und dem ganzen Raume etwas von dem gespenstischen Reiz eines Wachsfiguren-kabinetts oder eines Raritätenmuseums verliehen. Der Abenteuerlichkeiten, die sich hier vorfanden, hätte sich ein solches Museum nicht zu schämen gebraucht. An der Wand hing unter vielen andern Dingen eine braungedörrte Menschenhand, die mir wegen ihrer zierlichen Form besonders auffiel. Morlin nahm sie von ihrem Nagel und reichte sie mir hin. Es war offenbar eine Frauenhand, die schlanke Weichheit der Formen war noch vollständig erkennbar und an den sanft nach vorn sich verjüngenden Fingern zeigten sich die wohlgepflegten Nägel noch gänzlich unverletzt.

„Ein Geschenk eines Freundes,“ sagte Morlin. „Dieser fand während des letzten französischen Krieges die Hand in dem Park einer verlassenen Villa mitten in einem Rosengebüsch an einem Zweige hängend.“

Unterdes war die Dämmerung hereingebrochen und ich fand es an der Zeit, meinen Besuch zu be-

enden. Der Maler hatte ein großes Kirchenwachslicht angezündet, um mir über den dunklen Flur zu leuchten, jedoch als seine Blicke zufällig über die Wände schweiften, hielt er plötzlich inne und sagte: „Ach, dürfte ich Sie, bevor Sie gehen, noch um eine Gefälligkeit ersuchen?“ Dabei deutete er auf ein Bort, das in Thürhöhe an der Wand entlang lief und ganz bedeckt war mit einer Reihe von Totenmasken und Gipsabgüssen von Köpfen berühmter Verbrecher, die mit leeren Augen aus brutalen Gesichtern finster in die Welt starrten. „Wenn Sie mir nur einen Augenblick das Licht hier unten halten wollen, wie ich es Ihnen angebe. Sie glauben nicht, welche wunderbaren Effekte das gibt, wenn man diese Kerls so von unten beleuchtet.“

Ich hielt das Licht und er trat zurück.

„Ein wenig näher an die Wand!“ rief er. „So, nun noch mehr links . . . etwas höher das Licht . . . so, halt! . . . Köstlich . . . herrlich . . . wie dem da statt der Augen zwei große Finsternisse im Gesicht stehen, und diese Uebergänge, diese Reflexlichter! Sehen Sie, wie die Schlagschatten lang an der Wand in die Höhe schießen . . . Famos!“

Ich sah von meinem Standpunkte ebenfalls hinauf und muß gestehen, selten eine schauderhaftere Gesellschaft von Galgengesichtern beisammen gesehen zu haben. Das finstere Brüten in diesen stieren Augen ward durch die Beleuchtung ins Fratzenhafte verstärkt und durch das flackernde Licht kam ein unheimliches Leben in die starren Züge; es regten sich scheinbar

die knochigen Kinnladen, und um wulstig aufgeworfene Lippen zuckte es wie ein dämonisches Grinsen.

Danach verabschiedete ich mich und habe später den Maler nicht wiedergesehen. Aber unvergeßlich hat sich dieser eine Besuch in meine Seele geprägt.

Die Menschen sind ein sonderliches Geschlecht; was dem einen ein Greuel, ist dem andern ein Labsal, und kein Abgrund ist so tief und schauerlich, daß nicht jemand gefunden würde, an seinem schwindelnden Rande furchtlos Blumen pflückend, wie ein spielendes Kind.

Sonnenuntergang bei Tegel.







Ich war etwa eine Stunde lang durch die letzte Kunstausstellung gewandert und hatte genug. Durch die Natur kann ich den ganzen Tag schweifen, ohne satt zu werden, wenn aber einige hundert Maler mit einigen tausend meist mittelmäßigen Bildern über mich herfallen, da haben sie mich bald mürbe. Es ist ja leider ein Zeichen der Zeit, daß heutzutage bei weitem zu viel studiert, gedichtet, gebildhauert und vor allen Dingen auch gemalt wird, weit über den Bedarf hinaus und meist von Unberufenen, so daß sich die Säle unsrer Ausstellungen mit Mittelgut und Ueberflüssigem füllen. Es gibt ja immer noch einige Oasen in dieser Farbenwüste, wie zum Beispiel vor einigen Jahren „Das Spiel der Wellen“ von Böcklin, aber was ist sein Schicksal gewesen. Der Kunsthändler, der es kaufte, ist damit sitzen geblieben, und wenn ich mich nicht irre, hat er es noch. Und doch ist es eins der wenigen Kunstwerke, die diesen Namen wirklich verdienen, und ragt selbst unter den Gemälden dieses wirklichen Künstlers besonders hervor. Es ist ein echter rechter Böcklin, ohne jede Nachlässigkeit in der Durchführung und jene unver-

ständliche Schrullenhaftigkeit, durch die der große Maler seinen Verehrern oft das Leben so sauer macht. Welche köstlichen Verkörperungen der Naturgewalten sind diese Nymphen, Tritonen und andern Fabelwesen, wie sie mit den Wellen steigen, sich überschlagen und hinabsinken, insonderheit der alte vergnügte Seegreis im Vordergrunde. Von Ansehen ein alter richtiger Seekapitän, mit dem man ganz gerne in einer Schifferkneipe im Hamburger Hafen schon mal ein Glas Grog getrunken haben könnte, und doch ein Fabelwesen aus einer Märchenwelt. Das sind nicht die leeren, blutlosen, antikisierenden Schemen, die einem auf andern derartigen Gemälden begegnen, nein, das sind wirkliche, ganz moderne Wesen mit Fleisch und Blut und voll von grausigem Ernst und ungeheurer Lustigkeit. Sie leben. Und wie das alles fließt und rollt und in der natürlichsten Bewegung ist. Nach meiner Meinung hat noch nie einer das Wasser so gemalt wie Böcklin, das wirkliche, lebendige, durchsichtige Wasser, durch dessen überkantende Wellen der Himmel scheint und von denen wirklicher Schaum fliegt. Wer so viele Stunden lang wie ich der Brandung zugeschaut hat, der weiß, welch ein kompliziertes Gebilde die einzelne Welle ist, wie ihre steigende Fläche zusammengesetzt ist aus lauter kleinen Wellen und diese aus noch kleineren und wie es zugleich in ihr rinnt und niederfließt, der weiß, daß jede Welle eine kleine sich in jedem Augenblick verändernde Welt für sich ist. Dieses Innenleben der Welle, wie ich es nennen möchte,

stellt Böcklin mit den einfachsten Mitteln in geradezu bewunderungswürdiger Weise dar, so daß man auch von seinen Wellen sagen darf, sie leben.

In diesem Jahre hatte ein Franzose, dessen Namen ich vergessen habe, etwas Aehnliches versucht. Er hatte auf einer ungeheuren wandgroßen Tafel durch eine Unmasse von nackt ausgezogenen Salondamen das Wellenspiel eines Waldbaches zu verkörpern gesucht. In allen möglichen Stellungen glitten und stürzten diese Mengen von gleichgültigen Weibern die Fälle hinab, wanden sich durch die Engen, klammerten sich an die Felsen oder riefen die ferneren an und winkten ihnen. Es war ein sehr fleißig und geschickt gemaltes Bild, aber es war ohne jede Spur von wirklichem Naturgefühl. Braust uns aus dem Böcklinschen Bilde die wirkliche Salzluft des Ozeans entgegen, so kam aus diesem nur ein schwaches Patschulidüftchen hervor, und ich fragte mich, wie der Maler es nur angefangen hatte, daß er nicht vor Langerweile gestorben war, als er diese ungeheure Masse von gleichgültigen rosigen Armen und Beinen und sonstigen Gliedmaßen malen mußte.

In solchen Gedanken schlenderte ich dem Ausgange zu in jenen wenig besuchten Seitenräumen an der Stadtbahn, wohin die minder bevorzugten verbannt werden; da sah ich plötzlich meinen Freund, den Schriftsteller Reinhard Flemming, in der Ferne vor einem Bilde stehen, scheinbar in die tiefste Betrachtung versunken. Ich war neugierig, was das wohl für ein Bild sein möge, das auf ihn eine so

große Anziehung auszuüben schien, da ich ihn aber nicht stören wollte, schritt ich langsam näher. Mein Freund wühlte, wie immer, wenn ihn etwas besonders ergriff, mit der Hand in seinem blonden Vollbart, trat ein wenig zurück und versank immer tiefer in die Betrachtung des Bildes. Ich sah jetzt, daß ein Lorbeerkranz mit schwarzer Schleife daran hing als ein Zeichen, daß der Maler vor kurzem gestorben sei. In dem Augenblicke, als ich ganz nahe gekommen war, schien mein Freund mit sich über das Bild ins reine gekommen zu sein, nickte einigemal wie zustimmend vor sich hin, sah auf und erblickte mich. Er schien erfreut, mich gerade jetzt zu treffen, winkte mir mit der Hand, deutete stumm auf das Bild und trat zurück, um mir Platz zu machen. Das Bild war mittelgroß und stellte einen Sonnenuntergang an einem See dar. Hinter schwarzen Waldeswipfeln war das Tagesgestirn eben versunken, und leuchtete nur noch mit einem tiefen Purpur hervor, der höher am Himmel in einen sanften rotgoldenen Schein verblaßte, in dem einige Rosenwölkchen friedlich schwammen. Mit dem tiefsten Schwarz spiegelten sich die Schatten des Waldes in dem unbewegten See und hoben sich ab gegen seine leuchtende Purpurflut, durch die ein Kahn mit einigen schwarzen Figürchen dahin zog, einen helleren Streif hinter sich lassend. Das war alles, aber man empfand die sanfte, wehmütige Stimmung dieses Abends, man fühlte den tiefen Frieden, der überall ausgebreitet war, ja man glaubte schließlich das

leise Rucksen der Ruder zu hören und den fernen Gesang:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.“

Ich sah nach dem Namen des Malers und wunderte mich. Er war mir wohl bekannt, aber ein derartiges Bild hätte ich von ihm nie erwartet. Als ich das zu meinem Freunde äußerte, sagte dieser: „Also der Meinung bist du auch. Hast du eine Stunde Zeit? Ja? Dann wollen wir in die Klause gehen, eine Flasche Rheinwein trinken, und ich will dir von diesem Bilde eine wunderliche Geschichte erzählen.“

Die kleine Künstlerkneipe in dem Stadtbahnbogen war leer; wir suchten uns eine abgelegene Ecke, setzten uns an einen der weißgescheuerten Tische und bestellten eine Flasche Rüdesheimer. Von draußen durch die geöffnete Thür schallte Konzertmusik und das unabläßige Knirschen der auf dem Kies vorüberwandelnden Füße; zuweilen rollte mit dumpfem Donner ein Zug der Stadtbahn über uns hin und ließ die Gläser auf dem Büffett mit leisem Klirren erzittern, und so waren wir mitten in der strömenden hastenden Welt und doch ganz allein mit uns.

„Aus deiner Aeußerung schließe ich,“ sagte mein Freund, „daß du die Werke des verstorbenen Friemann kennst. Ich war mit ihm befreundet und habe eine große Anzahl von ihnen entstehen sehen. Sein Atelier war nicht weit von meiner Wohnung in einer stillen Straße im Garten und ich besuchte ihn zu-

weilen, um mit ihm zu plaudern. Du wirst mit mir darüber einig sein, daß er nicht zu den ersten seines Faches gehörte, aber er war sehr fleißig, lieferte ein reinliches sauberes Stück Arbeit, und so ein Waldweg mit Staffage oder Waldrand mit Durchblick in die Ferne von ihm war immerhin eine sehr erfreuliche Zimmerzierde. Was man so Poesie nennt, fehlte seinen Arbeiten, aber es war stets ein tüchtiges Stück Natur drin, wie er sie eben sah mit klaren, nüchternen Augen. Wenn ich ihn besuchte, gerieten wir gewöhnlich bald in Streit, denn da ich so meine eigenen Ansichten über die Kunst habe, die von den seinen sehr abwichen, so dauerte es nicht lange, bis wir eine sogenannte Frage hin und her zerrten wie zwei Dachshunde, die sich in denselben Knochen verbissen haben. Insbesondere wollte er mir einen Satz nie zugeben, der zu meinen Glaubensartikeln gehört, daß nämlich nur dann die Kunst wirkliches Leben haben könne, wenn sie ganz aus dem Boden der Heimat hervorgewachsen sei. Ging ich so weit, zu behaupten, daß in unserm nordischen Flachlande nur der Ziegelrohbau, als aus dem Materiale und Boden des Landes entstanden, eine künstlerische Zukunft habe und vorzugsweise auszubilden sei, oder vertrat ich die nach seiner Ansicht wahnsinnige Ansicht, daß Berliner, also märkische Maler, ausschließlich märkische Landschaften malen sollten, so geriet er ganz aus dem Häuschen. Umsonst führte ich die alten Holländer für mich an, deren Kunstgröße ganz auf eigenem Boden gewachsen ist, die ihre eignen Bauern

und ihre eignen Bettler malten und ihre stattlichen wohlbeleibten Weiber als Göttinnen und Madonnen darstellten, die ganze biblische Geschichte in das Kostüm ihrer Zeit steckten und ihre monotonen Wiesen- und Windmühlenlandschaften durch den Zauber der Beleuchtung und der silbertönigen Luft zu Kunstwerken verklärten.

„Wie wenig kümmern wir uns aber um das, was um uns ist, ja, wenn, wie jetzt gerade, holländische Waisenmädchen in blauen Kleidern mit weißen Hauben Mode sind, so reisen unsre Maler dahin und malen holländische Waisenmädchen, die uns gar nichts angehen, und statt der Berliner Grachten malen sie Amsterdamer, und den ganzen Zauber von Wasser und Wald, Heide und Hügeln, der um Berlin herum ausgebreitet liegt und landschaftlich in seiner Art ersten Ranges ist, lassen sie links liegen und nur wenige sind es, die sich drum kümmern. Charakteristisch ist, daß einer der ersten, der sich ausschließlich den märkischen Landschaften aus der Umgegend von Berlin widmete, ein Ausländer war, ein Däne Namens Söborg, dessen Sonnenuntergangsbilder von einem eigenen träumerischen Reiz sind.

„Bei einer dieser Gelegenheiten führte ich ihm den Maler Malchin, einen unsrer feinsten Landschafter, als ein Beispiel vor. Der bleibt im Lande und nährt sich redlich, sagte ich. Er ist mit seiner mecklenburgischen Heimat eng verwachsen, und seine Bilder gehen aus seiner täglichen Umgebung hervor. Im Winter lebt er in Schwerin, im Sommer verankert

er sich in irgend einem schönen Strohdach=gesegneten Dorfe. Warum machen Sie es als geborener Mecklenburger nicht ebenso? Ich frage nicht umsonst, denn obwohl Sie jedes Jahr nach Oberbayern gehen, so suchen Sie ihre Motive doch so aus, wahrscheinlich ohne daß Sie es wissen, daß Ihre Bilder ebenso gut aus Mecklenburg stammen könnten. Mit großer Kunst vermeiden Sie alles, was an das Gebirge erinnern könnte, und wollten Sie unter das Bild da auf Ihrer Staffelei schreiben statt ‚Waldweg bei Tölz‘, wie Sie es jetzt nennen, ‚Waldweg bei Neubrandenburg‘, so wird Ihnen das jeder aufs Wort glauben.

„Friemann sah etwas verwundert vor sich hin; meine letzten Bemerkungen hatten offenbar Eindruck auf ihn gemacht.

„‚Sie haben recht,‘ sagte er, ‚und mit dem Gedanken, den Sommer über in meine Heimat zu gehen, habe ich mich oft genug getragen, aber Sie wissen ja, daß ich leidend bin. Es ist für mich nicht möglich, dort so zu leben, wie ich leben muß. In Oberbayern ist man an Maler und Sommerfrischler gewöhnt und darauf eingerichtet. Ich finde dort unzählige Dörfer in günstiger Lage, wo es eine angemessene Verpflegung und gutes Quartier gibt; in mecklenburgischen Dörfern aber ist das nicht der Fall. Strapazen zu ertragen, ist mein Körper nicht mehr eingerichtet.‘

„Das leuchtete mir nun allerdings ein, denn er war lungenkrank, und die Aerzte gaben ihm keine lange Lebenszeit mehr.

„Bei dieser selben Gelegenheit kam es heraus, daß er die Umgebung von Berlin überhaupt noch gar nicht kannte. In Wannsee war er einmal gewesen und in Potsdam hatte er einmal einen Fremdenbesuch herumgeführt und es bei dieser Gelegenheit selber zum erstenmal oberflächlich kennen gelernt. Er kannte weder die Oberspree, noch die wundervollen Havellandschaften zwischen Spandau und Heiligensee, er wußte nichts von Woltersdorfer Schleuse und Rüdersdorf, ja selbst in Tegel war er nie gewesen. Es gelang mir, ihn zu bewegen, mit mir einen Ausflug nach Tegel zu machen. Wir nahmen uns, seines leidenden Zustandes wegen, einen Wagen, und bei dieser Fahrt hatten wir das Glück, jenen Sonnenuntergang zu erleben, dessen getreues Bild Sie soeben gesehen haben. Mein Freund war von diesem Schauspiel geradezu hingerissen, doch hinderte das ihn nicht, sein Skizzenbuch hervorzunehmen und dieses wundervolle Spiel von Licht und Farbe, so gut es ging, zu notieren. Er ist später, statt nach Oberbayern zu reisen, sechs Wochen in Tegel gewesen und hat dort Studien gemacht und keinen Sonnenuntergang versäumt, allerdings ohne je wieder einen zu erleben, der diesem gleich gekommen wäre. Aber der Gedanke, diesen ihm unvergeßlichen Eindruck im Bilde festzuhalten, verließ ihn nicht wieder, und den ganzen nächsten Winter hat er mit diesem Bilde unablässig gekämpft und gerungen, so viel es ihm bei seinen stets geringer werdenden Kräften nur möglich war. Dieser Kampf im Verein mit der tückischen Krankheit

rieb seine Lebenskraft schneller auf, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Ich besuchte ihn öfter und fand ihn stets in einer Art Verzweiflung über dieses Bild. Zuweilen stellte er es zurück, weil er sich tot daran gesehen hatte, wie der Malerausdruck lautet, und fing etwas andres an, aber immer holte er es wieder hervor. ‚Noch nie,‘ sagte er einmal, ‚ist ein Bild so fest in mein Gedächtnis eingegraben gewesen wie dieses, noch nie habe ich so genau gewußt, wie es sein muß, aber auch noch nie hat meine Hand so sehr versagt wie diesmal. Es ist, als ob der Teufel sein Spiel dabei hätte. Und ich weiß: könnte ich diese Glut, diese Tiefe herausbringen, wie sie mir vorschwebt, so würde es ein Bild werden, wie ich noch nie eins gemalt habe, mein letzter, mein eigener Sonnenuntergang, denn lange mach' ich's nicht mehr. Ich würde dann einen guten Abgang haben, wie die Schauspieler sagen.‘

„Im Frühling kam ich von einer Reise, die mich längere Zeit von Berlin ferngehalten hatte, wieder zu ihm. Ich traf ihn in seinem Atelier, und als er mir langsamen Schrittes und in gebeugter Haltung entgegen kam, sah ich sogleich, daß ich einen Sterbenden vor mir hatte. Aber dennoch leuchtete mir, als er mich begrüßte, etwas wie gehobene Stimmung aus ihm entgegen, und um seine eingefallenen Mundwinkel spielte ein eigentümliches Lächeln. Er führte mich sogleich vor sein Bild und weidete sich an meinem Erstaunen, als ich es in der Vollendung vor mir sah, wie wir beide es heute gesehen haben. Die

Farben waren noch nicht ganz trocken, es konnte erst vor kurzem fertiggestellt worden sein.

„‚Triumph!‘ sagte ich. ‚Sie haben gesiegt!‘

„‚Aber fragt mich nur nicht, wie!‘ antwortete er und ein seltsam starrer Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. ‚Ich habe Ihnen eine sehr wunderliche Geschichte zu erzählen, eine Geschichte, die Sie, wie ich fürchte, nicht glauben werden. Es wird mich etwas angreifen und es ist, glaube ich, besser, ich stärke mich ein wenig dazu. Auch wollen wir zugleich unser Wiedersehen feiern und die Vollendung des Bildes. Das sind drei Gründe, die schon für einen sehr edlen Wein ausreichend sind.‘ Er drückte auf einen Knopf und nach einer Weile erschien sein Diener auf einem Balkon in der Höhe der ersten Etage, von dem eine Treppe hinabführte, so daß man von der dort gelegenen Wohnung aus direkt in das zu ebener Erde gelegene Atelier gelangen konnte.

„‚Bringen Sie die Flasche la Tour blanche, die auf dem Büffett steht, und zwei Gläser!‘ rief Friemann hinauf. Als der Wein gebracht und eingeschenkt worden war, hoben wir die Gläser, richteten die Augen auf das Bild und stießen klingend miteinander an. Friemann leerte sein Glas in einem Zuge. Dann lehnte er sich zurück und erzählte mir mit leiser, heiserer Stimme und zuweilen von pfeifenden Atemzügen und Hustenanfällen unterbrochen, folgendes:

„‚Sie wissen, das Bild hat mich lange sehr gequält und aufgeregt, es peinigte mich sogar nachts

im Traum. Doch in der vorgestrigen Nacht war es anders. Mir träumte, es sei Morgen, und ich stünde schnell auf, um an die Arbeit zu gehen. Dabei war ich in einer seltsam freudigen Stimmung und konnte kaum erwarten, bis ich vor meinem Bilde stände. Wenn ich sonst vom Anziehen träume, kann ich nie etwas finden, und alles geht verkehrt, diesmal flog aber alles von selber an seine rechte Stelle, und als ich hinunter gehen wollte, fühlte ich mich so federleicht, daß ich die Treppe mit großer Geschwindigkeit hinabtrillerte, wobei ich mit den Fußspitzen nur leicht die Kanten der Stufen anschlug. Dann stand ich vor meinem Bilde und hatte mit großer Geschwindigkeit meine Palette in Ordnung, die richtigen Farben aufgesetzt, und nun sah ich ganz hell und deutlich, wie es sein mußte. Eine magische Gewalt war in mir, die die Farben mischte und den Pinsel führte, und zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich in diesem Traume die sogenannte Lust des Schaffens; ich wurde ganz übermütig. So malt man in Venedig und andern großen Bädern, sagte ich vor mich hin. Ja können muß man's, von Können kommt die Kunst. Das macht man so, und das macht man so! Und wunderbar, jeder Strich saß, und in unglaublich kurzer Zeit stand das Bild in jener Tiefe und Leuchtkraft da, wie es mir immer vorgeschwebt, und wonach ich so lange vergeblich gerungen hatte. Deswegen überkam mich ein unendliches Wohlgefühl, wie man es nur in den allerschönsten Fliegeträumen hat, so daß ich vor lauter Wonne die Augen aufschlug und

erwachte. Es war um die Zeit, wo ich gewöhnlich aufzustehen pflegte, und erheitert und ermuntert durch diesen Traum begann ich mich so schnell wie möglich anzukleiden, um an die Arbeit zu gehen und zu versuchen, ob es mir gelingen würde, dieses Spiel der Phantasie zur Wahrheit zu machen. Als ich nun ahnungslos auf den Balkon trat, um die Treppe hinabzugehen, da sah ich plötzlich, daß unten im Atelier an der Staffelei jemand stand und malte. Ich geriet in maßloses Erstaunen und einigen Zorn, denn wer durfte sich das wohl herausnehmen. Als ich aber genauer hinblickte, packte mich plötzlich das eiskalte Entsetzen, denn der da unten stand und malte, war kein andrer als ich selber. Ein Kribbeln ging über meine Kopfhaut, und meine Kinnbacken fingen an zu zittern. Ich aber ermannte mich, fuhr mir mit der Hand über die Augen und sah wieder hin. Es bot sich ganz dasselbe Bild; der Mann da unten war ich oder doch wenigstens mein Spiegelbild, ein Schemen, eine Hallucination oder was weiß ich. Wie es die Palette und den Pinsel handhabte, wie es die Farben mischte und aufsetzte, wie es zurücktrat und mit schiefgeneigtem Kopfe das Bild betrachtete, das war ich, wie ich leibte und lebte. Ich stand in einer Art von Erstarrung und wagte mich nicht zu rühren, weder zu fliehen, noch hinunter zu gehen. Da merkte ich, daß der da unten sich mit seiner Arbeit dem Ende näherte, und nun durchfuhr mich ein neuer Schreck. Wenn er nun aufblickt, sagte ich mir, und dich ansieht, bist du verloren, das er-

trägst du nicht. In diesem Augenblick mischte das Phantom auf seiner Palette einen Ton, wobei es schnell zwischen diesem und dem Bilde hin und her sah, genau in der Weise, wie ich das zu thun pflege, trat auf die Leinwand zu und that, wie ich genau wußte, den letzten Strich. Dann nickte es zurücktretend ein paarmal befriedigt vor sich hin, sah plötzlich zu mir auf und winkte mir dreimal mit dem Pinselstiel. Was weiter geschah, weiß ich nicht, denn in demselben Augenblick verlor ich die Besinnung.

„,Als ich wieder zu mir kam, nach wie langer Zeit, weiß ich nicht, saß ich merkwürdigerweise auf dem Lehnstuhle vor meinem Bilde, der dort immer steht, damit ich mich von Zeit zu Zeit ausruhen kann, und vor mir stand mein Bild fertig, so wie ich es geträumt hatte, und wie Sie es vor sich sehen. Ich habe nicht das Kleinste mehr daran geändert und werde es auch nicht thun, denn ich habe das Gefühl, ich könnte nur was verderben, wenn ich es noch einmal anrühre.'

„Die letzten Sätze hatte mein Freund Friemann nur mit großer Anstrengung und unter vielen Pausen zusammengebracht, jetzt brach er, durch das viele Sprechen erschöpft, fast zusammen und mußte sich durch ein zweites Glas des köstlichen Bordeauxweines wieder aufrichten.

„Ich versuchte mich in allerlei natürlichen Erklärungen für diese wunderlichen Vorgänge, allein er lächelte nur dazu. ,So hat es sich für mich ereignet,' sagte er, ,und so soll es für mich auch bleiben.

Sagen Sie selbst, aber sagen Sie ganz ehrlich: hätten Sie es für möglich gehalten, daß ich ein solches Bild malen könnte? Würden Sie darauf verfallen sein, daß es von mir wäre, wenn Sie es irgendwo ohne Namensunterschrift gesehen hätten?‘

„Ich mußte allerdings ehrlich gestehen, daß ich, wäre mir dies Bild auf irgend einer Ausstellung begegnet, nie auf ihn als den Autor verfallen wäre.

„‚Nun also!‘ sagte er. ‚Darum, wenn es nun auch eine natürliche Erklärung für diese Vorgänge geben sollte, so möchte ich sie doch gar nicht wissen, denn offen gesagt, es thut mir wohl, daß mir nach einem nüchternen und bedeutungslosen Leben auf meine alten Tage doch noch so etwas wie ein Wunder begegnet ist. Und in diesem Glauben will ich sterben.‘

„Er hat nicht mehr lange darauf zu warten brauchen. Nach vierzehn Tagen haben wir ihn auf dem Mathäikirchhofe begraben.“

* * *

Mein Freund Reinhard Flemming schenkte den Rest aus der Flasche in die Gläser, wir erhoben sie und stießen stumm miteinander an. Draußen knirschten noch immer die Schritte vorüber, die Musik spielte einen Walzer von Strauß, und mit dumpfem Donner

rollte ein Stadtbahnzug über das Gewölbe zu unsern Häupten.

Als wir diesen Ort verließen, gingen wir wie auf Verabredung noch einmal gemeinsam zu jenem Bilde und standen noch eine Weile in tiefem Schweigen davor, ehe wir uns trennten.

Lorelei.

⁂





Er hieß Heinrich Tannhäuser und war wie sein halb sagenhafter Namensvetter ein fahrender Sänger, wenigstens so ein Stück davon. Seine Wanderlust hatte ihn noch nirgends ausdauern lassen; in verschiedenen Städten Deutschlands und Italiens hatte er gelebt und gewirkt, komponiert und gedichtet, doch nirgendwo war er auf die Dauer geblieben. Zu seiner Doppelbegabung als Wort- und Tondichter kam noch, daß er eine leidliche Stimme besaß und sehr gut Klavier spielte, insonderheit auch als Improvisator seinesgleichen suchte. In den Städten, wo er bekannt war, ließ er sich denn auch zuweilen bewegen, ein Konzert zu geben zur großen Ergötzung derer, die Vergnügen am Besondern haben, das man nur selten hört und sieht. Denn einen solchen Tausendsassa, der sein ganzes Konzert als Dichter, Komponist, Sänger, Klavierspieler und Improvisator allein bestritt, fand man nicht alle Tage, zumal da alle diese Leistungen sich über das Gewöhnliche erhoben, ja zum Teil sogar sehr hohen Ranges waren. Weil er sich nun aber wohl hütete, aus diesen Künsten ein Gewerbe zu machen, vielmehr im stillen emsig weiter an

seiner Ausbildung und an großen musikdramatischen Werken arbeitete, so geschah es, daß sein Name weniger genannt wurde, als er es verdiente, und daß die großen Schafdarmstreicher, Tastenhauer und Stimmritzenvirtuosen, die eben nichts weiter gelernt hatten als ihr einseitiges Handwerk, dazu kamen, ihn über die Achsel anzusehen. Denn in diesem Zeitalter der Spezialisten ist man von vornherein geneigt, den, der mehr kann als ein Ding, für einen Dilettanten zu halten.

Dies kümmerte aber Heinrich Tannhäuser sehr wenig, und er lebte ruhig so weiter, wie es ihm behagte, im sichern Vertrauen, daß sich in Zukunft schon ausweisen werde, was an ihm sei. Bei seiner Bedürfnislosigkeit erwarb er sich mit Leichtigkeit so viel, wie er brauchte, that, was ihm behagte, und lebte, wo es ihm gefiel; und da es gerade in Berlin im Herbst nicht übel ist, so hatte er sich einmal wieder in dieser mächtigen Stadt, wo ihm viele gute Freunde wohnten, eingefunden und in der Westvorstadt sich zwei behagliche Zimmer gemietet.

Eines Tages im Oktober, da der Himmel glänzend blau und rein war, und die Luft würzig und frisch, fuhr er hinaus nach der Station Grunewald, um den schönen Herbstnachmittag im Freien zu verbringen. Im Grunewald ist es wie überall in der Welt; wenn man nicht den beliebten Bierstraßen folgt, kann man bald in der Einsamkeit und aus dem Bereiche des niedergetretenen Rasens, der Eierschalen und Butterbrotpapiere sein. Der junge Mann wußte von früher her einen grünen Fußpfad, der schließlich über die Eisenbahnbrücke nach Westend führte, und

diesen fand er auch glücklich wieder. Nachdem er eine Weile tapfer vorwärts geschritten war, umfing ihn die Stille des Waldes. Der letzte Drehorgelton war verhallt und selbst der Donner der fahrenden Eisenbahnzüge war hier nicht mehr vernehmlich. Ueberall war es einsam und grün, und zwischen den rötlichen Kiefernstämmen, deren unendliche Wiederholung sich wimmelnd in die Ferne verlor, floß das Sonnenlicht still hernieder. Nicht weit vom Wege stand ein Rudel Damwild; an zwanzig Köpfe waren aufmerksam unserm einsamen Spaziergänger zugewendet. Als dieser, scheinbar ohne sich um die bunten Tiere viel zu kümmern, weiter schritt, senkten sie wieder die Köpfe und zogen ruhig äsend weiter. Jetzt that sich zur Seite eine kleine Lichtung auf, und der junge Mann wandte seine Schritte dorthin, um in dem weichen Grase eine Weile zu ruhen. Hier schwebten noch einige späte Schmetterlinge, fliegender Sommer schwamm in der sonnigen Luft; und zwischen den Stämmen hatten Kreuzspinnen ihre Netze gebaut, deren Fäden wie Silber glänzten. Der junge Mann streckte sich nieder, und während er die Hände unter das Hinterhaupt legte, zogen gleich den silbernen Sommerfäden Melodien durch seinen Sinn. Er hatte den Tag über in Erks Volksliedern studiert, und nun kam die Nachwirkung davon. Es waren nicht die Klänge, die draußen in der Welt für das höchste gelten, sondern einfache Weisen. Der Ausspruch Storms im „Immensee“ ging ihm durch den Kopf: „Das sind Urtöne, sie schlafen in Waldesgründen; Gott

weiß, wer sie gefunden hat.“ Fürwahr, wie schal kam ihm in diesem Augenblicke manches vor, das er selbst mit Feuer und Begeisterung im Herzen geschrieben hatte, wie hohl vor dieser edeln Einfalt, holden Schalkhaftigkeit und verhaltenen Leidenschaft. War nicht die Kunstproduktion oft zu vergleichen einem durch Pumpwerke hoch getriebenen Springstrahl, während hier ein Quell daher rieselte, freiwillig entsprungen aus dem Herzen der Natur, weil er nicht anders konnte? So saß er lange und summte und sang vor sich hin in der Einsamkeit, während ein zartes Säuseln durch die Kiefernwipfel ging und der Tag sich langsam neigte.

Endlich erhob er sich und wanderte weiter. Er gelangte auf die Chaussee und über die Eisenbahnbrücke in den sandigen und dürftigen Kiefernwald unmittelbar vor Westend. Bald erreichte er die ersten Häuser, wo sich diese traurige Einöde durch Kunst und sorgliche Pflege unvermittelt in üppige Gärten, schwellende Rasenflächen und laubigen Schatten verwandelt, und schlenderte zwischen den zierlichen Landhäusern dahin, die mit rotem Schmuck des wilden Weins oder von dunklem Epheu umsponnen so behaglich dalagen und in ihren Fenstern den letzten Glanz der versinkenden Oktobersonne freundlich widerspiegelten.

Da schlugen aus einem Hause, das in besonders reicher Gartenumgebung schön und vornehm dalag, durch das geöffnete Fenster Töne an sein Ohr, die eine fast elektrische Wirkung auf ihn ausübten. Zur Begleitung eines Flügels sang dort eine angenehme weibliche Stimme ein leidenschaftliches Lied, ein solches,

das Sturm und Aufruhr der heftigsten Gefühle darstellte; allein sie sang es ganz falsch in einem zu langsamen Tempo und mit gänzlich unverstandenem Ausdruck. Das konnte niemand besser beurteilen als Heinrich Tannhäuser, denn das Lied war von ihm.

„O — o — o," dachte er fast laut, „müssen doch die kleinen Mädchen immer gerade solche Sachen singen und spielen, denen sie nicht gewachsen sind."

Seine träumerische Stimmung war von ihm gewichen und die gewöhnliche Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, die ihn so oft schon zu schnellem Handeln getrieben hatte, kam wieder zum Vorschein. „Rascher, rascher!" murmelte er und schlug unwillkürlich den Takt, „und dann heraus mit der Stimme! O du grundgütiger Schöpfer, es handelt sich hier nicht um kleine Pensionsmädchengefühle, sondern um Katarakte, die von Felsen niederbrausen. Aber was weiß diese sanfte Lämmerseele von den Stürmen einer Menschenbrust!"

Er hatte unter dem Fenster Halt gemacht und sah nun zufällig, daß die Thür dieses Landhauses nicht verschlossen, sondern leicht angelehnt war, und erinnerte sich zugleich, daß er kurz zuvor ein hübsches Dienstmädchen aus dem Hause hatte über die Straße huschen sehen. Den jungen Komponisten befiel ein übermütiger Gedanke. „Ich werd's ihr mal vorsingen!" sagte er vor sich hin, und fast in demselben Augenblicke war er auch schon auf dem schöngeschmückten Hausflur. Er klopfte an die Thür, hinter der der Gesang erschallte, allein da man ihn nicht hörte, trat er schnell ein. Der Gesang und das Spiel ward

plötzlich unterbrochen, und von dem Flügel erhob sich ein schönes und schlankes junges Mädchen, das aus großen, schwarzbraunen Augen mit Verwunderung und zugleich ein wenig Schreck auf ihn hinschaute.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte Tannhäuser mit großer Schnelligkeit, „verzeihen Sie, daß ich hier so plötzlich eindringe. Ich hörte Sie ein Lied singen, das mir wohl bekannt ist. Sie haben eine schöne sympathische Stimme, aber dies Lied singen Sie grundfalsch. Erlauben Sie nur einen Augenblick, ich will Ihnen das beweisen!" Und damit schritt er ohne weiteres auf den Flügel zu.

Das junge Mädchen that im ersten Schreck ein paar Schritte und hatte schon die Hand nach dem Klingelzuge des Haustelegraphen ausgestreckt, als ihr einfiel, daß sie allein zu Hause sei und das einzige Mädchen, das zu ihrer Bedienung geblieben war, soeben auf eine Besorgung fortgeschickt habe. Und als sie zögerte, ob sie auf die Straße hinauslaufen und um Hilfe rufen sollte, denn dieser Mensch war offenbar wahnsinnig, da ertönten auch schon die ersten Accorde und Läufe und bannten sie fest, als sie schon die Thürklinke in der Hand hatte. Und nun, als das Lied begann, gesungen von einer Stimme, die zwar nicht gerade schön war, durch die Kunst und die hinreißende Wärme des Vortrages dies aber ganz vergessen ließ, als mit gewaltiger Steigerung diese kleine leidenschaftliche Tonschöpfung vor ihr aufstieg, da trat sie unwillkürlich einige Schritte näher, süße Schauer überliefen sie, und die schönen braunen Augen

verschleierten sich von Thränen. Ja, das war richtig, das Lied mußte anders gesungen werden, als es ihr noch soeben vorgekommen war. Und obwohl sie in Konzerten die berühmtesten Künstler gehört hatte, die in letzter Zeit in Berlin aufgetreten waren, so schien ihr doch, solche Musik, die so unmittelbar aus der Seele quoll, hätte sie noch nie vernommen.

Als der wunderliche Mensch dort am Flügel nun sein Lied beendet hatte, ließ er die Begleitung langsam verrauschen, die Wogen der Leidenschaft legten sich allmählich, und nur noch wie mit funkelnden Lichtern flimmerte es auf einer beruhigten See. Und während er nun leise und sanft weiter spielte, dazwischen allerlei Motive aus Volksliedern anschlug und leicht variierte, sprach er in abgerissenen Sätzen, indem er sich halb nach der jungen Dame umwandte:

„So ungefähr muß das Lied gesungen werden ... Aber für Sie ist das nichts ... Sie kriegen die Forsche nicht raus ... Uebrigens ein vorzüglicher Westermeier, Ihr Flügel ... Sind meine Lieblingsinstrumente ... Man kann darauf so pianissimo spielen, daß man es kaum noch hören kann ... Achten Sie mal auf ...“

Und nun glitten seine Finger wie ein Frühlingshauch über die Tasten, und doch zeichnete sich klar und bestimmt das zarte Tongebilde ab.

Das junge Mädchen hatte noch kein Wort gesprochen, denn so etwas Verblüffendes war ihr noch nie begegnet. In den Kreisen, wo sie sich bewegte, ging alles so wundervoll förmlich und geschniegelt

zu, und wenn sie dort einmal in Gesellschaft etwas sang, so konnte es sein, was es wollte, immer kamen die Herren Referendare und säuselten wohllautende Komplimente, die Leutnants schlugen mit hörbarem Ruck die Hacken zusammen und dankten für den hohen Genuß, und die jüngern und ältern Damen hauchten: „Entzückend!" — einen Ausdruck, den sie besonders lieben, weil er einen kleinen Mund macht. Und nun kam dieser wildfremde, unvorgestellte Mensch hier plötzlich hereingebrochen, sagte ihr Grobheiten und benahm sich ganz, als wenn er zu Hause wäre. Und doch konnte sie ihm nicht zürnen. Wie sonderbar! Es war etwas Leuchtendes und Siegreiches in seinem Wesen, das für ihn einnahm, und offenbar war er auch ein großer Künstler, das ging aus der genialen Sicherheit hervor, mit der er das Instrument und seine Stimme beherrschte. Aber sie nahm alle ihre Würde und Hoheit zusammen, suchte einen strengen Ton in ihre Stimme zu legen und sagte:

„Ich danke Ihnen aufrichtig, mein Herr, für die Belehrung, die Sie mir erteilt haben, aber . . ."

„O, bitte, bitte," fuhr der junge Mann dazwischen, „ich hätte mich ja weiter über die Sache gar nicht aufgeregt, wenn Sie nicht wirklich eine anmutige Stimme hätten. Aber Sie müssen etwas anderes singen, als solche Sachen. Sie müssen einfache, herzliche Lieder singen, Volkslieder zum Beispiel."

Es war noch hell draußen, doch begann schon die schmale silberne Sichel des Mondes siegreich aus dem Abendrot hervorzutreten.

„Was nehmen wir denn nun gleich? Jawohl die Lorelei, die kann jeder. Passen Sie auf, ich mache eine kleine Einleitung, und wenn ich Ihnen zunicke, dann legen Sie los!“ Sofort begann er zu spielen, während das Fräulein, wiederum aufs äußerste verblüfft, sich vornahm, so stumm zu bleiben wie ein Fisch. Aber das Vorspiel zog sich etwas in die Länge, und eine wunderbare Stimmung kam über sie, als sie den Tönen folgte. Sie sah ihn ruhig dahinfließen, den alten Rhein, sie hörte das sanfte Rauschen seiner Wellen, und eine süßmelancholische Abendstimmung, wie sanfte Erinnerung an alte vergangene Zeiten lag darüber hingebreitet. Allmählich trat die Melodie des Liedes hervor, immer deutlicher und dringender, und endlich, als der junge Mann mit halber Seitenwendung freundlich auffordernd nickte, da setzte das schöne Mädchen ein, halb gegen ihren Willen, aber sie mußte:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin . . . .

Wie sang es sich herrlich zu dieser Begleitung, die in zarten Tonbildern den Text des Liedes malerisch begleitete und auf spielenden Wellen ihre Stimme dahintrug wie einen leichten Kahn im Schimmer des Abendrots. Der Klavierspieler nickte zuweilen beistimmend und voller Wohlwollen, und als das Lied beendet war, ließ er wie traumverloren die Begleitung ausklingen, indem er die Melodie des Liedes in kunstvoller Weise variierte. Durch das Fenster schaute die leuchtende Sichel des Mondes freundlich herein.

Dann erhob er sich schnell, verbeugte sich und sprach: „Das war schön, mein Fräulein! Ich danke Ihnen. Und nun, da ich meine Mission erfüllt habe, erlaube ich mir, mich Ihnen vorzustellen.“ Er nahm eine Karte heraus und überreichte sie ihr.

„Heinrich Tannhäuser,“ las sie verwundert und ihre Augen glitten fragend zu dem Namen des Komponisten auf dem Liederhefte, aus dem sie vorhin gesungen. „Sie selbst?“

Der junge Mann verbeugte sich zustimmend. Da ging ein schalkhaftes Leuchten über das Antlitz des schönen Mädchens, sie eilte zu einem Tischchen, nahm eine kleine Tasche auf und eine Karte hervor, die sie dem Komponisten mit erwartungsvoller Miene überreichte.

„Lore Ley.“

las dieser zu seiner lächelnden Verwunderung.

„Sie selbst?“ fragte er dann launig, „fürwahr ich habe sie mir immer blond vorgestellt!“

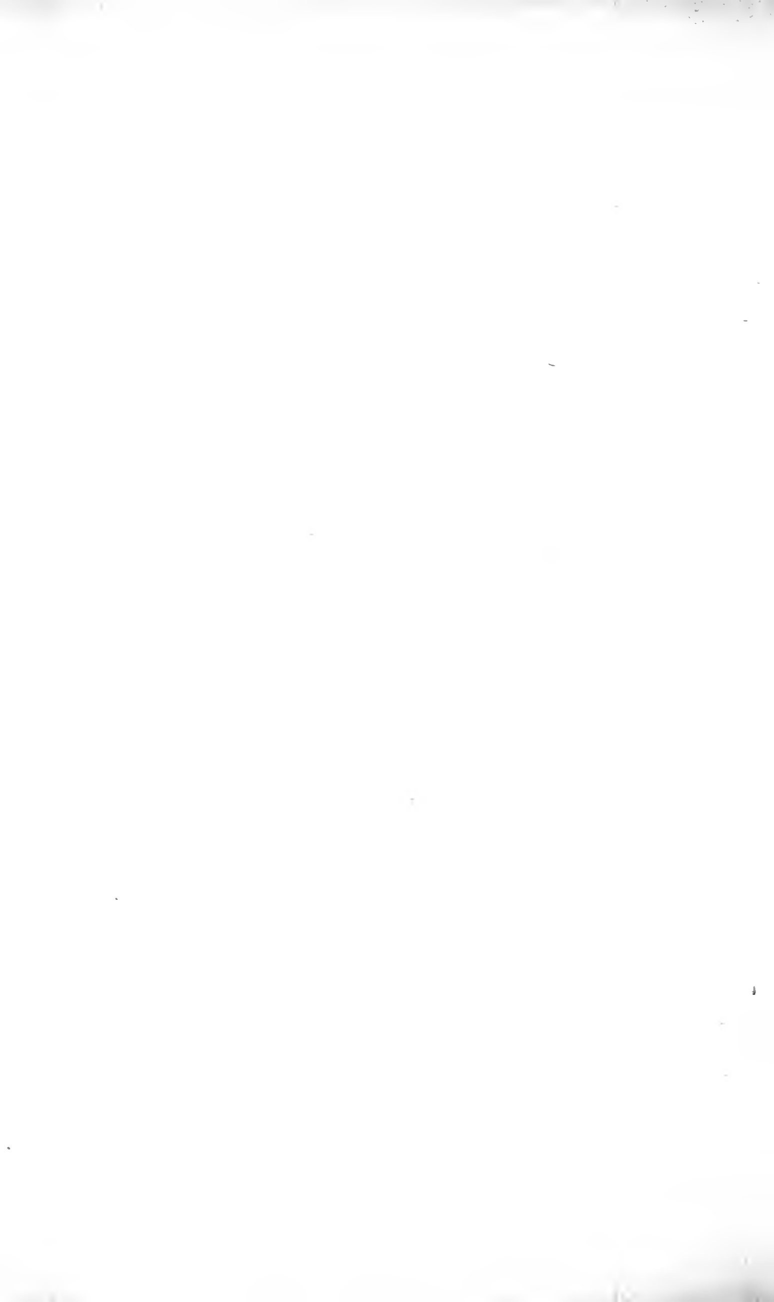
* * *

Diese kleine Geschichte habe ich meinem Spürsinn zu verdanken, der angeregt wurde durch eine Anzeige, die ich vor kurzem in der Vossischen Zeitung las. Eine sonderbare Zusammenstellung von Namen erregte meine Neugier, und ich ruhte nicht eher, bis ich das kleine Abenteuer in Erfahrung brachte, das ich soeben erzählt habe. Die Anzeige aber lautete:

Lore Ley,
Heinrich Tannhäuser,
Verlobte.

Linaria cymbalaria.





Als Bräsig „von wegen dem zackermentschen Podagra" in die „Wasserkunst" gehen mußte, da erregte es sein höchstes Mißfallen, daß er gezwungen war, fortwährend an Orten spazieren zu gehen, wo er Gott in der Welt nichts zu thun hatte. Denn ein Landmann, wenn er auf seinem Gute das betreibt, was er Spazierengehen nennt, hat fortwährend etwas zu thun und immer Unterhaltung, und wenn es auch manchmal nur Aerger ist. Denn überall auf jedem Flecke des Landes, das er bebaut, gibt die Gegenwart ihm etwas zu betrachten, zu sinnen und zu denken, gibt es für ihn Erinnerung an die Vergangenheit und Pläne für die Zukunft. So geht denn eine solche Unternehmung meist recht langsam von statten, und der richtige Landmann „steht sich spazieren", wie man von meinem Vetter sagt, der zu einer Strecke von einem Kilometer drei Stunden braucht, an Unterhaltung dabei aber keinen Mangel leidet.

Darin hatte der alte Bräsig also ganz recht, daß er meinte, an Orten spazieren zu gehen, wo man Gott in der Welt nichts zu thun habe, sei langweilig, und

ebenso gewiß ist es, daß der, der sich allerorts etwas zu thun machen kann, vom Leben den doppelten Genuß hat. Da gibt es nun richtige Genußmenschen, die zu ihrer Unterhaltung beim Spazierengehen auf Dinge verfallen, die von den sogenannten verständigen Menschen wohl nur als nutzlos und thöricht erachtet werden können und geeignet sind, deren heftiges Kopfschütteln zu erregen. Zu dieser Spezies gehört eine Sorte von sonderbaren Käuzen, mit denen ich mich besonders beschäftigen will, das sind die sogenannten „Florafälscher" oder „Ansalber", das heißt Leute, die bestrebt sind, die Flora des Gebiets, in dem sie sich aufhalten, durch Aussaat oder Anpflanzung um neue Arten zu vermehren. Ich muß nun bekennen, daß auch ich mich seit einigen Jahren dieser den Botanikern verhaßten Gilde angeschlossen habe, und daß der Ausdruck „Florafälscher" auf mich selbst von einem berühmten Berliner Professor der Botanik angewandt worden ist. Dem Laien mag es sonderbar erscheinen, daß ein Bestreben, das auf die Bereicherung der einheimischen Flora gerichtet ist, nicht den begeisterten Beifall der Botaniker hervorruft, aber das hat auch seine guten Gründe. Denn ebensowenig wie jeder andre Sterbliche, liebt es der brave Pflanzengelehrte, „hineinzufallen". Und dieses Schicksal ist ihm in neuerer Zeit durch das Ueberhandnehmen verruchter Florafälscher oft genug bereitet worden. Man denke, bei einem Ausfluge entdeckt Herr Doktor X. die Dingsda soundsoja in einer Menge von Exemplaren. Ein unerhörter Fund. In keiner Provinzflora ist

diese Pflanze aufgezählt, ja selbst im ganzen Lande ist sie noch niemals gefunden worden. Diese Entdeckung war dem glücklichen Doktor X. vorbehalten. Er gerät in einen kleinen Rausch, sucht sich die besten Exemplare für sein Herbarium aus und hält die Stelle vorläufig geheim. In der nächsten Sitzung seines botanischen Vereins aber kommt er mit männlich verhaltenem Stolze damit zum Vorschein. Allgemeines Erstaunen und große Bewunderung, bis es sich plötzlich irgendwie unzweifelhaft herausstellt, daß ein infamer Florafälscher die Pflanze dort vor kurzem „angesalbt" hat, wodurch natürlich der eben noch so stolze und glückliche Entdecker dem spöttischen Lächeln seiner Kollegen preisgegeben wird. Ich weiß davon eine kleine wahre Geschichte, die sich in Leipzig ereignet hat. Dort gibt es in der Nähe eine botanisch berühmte Gegend, die als Fundort mancher Pflanzen, die sonst im Lande nicht vorkommen, einen gewissen Ruf besitzt. Dort an einer geeigneten Stelle säete ein lasterhafter Mann, der leider mein Freund ist, eine Alpenpflanze aus, deren Samen er sich von der Reise mitgebracht hatte. Im nächsten Jahre stand sie dort in schönen großen Polstern und in voller Blüte, woran er sich sehr erfreute. Kaum war dies so weit, so erschien eine Notiz in einer Leipziger Zeitung etwa des Inhalts, daß der berühmte Bienitz noch immer seinen alten Ruf bewahre, denn, man denke nur, die Linaria alpina stände dort jetzt in voller Blüte, eine ganz ungewöhnliche Seltenheit. Auf diese Nachricht hin wallfahrteten sofort alle Bo-

tanisierkapseln Leipzigs an diesen geheiligten Ort, und am nächsten Tage schon war die schöne Pflanze bis auf die letzte Spur wegbotanisiert. Als mein Freund hinauskam, um sich seine Schöpfung nach der Anerkennung, die sie gefunden hatte, auch einmal wieder anzusehen, war dort kein Stengelchen mehr vorhanden. Da ward in ihm die Rachsucht Herr über seine besseren Gefühle, und er veröffentlichte in derselben Zeitung die Art und Weise, wie dieser berühmte Berg zu seiner neuen Seltenheit gekommen war, was natürlich zur Folge hatte, daß die getäuschten Botaniker das vorher so hoch geschätzte Exemplar in ihrem Herbarium nur noch mit bitteren Empfindungen zu betrachten vermochten, denn „angesalbte" Pflanzen sind für sie ohne jeden sittlichen Wert.

Hieraus geht nun zur Genüge hervor, daß Botaniker und Ansalber sich als Feinde zu betrachten gewohnt sind, die einen, weil sie von den andern schon so manchesmal getäuscht worden sind, und die andern, weil ihnen von den einen oft in kurzer Zeit die seit Jahren gehegten Anpflanzungen ohne Gnade wegbotanisiert werden. Darum möge man es mir nicht verübeln, wenn ich als passionierter Ansalber mich über die Standorte der Pflanze, von der jetzt die Rede sein soll, in tiefstes Schweigen hülle.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1873, als mir bei einem Aufenthalt in Dresden ein zierliches Pflänzchen auffiel, das hier mit zarten Ranken

aus den Spalten und Ritzen der Sandsteinfelsen hervorhing, oder dort an geeigneten Orten, zum Beispiel den Vorsprüngen und Pfeilern der alten berühmten Elbbrücke, dichte blühende Polster bildete. Die niedliche Pflanze gefiel mir, und ich behielt sie im Gedächtnis, denn das bescheidene zierliche Gewächs, das mit seinen epheuartigen Blättern und seinen hellvioletten, feinen Blümchen, die mit einem blaßgelben Gaumenfleck geziert sind, aus öden Felsenritzen und altem verwittertem Mauerwerk hervorgrünte, erschien mir wie ein Stückchen Poesie. Das Pflänzchen ist unscheinbar und kann leicht übersehen werden; hat man es aber entdeckt und seine feinen Reize kennen gelernt, so wird man es vielen seiner prangenden und ins Auge fallenden Schwestern vorziehen, wie es ja auch schöne stille Mädchen gibt in Kattunkleidchen, die, wer sie kennt, bei weitem höher schätzt als jene, die in Sammet und Seide rauschen und hinter köstlich gemalten Fächern hervor berechnete Blicke schießen.

Ich erfuhr bald den Namen dieser meiner jungen Liebe. Sie hieß Linaria cymbalaria oder Cymbelkraut und war eine Cousine jenes schönen hochgelben Leinkrautes, das fälschlich so oft Löwenmaul genannt wird und auf Wiesen, Feldrainen und in Wäldern bei uns überall häufig blüht. Das Cymbelkraut ist ursprünglich in den Mittelmeerländern heimisch und langsam und allmählich nach Norden gewandert. Wie weit Ansalber dabei beteiligt gewesen sind, weiß ich nicht; jedenfalls ist das kleine Mauerblümchen oft in

Gärten angepflanzt worden und dann, wo es günstige Bedingungen fand, allmählich verwildert. So heißt es auch zum Beispiel in der „Flora des Riesen- und Isergebirges" von W. Winkler von ihm: „Angepflanzt und verwildert."

Als ich später meinen Freund Johannes Trojan kennen lernte, fand ich in ihm ebenfalls einen Verehrer dieses zierlichen Pflänzchens. Er hatte sich einst aus Hameln an der Weser Samen davon mitgebracht und zog es seitdem alljährlich in Töpfen. Im Hinblick auf die vielen sandsteinernen Ufermauern und Kanalböschungen, die in Berlin vorhanden sind, hatte ich nun unterdes den Gedanken gefaßt, ob es nicht möglich sein würde, diese Blume in Berlin einzubürgern, und mit etwas Samen, den ich von Trojan erhielt, machte ich den ersten Versuch, der aber mißglückte. Ich sagte mir, diese Sache muß im großen angefaßt werden, und da ich unterdes in Erfahrung gebracht hatte, woher dieser Same zu beziehen sei, ließ ich mir im nächsten Frühjahr einen tüchtigen Posten kommen. Dies war im Jahre 1890, und seit dieser Zeit ergießt sich unablässig den ganzen Frühling und Sommer hindurch ein feiner Regen von Linariasamen über Berlin und Umgegend, wie sich mein Freund Trojan gelegentlich einmal ausdrückte. Die Folgen sind nicht ausgeblieben, und ich kann wohl sagen, daß die kleine Pflanze jetzt an manchen Stellen in und bei Berlin heimisch ist. An einigen Orten ist sie schon zum drittenmale wiedergekommen. Denn so zart das Pflänzchen ist, so

hat es doch eine große Zähigkeit, sich an den Stellen zu behaupten, wo es einmal steht, und dazu tragen drei Eigenschaften bei. Erstens ist es fast bedürfnislos, begnügt sich mit der kümmerlichsten Mauerritze und nährt sich hauptsächlich aus der Luft. Zweitens schlägt es in jedem Jahre aus der Wurzel wieder aus, und drittens hat es die Gewohnheit, seinen ungemein reichlichen Samen an günstigen Orten zu verstecken. Die niedliche Blume sitzt an einem kurzen Stiele, ist sie aber abgeblüht, so wird dieser Stiel mächtig lang und dreht und wendet sich und sucht für die Samenkapsel an seinem Ende nach einer geeigneten Mauer- oder Felsenritze. Ja, manche Ranke, an der oft eine stattliche Reihe solcher langgestielten Samenkapseln hängt, kriecht mit der ganzen Gesellschaft in solche Ritze und hütet sie dort wie eine Henne ihre Küchen. So kommt es, daß möglichst wenig Samen dieser klugen Pflanze unnütz verloren gehen.

Ja, das pfiffige Cymbelkraut sorgt schon für sich und seine Zukunft, aber ich habe in Berlin mit einem andern Feinde zu kämpfen, der für meinen Liebling der Schrecken aller Schrecken ist. Das ist nämlich die hochnotpeinliche Ordnung, die in dieser vortrefflich verwalteten Stadt herrscht. Unser fürchterlichster Feind ist der Ritzenausschmierer. Ueberall, wo ich nur in Berlin diese Pflanzen zum Wachsen gebracht habe, darf ich annehmen, daß der Ritzenausschmierer bereits wie eine drohende Wolke am Horizonte schwebt. An einigen schrägen

Mauerböschungen des Humboldthafens blühten im vorigen Jahre Pflanzen, die den Winter durchgemacht hatten, und grünten unzählige neugesäete. Da waren eines Tages schreckliche Maurer da, mit Kalkkasten und Kratzinstrumenten und anderen Marterwerkzeugen, und hielten grausames Gericht, erneuerten zerbröckelte Steine und schmierten alle die grünenden Ritzen barbarisch mit Kalk aus. Aber wir, ich und mein Pflänzchen, sind zäh, an anderen Stellen in der Nähe des Humboldthafens blüht es jetzt wieder reichlich und munter.

An den Orten, wo man den Samen mit dem Finger in die Ritzen drücken oder mit etwas Lehm hineinschmieren kann, kommt die Pflanze mit fast absoluter Sicherheit, solche zugängliche Stellen aber sind selten, und in vielen Fällen kann ich nur von oben die runden Körnchen auf die Steinböschungen streuen und muß es dem Zufall überlassen, daß er sie beim Hinabrollen in eine geeignete Ritze führt. Solche Stellen kosten viel Samen, und man kann von Glück sagen, wenn von Tausenden einer Wurzel schlägt. Diese sind mir dann natürlich ganz besonders lieb — dem Ritzenausschmierer aber ist nichts heilig. In der Nähe der früheren chinesischen Gesandtschaft hatte ich auf diese Art eine kleine Kolonie an der Kanalufermauer zu stande gebracht, die einzige Stelle im weiten Umkreis, wo ich diesen Erfolg erzielt hatte. Da sah ich eines Tages auf derselben Uferseite sich ein plumpes kahnartiges Fahrzeug an der Böschungsmauer entlang bewegen. Darauf befanden sich einige Böcke und

Bretter, ein Kalkkasten und zwei Männer, die ich mit Henkersknechten zu vergleichen nicht umhin konnte. Der eine von ihnen trug eine Hornbrille mit großen Gläsern, durch die er in alle Ritzen stierte mit schrecklichem Mörderblick. Dann kratzte er sie aus mit fühllosem Eisen — o, wie mir dieser Ton in die Seele schnitt — und dann schmierte er. Nicht lieblich wie Werthers Lotte das Butterbrot für ihre Geschwister — nein, brutal und mit Vernichtungsfreude, wie es mir schien. Die Männer befanden sich bei der Potsdamer Brücke, also noch weit von dem Standorte meiner geliebten Pflanze, aber ihr Los war besiegelt, das war nicht mehr zu bezweifeln.

Langsam, aber sicher, wie das unerbittliche Schicksal, krochen sie alle Tage weiter an der Mauer, überall weiße Streifen und Striche zwischen dem grauen Steinwerk zurücklassend; sie verfuhren mit jener widrigen Gelassenheit und Gemütsruhe, mit der die Schlange ein gefangenes Tier hinunterschlingt. Ich vermied fortan diese Gegend. Erst in späterer Zeit, als alles längst vorüber sein mußte, richtete ich meinen Spaziergang wieder nach dem Umkreis der ehemaligen chinesischen Gesandtschaft, um trauervoll das Grab meiner kleinen Freundin, einen breiten, öden Kalkstreifen, zu betrachten. Seitdem kann ich mir das unerbittliche Schicksal nicht mehr anders vorstellen, als in Gestalt eines alten, verschrumpelten Maurers mit einer Hornbrille und einem Kratzeisen.

Von solchen kleinen Enttäuschungen wimmelt die Geschichte meiner Ansiedelung der Linaria cymbalaria in und bei Berlin, und ich kann sie nicht alle aufzählen. Nur eine will ich noch mitteilen. Auf dem Moospolster eines Brückenpfeilers meiner Nachbarschaft stand das Pflänzchen sehr üppig schon im zweiten Jahre, das Resultat von gewiß mehr als fünftausend darüber gestreuten Samen, denn ich kam täglich dort vorbei, und jedesmal regnete eine kleine Prise hinab, bis es endlich dastand. Ich betrachtete diese Blümchen stets mit liebevollem Blick, und wenn sich ihre Ranken im Winde regten, bildete ich mir ein, sie nickten mir zu. Doch eines Tages war dort alles verschwunden.

Das war keine Folge der hochnotpeinlichen Ordnung, sondern dieser Raub hatte der Pflanze selbst gegolten, denn nur genau die Stelle, wo sie gestanden hatte, war aus dem Moospolster ausgeschnitten. Wie jemand dies möglich gemacht hat, an der unzugänglichen Stelle, ist mir ein Rätsel. Seitdem ist mir die Ansiedelung dort noch nicht wieder geglückt, aber stehen soll die Pflanze dort doch wieder, so wahr ich Heinrich Friedrich Wilhelm Karl Philipp Georg Eduard heiße.

Für alle solche kleinen Enttäuschungen aber werde ich reichlich entschädigt, wenn ich auf einem gewissen Kirchhofe in Berlin stehe und an einer gewissen Stelle über das Geländer blicke auf eine alte, verwitterte Sandsteinmauer, die dem mörderischen Ritzenausschmierer schon seit vielen gesegneten Jahren ent-

gangen ist und ihn, wie ich hoffe, niemals kennen lernen soll, oder wenn ich, wie im letzten Juni, in ein schön gelegenes Dorf der Berliner Umgegend wandere, wo ich vor zwei Jahren gesäet habe und nun die breite Kalksteinmauer über und über mit blühenden Ranken bedeckt finde, oder wenn ich jetzt hier in Kolbergermünde, wo ich dieses schreibe, meine Aussaat vom vorigen Jahre an allerlei alten Festungsmauern lieblich blühen sehe. Herr Johann Nebendahl aus Groß-Pampow in Mecklenburg, der den besten Weizen in der ganzen Gegend baut, hat auch keine größere Freude, wenn er seine üppigen Felder betrachtet, als ich in solchem Augenblick.

Und nun zum Schluß noch eine Bitte an die verehrten Herren Botaniker, die dies lesen: wenn ihr diesem zierlichen Pflänzchen in und bei Berlin zufällig einmal in die hellen, freundlichen Augen schaut — laßt es stehen! Ihr wißt es nun, es ist ja doch nur angesalbt. Und der, der seinen Samen streute, möchte gern eine kleine grüne Spur hinterlassen auf dieser Erde. Zwar hat er auch allerlei Lieder und Geschichten ans Licht gestellt, allein diese entstanden aus der Zeit für die Zeit und werden schwinden mit der Zeit. Sie werden einst vergessen sein, und nur auf den höchsten Borten zurückgebliebener Leihbibliotheken in weit abgelegenen Landstädten werden einige Bände noch stehen, aber niemand mehr wird nach ihnen fragen. Dann aber wird vielleicht noch ein kleines, zierliches Pflänzchen, das aus dürren

Mauerritzen lieblich hervorgrünt, lebendige Kunde geben davon, daß der Verfasser jener vergessenen Geschichten einst über diese Erde gegangen ist, wie wir alle gehen, und wie es in Konrad Ferdinand Meyers schönem Gedichte heißt: „Als ein Pilgrim und ein Wandersmann.“

Lang, lang ist's her.





Um die Zeit, als es dort noch Leierkastenmänner gab, ging ich an einem schönen Sommerabend mit meinem Freunde, dem Musikdirektor Leonhard Brunn, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte, in den Tiergarten. Mitten im besten Gespräch näherten wir uns dem ersten der dort aufgestellten Orgeldreher, der Tag für Tag an derselben Stelle seinen musikalischen Beruf ausübte. Indem er in auffallender Weise zur Andeutung seiner Blindheit auf der schon ganz blankgetasteten Wachstuchdecke seines musikalischen Kastens umherstrich und nach etwaigen Dreiern tappte, spielte er eine jener infamen Allerweltsmelodien, die zuweilen als eine Art von musikalischer Epidemie über die Menschheit verhängt werden. Zu meiner größten Verwunderung griff mein Freund Leonhard Brunn, der sonst die Orgeldreher im allgemeinen und dieses Lied im besonderen ingrimmig haßte, in seine Tasche und reichte dem blinden Kollegen in fürstlicher Freigebigkeit einen Silbergroschen. Wir fuhren in unserem Gespräch fort und gerieten im Laufe dessen zu dem Denkmal Friedrich Wilhelms III., hinter dem der alte, freundliche Herr mit der Militärmütze bereits seit

der grauen Vorzeit jeden Nachmittag „die letzte Rose“ von sich gab. Die an Verschwendung streifende Freigebigkeit meines Freundes wiederholte sich. Da er sonst ganz vernünftig sprach und mir soeben noch über die Anwendung der Posaunen im Orchester einen lehrreichen Vortrag gehalten hatte, vermochte ich mir durchaus keine Vorstellung zu machen, wie diese abnorme Handlungsweise zu erklären sei, und nachdem ich einige Zeit nachdenklich einhergeschritten war, sagte ich dies meinem Freunde. Da wir jedoch gerade in die Nähe eines melancholischen Trauergreises gekommen waren, der seine Orgel so trübselig drehte, als sei es ein Kindersarg mit einer Kurbel daran, antwortete Leonhard einstweilen nicht, sondern schmunzelte nur etwas und blinzelte ein wenig mit den Augen. Und obgleich dieser traurige Mensch die Kutschkepolka in einem Tempo spielte, als wolle er ihre Brauchbarkeit bei Begräbnißfeierlichkeiten nachweisen, erhielt auch er seinen Silbergroschen. Als nun der gerührte Leiermann auf seinem Trauerkasten ein anderes Register zog und uns dankbar „Röschen hatte einen Piepmatz“ im Tempo eines Chorales nachsendete, lächelte mein Freund Leonhard wohlwollend wie ein Verklärter, der erhaben ist über die Plagen dieses irdischen Jammerthales.

„Laß uns in den zoologischen Garten gehen,“ sagte er dann, „dort suchen wir uns eine heimliche Bank und ich erzähle dir eine Geschichte.“

Von der Lichtenstein-Brücke her, wo ein behäbiger kleiner Invalide seine musikalische Wegelagerei betrieb

und dem harmlosen Wanderer den Paß verlegte, schallte es nun von ferne herüber: „Lang, lang ist's her!"

Leonhard's Züge verklärten sich.

„Das ist das Rechte," sagte er, „der Mann versteht seine Zeit." Er griff in die Tasche und mit Schauder und Staunen sah ich ein blankes Markstück in seiner Hand blitzen.

„Leonhard!" rief ich, „du wirst doch nicht?!"

Aber siegreich und heiter schritt er auf den Leiermann zu und vollführte den Akt wahnsinnigster Verschwendung, der mir jemals vor Augen gekommen ist.

„Ihr seid ein tüchtiger alter Kerl," sagte er und klopfte den fast erschrockenen Orgelmann auf die Schulter; „Ihr habt Talent."

„Leonhard," sagte ich, „bedenke doch, was der Mann für einen günstigen Posten hat hier an diesem Engpaß, der ist möglicherweise reicher als du."

„Schadet nichts," sagte er, „höre nur erst meine Geschichte."

Ich kann sagen, daß ich nicht wenig gespannt war, ein Erlebnis zu erfahren, das so sonderbare und unglaubliche Erscheinungen im Gefolge hatte.

„Ich erinnere mich sehr wohl," sagte ich, „deiner mannigfachen und gewaltigen Zornausbrüche, die dir die Orgeldreherplage sonst entlockt hat. Du stelltest dir die musikalische Hölle vor wie eine unendlich lange Chaussee und an jeder Pappel einen teuflischen Orgeldreher in voller Arbeit, fortwährend beschäftigt, den armen Musikanten, die dort in Ewigkeit zu wandeln

verdammt waren, sämmtliche Gassenhauer der ganzen Welt zu Gehör zu bringen. Wo ist hier Uebergang und Vermittlung, wie willst du diese Dissonanz auflösen?"

„Jede Dissonanz läßt sich auflösen, teurer Freund," sagte Leonhard, „und jedes Ding hat seine nützliche und angenehme Seite. Nur bleibt sie oft dem beschränkten Sinne verborgen. Ich habe mir früher auch nie träumen lassen, daß die himmlische Vorsehung sich eines Leierkastens zur Erreichung ihrer Pläne wirkungsvoll bedienen könnte."

Wir waren im zoologischen Garten angelangt und hatten den seitlichen Gang zwischen den Büffel- und Hirschgehegen eingeschlagen. Es war ein Wochentag und der Garten nicht sehr gefüllt, so daß wir auf einer Bank am Wege ziemlich ungestört waren. Dort im Angesicht einiger friedlicher Büffel, die, bis an den Hals im schlammigen Wasser stehend, behaglich schnauften, erzählte mir Leonhard seine Geschichte.

Ich will sie in meiner Weise wieder erzählen.

* * *

Es ist eine Liebesgeschichte so gewöhnlicher Art, daß sie jeder, auch der ausgehungertste Novellist, wenn er sie so wie ein leeres, verbrauchtes Portemonnaie am Wege gefunden, einfach mit dem Fuß beiseite gestoßen hätte. Der gütige Leser, der geübt ist in solchen Dingen, und bei seinem täglichen Leihbibliothekenfutter bereits vor vielen Jahren das Jubiläum des tausendsten Bandes gefeiert hat, wird jetzt schon

den ganzen Verlauf an den Fingern hersagen können, und wenn ich die Geschichte trotzdem erzähle, so geschieht es in dem Vertrauen auf die ewige Langmut und Güte der Vorsehung und im Hinblick auf jene jungen und gläubigen Opfer, denen noch nicht die langjährige Erfahrung aus den tausend fettigen Leihbibliotheksbänden zu Gebote steht.

Es ist in Dunkel gehüllt, bei welcher Gelegenheit meinem Freunde Leonhard zuerst auffiel, daß Agnes Bolten ein merkwürdig angenehmes Mädchen sei. Diese Anschauung kam nicht plötzlich, sondern entwickelte sich so regelrecht, aus Keim und Knospe, wie man es nur wünschen kann. Aber eines Tages empfand er doch mit Ueberraschung, daß diese Angelegenheit zu einer merkwürdigen Klarheit gediehen sei, und daß er eine Neigung in sich verspüre, jedem anderen jungen Manne, der ähnliche Gefühle gegen Fräulein Agnes zu hegen wage, den Hals zu brechen. Obgleich er aus den hundert kleinen Anzeichen, mit denen eine heimliche Liebe hervorblitzt, wie ein Bach, der unter Kraut und Blumen verborgen einherrieselt, zu schließen wagte, daß seine Neigung nicht unerwidert sei, so dauerte es doch einige Zeit, bis seine überlegende und maßvolle Natur, die zwar schwer von Entschlüssen, aber hartnäckig in deren Ausführung war, sich zu einem entscheidenden Schritt entschloß.

Dieser Zeitpunkt trat jedoch endlich ein, und nachdem er sämtlichen Freunden und Verwandten die gründlichste Versicherung gegeben hatte, sich niemals zu verheiraten und als guter alter Onkel seine Tage

zu beschließen, benützte er einen der kältesten Winterabende, an dem ihm das Glück zu teil wurde, Fräulein Agnes Bolten aus einer Gesellschaft nach Hause zu führen, sie mit der Glut seines Herzens bekannt zu machen.

Wo zwei solche Flammen lange unterdrückt und heimlich genährt ineinander lohen, durchwärmen sie auch die bittere Kälte einer Winternacht, und das alte, schneebedeckte Gartenthor der Villa Bolten wurde heute abend Zeuge von Ereignissen, für die man sonst die blühende Fliederlaube oder die schattige Sommerlinde allgemein als die passendste Oertlichkeit anzusehen gewohnt ist. Küsse, Seufzer und Thränen, Thränen, die die bitterliche Dezemberkälte sofort in Eis verwandelte, so daß neue Küsse nötig waren, sie wieder aufzutauen. Sie galten einem würdigen alten Herrn, der, während diese Thatsachen an dem festgefügten Bau seiner schrullenhaften Grundsätze nagten, behaglich in seinem warmen Bette schlief, und zwar als gesunder Verstandesmensch gründlich und unbelästigt von dem unreellen Scheinwesen irgend eines Traumes.

„Wie soll es nun werden?" sagte Agnes und sah angstvoll aus der weißen Pelzkapuze zu Leonhard auf. „Papa ist so fürchterlich, wenn etwas gegen seinen Willen geht. Gegen mich ist er so gut, aber gegen dich wird er es nicht sein. Denn er hat einen Haß auf alle Musiker — nicht auf die Musik, aber auf euch. Er ist wohl streng, aber gegen jedermann gerecht, nur gegen euch nicht. Ich habe gekämpft

dagegen, dich lieb zu haben, denn ich dachte, daß daraus nie ein Glück entstehen könne — nun ist es doch so plötzlich gekommen — wie soll es nur werden?"

„Morgen gehe ich zu deinem Vater," sagte Leonhard, „da du mir gut bist, so soll mich auch keine Macht der Erde daran hindern, dich zu gewinnen."

Sie sah ihn liebevoll, doch traurig an. „Du kennst ihn nicht," sagte sie, „aber wenn ich denke, wie du bist" — ihr Gesicht hellte sich auf — „anders als die andern, so frei und klar und wahr, ich möchte fast Hoffnung fassen."

Das Resultat dieses Abends war die Verabredung, daß Leonhard am andern Tage bei dem alten Bolten, der, nichts ahnend, dies ganze Komplott verschlief, sein Heil versuchen sollte.

* * *

Die starke Abneigung des alten Herrn gegen die Musiker läßt sich einigermaßen entschuldigen, wenn man eine gewisse Sorte von Virtuosen ins Auge faßt, die die Treibhauswärme einer unverständigen Musikliebe neuerdings in krankhafter Menge hervorgebracht hat. Wer diese blassen, nervösen Einseitlinge mit ihrem ewigen Beifallshunger und der monströsen Eitelkeit auf ihre Taschenspieler- und Jongleurkünste kennen gelernt hat, der wird um so dankbarer die sehr wenigen glänzenden Ausnahmen anerkennen, die es glücklicherweise noch gibt. Es ist ihm aber nicht zu verdenken, wenn er alles, was die Firma Musiker führt, zuerst vorsichtig von ferne betrachtet, um sich

zu überzeugen, ob auch wirklich ein Mensch dahinter steckt und kein bloßer Bogen- oder Tastenbewegungsmechanismus. Herr Andreas Bolten mußte aber noch tiefere Gründe haben, denn seine Abneigung gegen diese Menschenklasse streifte an Haß, und obgleich er der Kunst durchaus nicht abgeneigt war, so waren doch für ihn ihre Vertreter mit einem Odium behaftet, wie es etwa im Mittelalter wandernden Musikanten anhing. Er hegte die feste Meinung, daß der ausschließlichen Beschäftigung mit der Musik ein demoralisierendes Element innewohne, geeignet, den vorzüglichsten Charakter zu untergraben, und wies man ihn hin auf manche glänzenden Beweise gegen seine Theorie, die in der Stadt zu finden waren, so pflegte er die Achseln zu zucken und die Ansicht zu äußern, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben solle. Es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, daß Mozart so leichtlebig und Beethoven so excentrisch gewesen, denn es paßte in seine Theorie, und von Paganini glaubte er die schwärzesten aller schwarzen Gerüchte, die über dieses Monstrum aller Virtuosen noch immer verbreitet sind. Richard Wagner, sein Lieblingskomponist, war ihm ein unerschöpfliches Beispiel, und natürlich glaubte er jede Entstellung und jedes alberne Märchen, das diesem großen, aber rücksichtslosen und streitbaren Mann angedichtet worden ist.

Leonhard ahnte kaum die Stärke des Bollwerkes, das er mit gutem Mute zu stürmen ging, weil er einfach keine Vorstellung hatte, daß eine solche Sinnes-

art möglich sei. Er war jung, heiter und glücklich in seinem Beruf, die Welt lag vor ihm in dem Sonnenschein, den ein aufsteigender Ruhm darüber hinbreitet, ein angenehmes kleines Vermögen machte ihn unabhängig von dem leidigen Streben nach Brot, das zwar manche stärkt und kräftigt, viele aber immer tiefer hinabzieht und den Ueberfluß von Talenten vernichtet, den die Natur auch auf diesem Boden wie überall aussät. Er war einer jener glücklichen Auserwählten, die dort finden, wo so viele ihr Leben lang mühevoll und fruchtlos gesucht haben, und am besten wird wohl seine glückliche Natur geschildert durch einige Verse, die ihm ein scheidender Freund einst zur Erinnerung aufschrieb:

Der Auserwählte.

Wem hold sind die Götter,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume!
Es mühen sich manche
Und streben vergebens,
Und nimmer erreichbar
In dämmernder Ferne
Sehen sie schimmern
Das goldene Ziel. —
Doch er kommt geschritten,
Der Auserwählte,
Mit freiem Antlitz
Und leuchtender Stirne —
Ihm schließen die Knospen
Duftend sich auf,
Ihm neiget das Schönste
Sich lächelnd entgegen,
Und siegreich und heiter

Schreitet er aufwärts
Die leuchtende Bahn! —
Wem hold sind die Götter,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume! —

Der Liebling der Götter hatte also sehr wenig Ahnung von dem Kampfe, dem er entgegenging, und doch saß ihm natürlich das beängstigende Etwas im Blut, das den wohltrainierten Examinandus schließlich selbst um das bringt, was er zu Hause noch so schön gewußt hat. Nachdem er die übliche Verschniepelung und Verschwärzung mit sich vorgenommen hatte, ohne die unsere im Punkte der Bekleidung traurig verarmte Zeit sich einen feierlichen Akt nicht vorstellen kann, machte er sich um die übliche Besuchszeit kühn auf den Weg.

Wie zwei feierliche Wächter mit Allongeperücken standen die beiden von wolligem Schnee bedeckten Gartenthorpfeiler der Boltenschen Villa da. Leonhard warf einen Blick auf einen Fleck neben dem einen Pfeiler, wo der Schnee von verschiedenen Fußpaaren, einem zarten und einem kräftigen, niedergetreten war. Er mußte lächeln. Dies war nun ein historischer Ort für ihn. Er öffnete das Thor und ging durch den sauber gefegten Steig auf die Villa zu. Die Sonne schien und blitzte in den schneebepolsterten Gebüschen, vor einem Fenster lärmten die Spatzen um hingestreutes Futter. Hinter diesem Fenster ward ein blasses, liebes, verweintes Köpfchen sichtbar, nickte ihm zu und verschwand. Agnes machte ihm selber

auf. „Ich habe ihn schon vorbereitet,“ flüsterte sie, da ein Diener in der Nähe stand, „er war schrecklich — Jakob, melde diesen Herrn, Herr Musikdirektor Leonhard Brunn, — er wollte dich gar nicht sehen, aber ich bestand darauf, er müsse dich empfangen, und schließlich gab er nach. Ich bin so voll Angst.“

Leonhard drückte sie an seine Brust und küßte sie auf die Stirn. „Ich habe Mut,“ sagte er, „für uns beide.“

Der Diener ließ sich hören und sie nahmen wieder eine Stellung achtungsvoller Höflichkeit gegeneinander ein. Die Hand aufs Herz gedrückt, sah Agnes dem Geliebten nach, als er mit festem Schritt die Treppe zu dem Zimmer ihres Vaters emporstieg.

* * *

„Sie sind Herr Musikdirektor Leonhard Brunn und kommen zu mir, um die Hand meiner Tochter von mir zu begehren,“ sagte Herr Andreas Bolten, „haben Sie die Güte, Platz zu nehmen und mir mitzuteilen, was Sie sonst noch hinzuzufügen haben.“ Damit deutete er auf einen gepolsterten Lehnstuhl von braunem Leder und nahm selber in einem gleichen Sessel Platz. Es war ein hübscher Anblick, diese beiden verschiedenen und doch wieder gleichartigen Männer einander gegenüber zu sehen. Vor allem war ihnen gemeinsam, daß sie beide wirkliche Männer waren. Aber war in der äußeren Erscheinung des ältern mehr das Viereck ausgeprägt, so kamen bei dem jüngern die sanfteren Linien des Ovals zur Gel-

tung. In dem einen war mehr Charakter, in dem andern mehr Schönheit. Der Kaufmann hatte das klare, feste, graue Auge, das die Außendinge mit sicherem Blick umfaßt und bewältigt, in den blauen Augen des Künstlers war jene Klarheit, die auf eine sichere Beherrschung einer geistigen Innenwelt schließen läßt.

Leonhard war nicht überrascht durch das kurze und summarische Verfahren seines Gegners, er hatte eher Schlimmeres erwartet. „Ich habe wenig hinzuzufügen," sagte er; „da Sie von der Hauptsache bereits unterrichtet sind, so kämen nur noch meine äußeren Verhältnisse in Betracht. Die Ausübung meines Berufes sichert mir eine nicht unbedeutende Einnahme, die, wie ich mit einiger Sicherheit annehmen darf, eine fortwährende Steigerung erfahren wird, außerdem bin ich im Besitz eines Vermögens, das an und für sich zur Gründung und Unterhaltung eines Hausstandes ausreicht. Was meinen persönlichen Charakter betrifft, so steht mir darüber ein Urteil nicht zu, jedoch liegt mein Leben und öffentliches Wirken so klar da, daß es Ihnen nicht schwer fallen kann, darüber Näheres zu erfahren."

„Soweit wäre demnach alles in der besten Ordnung," sagte Herr Bolten; „wenn ich Ihnen nun dennoch die Hand meiner Tochter auf jeden Fall verweigere, so werden Sie die Ursache hiervon sicher nicht einsehen und von mir eine Darlegung meiner Gründe erwarten."

Leonhard wurde etwas verwirrt durch die Schroff-

heit des alten Herrn. „Ich fürchte, Sie werden mich nicht überzeugen," sagte er dann mit einem Anflug von Humor.

„Darin haben Sie vermutlich recht," sagte Herr Bolten, „was jedoch die Darlegung meiner Gründe betrifft, sehen Sie, ich könnte Ihnen einfach sagen, es sei gegen mein Prinzip, meine Tochter einem Musiker zu geben. Es wäre das Billigste. So ein Prinzip ist eine gute Streitaxt, sie jemanden vor den Kopf zu schlagen, der uns mit Gründen in die Enge getrieben hat. Mir fehlen die Gründe jedoch nicht, und ich will sie Ihnen nicht vorenthalten. Lebenserfahrungen unangenehmer Art haben meine Beobachtung geschärft und meine Blicke gerade auf Ihren Stand gerichtet, und ich bin dabei zu Resultaten und Ansichten gekommen, die Ihnen vielleicht unangenehm und ungerecht, mir aber als unabänderliche Wahrheit erscheinen. Die Musik ist von allen Künsten die luftigste Kunst, sie spricht zu uns in unbestimmten Tönen und Wendungen, sie haftet am wenigsten an Dingen dieser Erde, ihr Wesen ist Ahnung und Sehnsucht. In das Innerste einer Kunst einzudringen, die sich in solchen subtilen Regionen bewegt, sie selber schöpferisch und mit Genie auszuüben, erfordert ein empfindliches und reizbares Nervensystem, erfordert eine Feinfühligkeit der Seele, die in Dingen des wirklichen Lebens zur großen Gefahr werden kann. Aus diesen Gründen erklärt sich das excentrische und oft haltlose Wesen der meisten bedeutenden Musiker, und endlich verweigere ich Ihnen aus diesen Gründen die Hand

meiner Tochter, gerade weil Sie, wie ich wohl weiß, hervorragend und bedeutend in Ihrem Fache sind."

Leonhard hatte ungeduldig auf seinem Stuhle gerückt, als Herr Bolten seine krausen und seltsamen Theorien entwickelte. „Wenn ich Sie recht verstehe," fiel er jetzt ein, „so sagen Sie damit, jeder begabte Komponist ist vermöge seiner seelischen Anlagen, die große Reizbarkeit und Empfänglichkeit bedingen, ein unzuverlässiger Charakter. Sie vergessen, daß andere Eigenschaften vorhanden sein können, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Sie würden mir vielleicht eine Menge von Beispielen für Ihre Theorie aufzählen können und würden sorgfältig verschweigen, was gegen sie spricht. Und wenn Sie recht hätten, wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht auf die Welt gesendet bin als erste und einzige Ausnahme, nur um die Regel zu bestätigen?"

„Sie haben Humor," fügte Herr Bolten mit wohlwollender Strenge ein.

„Ich kann Ihre Gründe nicht würdigen und annehmen," fuhr Leonhard fort, „ich protestiere selbstverständlich gegen die Regel, aber selbst diese zugegeben, können Sie doch die Ausnahme nicht wegleugnen. Und das vernichtet all Ihre Gründe, denn da mein ganzes Vorleben gegen diese spricht, so dürfen Sie nicht im Hinblick auf das, was möglicherweise sein könnte, mir Ihre Einwilligung verweigern."

„Setze ich in die Lotterie, so bin ich ein Thor," sagte Herr Bolten, „wenn ich mit Sicherheit auf das

große Los hoffe. Uebrigens glaube ich jetzt Ihnen gegenüber meiner Pflicht genügt zu haben, ich spreche Ihnen schließlich mein Bedauern aus, daß ich in dieser Sache Ihnen nicht dienen kann, und bitte, die Angelegenheit hiermit als abgeschlossen zu betrachten."

Leonhards Blut war längst in Wallung geraten. In dem Gefühl, daß dieser eingefleischten, schrullenhaften Theorie des alten Bolten mit Gründen nicht beizukommen sei, und mit dem festen Vorsatz, den Kampf nicht aufzugeben, griff er zu andern Mitteln. „Ich will von mir nicht reden," sagte er, „aber nehmen wir an, daß Ihre Tochter mich wirklich liebt mit der ganzen Kraft ihres Herzens, wollen Sie ihr ganzes Lebensglück einer Theorie opfern? Wie wollen Sie das verantworten, was Sie jetzt thun, wenn Sie das Herz Ihrer Tochter gebrochen haben um einer Einbildung willen?"

Herr Bolten sprang auf, heftig und erregt: „Ich mag diese alte Phrase von den gebrochenen Herzen nicht hören, das ist nichts als phantastische Uebertreibung. Ich kenne das wohl, man wird blaß, man härmt sich, das Leben ist eine Last, man will daran sterben. Aber es ist eine Krankheit, und sie geht vorüber. Meine Tochter müßte wenig vom Blut ihres Vaters haben, — eine Bolten stirbt nicht an gebrochenem Herzen. Ich will nun einmal nicht, daß meine Tochter das hangende, bangende, ewig ruhelose Leben teilen soll, das Ihnen unwiderruflich verhängt ist, denn dies ist überall, wo es gilt, einen Ruhm zu steigern und zu bewahren. Wenn Sie ein Mann

wären mit einer soliden, tüchtigen, bürgerlichen Beschäftigung, ich würde Ihnen meine Tochter nicht verweigern, und wenn Sie keinen Pfennig im Vermögen hätten."

„Ich will Ihnen etwas sagen," fuhr er fort und pflanzte sich mit untergeschlagenen Armen vor Leonhard auf, „satteln Sie um, werden Sie Kaufmann. Sie haben das Zeug dazu. In einem Jahre lernen Sie unter meiner Leitung alles, was Sie brauchen. Vielleicht macht es sich dann mit der Firma Bolten und Brunn. Sie lächeln, ich wußte es wohl. Gut, ich habe meine Nachgiebigkeit bewiesen, ich bin mit dieser Angelegenheit fertig. So lange Sie Musiker sind, niemals!"

Leonhard war auf das Aeußerste gebracht und rief: „Gut, so hören Sie auch mein vorläufiges Schlußwort in dieser Angelegenheit. Sie haben mir meinen Antrag aus Gründen zurückgewiesen, die keine sind. Sie opfern zu Gunsten einer Schrulle das Glück Ihres Kindes. Sie sind hartköpfig und starr, ich bin es auch. Sie wollen mir Ihre Tochter nicht geben, ich werde sie nicht lassen. Und wahrlich, das sage ich Ihnen, Ihre Tochter wird meine Frau mit oder gegen Ihren Willen, so wahr ich Leonhard Brunn heiße!"

„Wo haben Sie Ihren Revolver, junger Mann?" rief Herr Bolten, „das wäre modern, das wäre amerikanisch. Als letztes Mittel dem zukünftigen Schwiegervater die Pistole auf die Brust gesetzt: ‚Die Tochter oder das Leben!‘ Den Teufel auch, mein Herr, meine

Tochter gehört mir, und Sie bekommen sie niemals, so wahr . . . ich . . . Andreas . . ."

Vom Hofe herauf klangen plötzlich die Töne einer Drehorgel, es war die Melodie des alten schottischen Liedes: „Lang, lang ist's her."

Herr Bolten vollendete seinen Satz nicht, es war, als ob diese Töne die Worte von seinen Lippen nähmen. Ein eigentümlicher, wehmütig milder Zug verwischte den Zorn aus seinem Antlitz, er ging zu seinem Schreibpult, wickelte ein Geldstück in Papier, öffnete das Fenster und warf es hinaus. Dann fielen seine Blicke auf einen grünseidenen Vorhang an der Wand, der ein Bild zu verhüllen schien, und hafteten nachdenklich darauf.

Leonhard, der bereits an der Thür stand, sah ihm verwundert zu. Dann wollte er sich zurückziehen, denn die Sache war einstweilen doch so gut wie verloren.

Der Alte bemerkte es. „Gehen Sie noch nicht," sagte er, und ein weicherer Klang war in seiner Stimme, „ich habe Ihnen noch etwas zu sagen. Wollen Sie mir versprechen, während der nächsten Zeit sich meiner Tochter nicht zu nähern und keinen Versuch machen, sie zu sprechen?"

„Wir leben im Kriegszustande," sagte Leonhard, „alle Mittel gelten, ich verspreche nichts."

„Sie werden es thun," sprach Herr Bolten mit fester Stimme, „wenn ich erkläre, meine Worte von vorhin einstweilen zurückzunehmen. Ich bitte mir bis morgen Bedenkzeit aus."

„In diesem Falle, ja!" erwiderte Leonhard.

„Ich danke Ihnen, Herr Musikdirektor, also bis morgen."

Eine stumme Verbeugung, und Leonhard verließ den Kampfplatz.

* * *

Herr Andreas Bolten blieb eine Weile stehen und sah nachdenklich die Thür an, durch welche der junge Mann verschwunden war. „Ein verfluchter Kerl ist er doch," murmelte er, „ein ganz heilloser Kerl, ‚es ist Rasse drin', würde Baron Spornitz sagen."

Unterdessen war der Mann auf dem Hofe noch immer beschäftigt, das empfangene Geld musikalisch abzuarbeiten, und hatte es mindestens zum zwölften Male schon „lang, lang her" sein lassen. Er war ein ehrlicher Mann und wollte für das große Stück Geld auch ein entsprechendes Quantum von Musik liefern. Herr Bolten ging ans Fenster und winkte ihm ab.

Dann zog er den Vorhang beiseite, setzte sich in einen Lehnstuhl und sah das Bild an, das dahinter verborgen gewesen war. Es stellte seine verstorbene Frau dar in der Schönheit ihrer Jugend. Man kann nicht sagen, daß Herr Bolten sentimental war, aber er hatte eine Schwäche, wenigstens nannte er es oft vor sich selber so, das war die Erinnerung an seine verstorbene Frau. Und diese hing unwiderruflich mit dem eben gehörten Liede zusammen. Auch der festeste

Mann hat einen Punkt, den das härtende Drachenblut nicht umpanzerte, weil ein Lindenblatt der Liebe darauf fiel. Für den Alten waren diese Erinnerungen gerade in dieser Stunde von besonderer Bedeutsamkeit. Daß dies Lied in einem Augenblick ertönte, wo er schroff sein Wort gegen ein anderes Wort setzen wollte, hatte ihn wie eine geisterhafte Mahnung berührt. Er war im Begriff gewesen, ein Versprechen zu brechen, das er einst in heiliger Stunde gegeben. Es war in Vergessenheit geraten; die lange Zeit, die dahinter lag, hatte es verwischt, er hatte auch niemals daran gedacht, daß einst eine Möglichkeit kommen könne, wo er es erfüllen müsse. Nun kam zur rechten Stunde, im rechten Moment ein Lied, das wie der Auslöser in einer Uhr das Räderwerk seiner Gedanken entfesselte, bis schlagkräftig und bestimmt alles wieder vor seiner Seele stand. Seine Frau war schön und jung, als sie ihm die Hand reichte. Sie folgte nicht der eigenen Neigung, sondern dem Zwang ihrer Eltern, denn ihre Liebe gehörte einem jungen, talentvollen Musiker, der arm und ohne Stellung in der Welt war. Dieser verfiel nach ihrer Hochzeit, es ist nicht aufgeklärt, aus welchen Gründen, ob um seinen Schmerz zu betäuben, ob aus Haltlosigkeit, in ein wüstes Leben und ging darin unter. Die junge Frau schrieb alles natürlich dem ersten Grunde zu, und anstatt sich mit Abscheu von ihm zu wenden, blieben die Regungen der Liebe und des Mitleids bis an sein Ende für ihn wach. Sie unterstützte ihn und Bolten wußte es. Er wußte

aber auch, daß er seiner Frau vertrauen könne. Aber es trat eine Wendung ein, die von eigentümlicher Wirkung war, er fing an, seine Frau wirklich zu lieben. Diese Liebe steigerte sich zu einer Höhe, die ihn selber beängstigte und die ihm die unerträglichsten Qualen schuf. Zu wissen, daß dieser verkommene Mensch mehr Anspruch auf die Neigung seiner Frau habe als er, das trieb ihn oft fast zum Wahnsinn. Von dieser Zeit her schrieb sich sein ungerechter Haß gegen die Musiker. Er beschloß, seine Frau für sich zu erwerben. Mit rastloser Geduld, mit nie aufhörender Sorge diente er um ihre Neigung. Und da seine Liebe echt und treu, und vor allen Dingen, da er ein Mann war, gelang es ihm. Alle Zartheit und alle Liebe, der seine Natur fähig war, brachte er ihr entgegen und nach langem Werben ward sie sein. Wie die Sonne nach langem, regnerischem Wolkentag oft noch am Abend mit selig verklärendem Strahl hervorbricht, so ward ihm noch eine kurze und glückliche Zeit zu teil.

Ein Jahr etwa nach dem Eintritt dieser späten Herzensvereinigung starb seine Frau nach der Geburt eines Töchterleins. In der letzten Stunde nahm sie ihm das Versprechen ab, bei dieser Tochter das zu sühnen, was an der Mutter verbrochen war, und ihr einen Gemahl zu geben nach der freien Wahl des Herzens.

Dies alles rief das Lied zurück, das einst das Lieblingslied seiner Frau war. Sie hatte es oft gesungen im Schmerz ihres einsamen, verkauften Lebens, erst in dem letzten, glücklichen Jahre war es verstummt.

Herr Bolten saß lange in seinem Lehnsessel da, die Augen auf das Bild gerichtet und doch wie in sich versunken. Die Dämmerung brach herein und hüllte es in Schatten, er schien es nicht zu bemerken, denn er sah mit den Augen seines Geistes. Dann stand er auf und ging mit gesenktem Haupt einige Male im Zimmer auf und ab. Er trat ans Fenster und schaute eine Weile in das kalte Abendrot, das über den dunklen, entlaubten Wipfeln des Tiergartens stand. Der Diener kam mit Licht, setzte es schweigend auf den Schreibtisch und entfernte sich wieder. Herr Bolten sah noch einmal nach der Thüre, dann nach dem Bilde, setzte sich an den Tisch und schrieb. Als er fertig war, klingelte er: „Herrn Musikdirektor Leonhard Brunn sofort zu bestellen," sagte er, indem er dem Diener den Brief übergab.

* * *

Diese denkwürdigen Vorgänge ereigneten sich am 23. Dezember. Der Brief, den Leonhard noch an dem Abend desselben Tages erhielt, hatte folgenden Inhalt:

„Sehr geehrter Herr Musikdirektor!

Wenn Sie die Güte haben wollen, sich morgen, am 24. Dezember, abends 6 Uhr, zu mir zu bemühen, so würden Sie mich sehr verbinden, da ich Ihnen noch einige Mitteilungen zu machen habe.

Hochachtungsvoll

Ihr

Andreas Bolten."

Vor jede Oase des Glückes streckt sich eine Sahara der Entbehrung und Erwartung einher, geschmückt mit Spiegelbildern der Hoffnung und Sehnsucht. Dornenvolle Kräuter waren es, durch die Leonhards Gedanken in diesen vierundzwanzig Stunden ihren Weg nahmen.

Herr Bolten war heiter; er hatte Mühe, beim Abendessen seine große Fröhlichkeit vor seiner Tochter zu verbergen. Sie wagte nicht zu fragen und heimlich hingen ihre Augen an den strengen Zügen ihres Vaters. Zuweilen war es ihr, als lächle ein kleiner, freundlicher Kobold, der seinen bescheidenen Sitz in dem väterlichen Mundwinkel hatte, ihr aufmunternd zu.

Leonhard fand am andern Tage sich pünktlich ein. Herr Bolten stand mitten in der Stube, hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und betrachtete wohlwollend einen langen, weißen Korb, wie man ihn zum Transport von kostbaren und empfindlichen Frauenkleidern benützt.

Wie ein Blitz durchschoß Leonhard ein Gedanke, als er diesen ungeheuren Korb sah. Zu einer Komödie der schändlichsten Verhöhnung hatte ihn der Alte bestellt und hatte das schmachvolle Symbol der Ablehnung in einer seinem Haß entsprechenden Größe ausgewählt. Der Zorn stieg dem Armen purpurrot in das Antlitz. „Herr Bolten, was bedeutet dieser Korb?“ rief er.

Den Alten belustigte diese Auffassung höchlichst, dies Mißverständnis war noch eine angenehme und

humoristische Zugabe, auf die er noch gar nicht einmal gerechnet hatte.

„Der Korb ist für Sie,“ sagte dieser boshafte alte Sünder. Aber er kam dem Ausbruch zuvor, der sich bei Leonhard ankündigte. „Ereifern Sie sich nicht, mein Lieber, der Korb ist nicht für Sie ein symbolischer Korb, sondern ein Korb in seiner eigentlichen Bedeutung, ein Futteral, eine Emballage. Wenn Sie mir den kleinen Dienst erweisen wollen, gefälligst hineinzuspazieren, so werden Sie mit den Folgen dieser Handlung sehr zufrieden sein.“ Damit hatte er den Deckel geöffnet und stand mit einladender Handbewegung da.

„Wissen Sie, was ein Julklapp ist?“ fragte er dann.

Leonhard bejahte es unwillig.

„Nun, ich möchte Sie meiner Tochter als Julklapp werfen. Wollen Sie nicht, dann ist es auch gut, Sie bekommen sie doch, aber ich denke, Sie werden es mir nicht abschlagen. Eine Liebe ist der andern wert.“

Was sollte Leonhard machen? Liebe, Zorn, Hoffnungen und Befürchtungen hatten ihn genugsam geschüttelt und mürbe gemacht, warum sollte er am Ende nicht auch noch in einen Korb steigen?

Der Alte schloß den Deckel und klingelte. Zwei riesenhafte Rollkutscher traten ein, nahmen den Korb und trugen ihn davon.

Agnes saß in dem glänzenden Weihnachtszimmer unter dem brennenden Tannenbaum mit traurigem

Herzen. Herr Bolten trat ein, sie wischte eine heimliche Thräne fort und zwang sich, ihm mit frohem Angesicht entgegen zu gehen und ihm zu danken für so viele kostbare Geschenke. Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, eine furchtbare Rollkutscherstimme rief „Julklapp" und der bewußte Korb ward hereingeschoben. Agnes kannte schon dieses Möbel. Ihr Vater pflegte ihr an jedem Weihnachten auf dieselbe Weise ein kostbares Kleid zu schenken, allein sie fürchtete sich immer ein wenig davor, denn das Talent, die Schönheiten eines weiblichen Anzuges zu beurteilen, ging Vater Bolten ab, und es kamen bisweilen unsägliche Dinge aus diesem Korb zum Vorschein.

Herr Bolten bemerkte den ängstlichen, zögernden Ausdruck in ihrem Gesicht. „Nur Mut, Agnes," sagte dieser raffinierte alte Heuchler, „diesmal hab' ich's getroffen, und wenn es dir doch nicht gefällt, darfst du's nur umtauschen!" Zögernd schlug Agnes den Deckel zurück. In blaue Seide gehüllt lag das Unbekannte vor ihr. Sie hob einen Zipfel auf. „Ein Tuchkleid!" rief sie, denn ein Stück von Leonhards Aermel kam zum Vorschein. Ihre Neugierde ward wach, denn Weib bleibt Weib, und ehe das Interesse für ein neues Kleid aufhört, muß es arg kommen. Ein Schreck, ein Schrei, im Korb ward es lebendig und rappelte sich empor und fiel ihr um den Hals, und Vater Bolten und die ganze Welt versanken in einen blauen Nebel des Glückes und waren eine Weile so gut wie gar nicht vorhanden.

Dem Alten wurde es so sonderbar und so flimmerig vor den Augen, er ging an das Fenster und starrte in die schwarze Nacht und schließlich mußte er doch mit dem Gesicht an der Gardine einherfahren, und als das nicht völlig half, ging er leise hinaus, über den hell erleuchteten Gang in sein Zimmer. Es war dunkel dort, nur das Licht der Straßenlaterne warf einen sanften Schimmer auf die Wand, an welcher das Bild hing. Er zog den Vorhang zurück, setzte sich in den Lehnstuhl und schaute auf das sanfte Antlitz, das in ungewissem Scheine aus dem dunklen Hintergrunde hervortrat. In seinen Zügen arbeitete es seltsam und seine Lippen zuckten:

„Bist du nun zufrieden?“ sprach er zu dem Bilde, „hab' ich es recht gemacht? Sie sollen ihren Willen haben, die Kinder, und ich will glauben, daß es das Beste ist.“ — Dem festgefügten Mann rannen die Thränen über das zuckende Gesicht. „Warum gingst du so früh?“ fuhr er fort, „wir kannten uns doch kaum. Und nun, da dein liebster Wunsch erfüllt wird, bist du fern, ewig fern, in jenem Lande, dahin wir alle kommen werden und das doch niemand kennt, und ich kann dein zufriedenes Lächeln nicht sehen und den dankbaren Schein deiner sanften Augen. Du blickst auf mich herab wie immer still und friedlich und kannst mir kein Zeichen geben, daß du mir gut bist für das, was ich heute that!“

Der alte Mann hielt seine Augen fest auf das Bild geheftet und war es das Flackern des Lichtes,

oder war es Wirklichkeit, es schien einen Augenblick, als ginge ein Lächeln wie ein freundlicher Schimmer über das stille Antlitz. Lange noch saß er, die Augen auf das Bild gerichtet, die Gedanken versenkt in jene Zeiten, die nicht wiederkehren: „Lang, lang ist's her!“ —

Der Nachbar der Sterne.







I.

Ich glaube, es war von Kind auf an nicht ganz richtig mit ihm. In den Augen seiner Eltern, deren einziger Sohn er war, galt er für ein Genie, und seine Mutter hatte um ihn von Anfang an ein Netz wunderbarer Sagen über seine frühzeitige und unheimliche Intelligenz gesponnen. Ich schweige von den Thaten seiner ersten Kindheit, die in den Augen seiner Eltern mit einer Fülle von geheimnisvollen Genieblitzen durchwoben war, sondern fange dort an, wo meine eigene Kenntnis beginnt. Er war in meinem Alter, und als ich ihn zuerst sah, zählten wir beide zwölf Jahre. Mir ist noch genau in Erinnerung die sonderbare Art, mit der er sich seitwärts an mich heranschob, indem er dabei eifrig nach meinem Kopfe schielte. Er war es nämlich gewohnt, mit gleichalterigen Knaben fortwährend gemessen und verglichen zu werden, und so erklärt sich das merkwürdige Verfahren. Wir wurden zusammen in den Garten geschickt, allein ich vermochte nicht viel mit ihm anzufangen, da er von den Dingen, die nach meiner Ansicht für Knaben meines Alters einzig und allein würdig und angemessen waren, gar keine Ah-

nung zu haben schien. Wenn ich mich stehend schaukelte, daß ich hoch in die Aeste des Lindenbaumes flog, so sah er mir mit offenem Munde und sichtlichem Entsetzen zu; wenn ich in einen allerdings noch sehr grünen Apfel biß, so schauderte seine wohlerzogene Seele; als ich am Teich in einen Baum kletterte und mich auf einem schwanken Aste über dem Wasser wiegte, da war ihm dies wiederum ein grausiges Unternehmen, und als ich nun gar auf einem schmalen Baumstamm über den Bach balancierte, da las ich kreideweißes Entsetzen in seinen Zügen. Dies alles war mir natürlich sehr schmeichelhaft und spornte mich zu ferneren Thaten an, allein sehr mißfiel es mir doch, daß er auf alle meine Aufforderungen zur Nacheiferung immer nur antwortete: „Das darf ich nicht.“ Dies erschien mir äußerst kläglich und unmännlich und zudem unpraktisch, denn wenn man immer nur that, was man durfte, war doch am Ende das Leben seines schönsten Reizes beraubt. Schließlich empfand ich ein kaum abzuweisendes Bedürfnis, ihn durchzuprügeln, unterdrückte jedoch diesen Trieb mehr aus Klugheit als aus Rücksichten der Tugend, denn ich fürchtete eine allzu kräftige Verzinsung des ausgegebenen Kapitals von der starken Hand meines Vaters. Daher begnügte ich mich damit, ihn gelegentlich bloß in das Gras zu schubsen, so daß er zwei wunderschöne, grüne Kniefleckе in seinen schneeweißen Hosen davontrug und sich über diese Entstellung heulend in die sicheren Arme seiner Mutter flüchtete. Ich kam dafür mit einer

Maulschelle davon und Emilchen kriegte neue Hosen an. Nun aber drehte sich der Spieß um, und als wir uns beide im Zimmer bei den Eltern der Sittsamkeit befleißigen mußten, was ihm sehr leicht wurde, mir aber mit Aufbietung meiner ganzen Verstellungskunst nur mäßig gelang, da kam er auf den Gebieten zur Geltung, die ihm geläufig waren, und es stellte sich heraus, daß er besonders in den Künsten glänzte. Vor kurzem war die Familie in Schwerin gewesen, und da hatte das wunderbare, soeben vollendete Schloß einen solchen Eindruck auf den begabten Emil gemacht, daß er seitdem bestrebt war, es immer und immer wieder zu zeichnen, so daß die glückliche Mutter schon eine ganze Reihe solcher Entwürfe hatte sammeln können. Es war immer ein mächtiger Salat von Türmen, Giebeln und ungezählten Fenstern, und obwohl keine dieser Zeichnungen eine wirkliche Aehnlichkeit mit ihrem Vorbilde aufwies, so sahen die beseligten Eltern dennoch die Spuren des Genius darin und in ihrem Söhnlein einen zukünftigen Oberbaurat. Ich dachte im stillen, ob wohl der künstlerische Emil einen solchen Kaninchenstall bauen könne, wie ich mir zu Hause einen gemacht hatte, ordentlich aus Steinen und Holz, mit einer Thür und einem kleinen Glasfenster, regendicht und windgeschützt. Oder eine solche Hütte aus Brettern und Weidengeflecht, wie ich sie mir in einem verborgenen Winkel des Gartens errichtet hatte, inwendig mit alten Bastmatten ausgeschlagen und mit einem ordentlichen Herde aus Steinen, auf dem ein wirkliches

Feuer brannte, während ich, der große Indianer „Fliegender Büffel", heimgekehrt von gewaltigen Jagd- und Kriegszügen, auf der Bärenhaut ruhte und mit meinem Stammesgenossen, dem Inspektorssohne, der den Indianernamen „Toller Hund" führte, eine Friedenspfeife Kartoffelkraut rauchte. Ich fürchtete, er würde alles dieses nicht können.

Aber auch der Dichtkunst frönte er und hatte schon in seinem sechsten Jahre folgendes Epigramm angefertigt:

„Unsere Scheune hat ein Dach,
Hinterm Garten fließt der Bach",

durch welche Leistung den beglückten Eltern klar ward, daß auch der Kuß der Muse die Stirne ihres Emil berührt hatte. Seitdem war von ihm bereits ein ganzes Heft vollpoetisiert worden, das die Aufschrift trug: „Gedichte von Emil Rautenkranz, erster Band", und der beglückte Vater konnte nicht umhin, einige Perlen aus dieser Sammlung zum besten zu geben, während der jugendliche Autor ziemlich geschwollen daneben saß. Ich ward davon nicht sehr ergriffen, denn dichten konnte ich auch, hütete mich jedoch sehr, damit heraus zu kommen, weil sich meine Verse vorzugsweise im satirischen Genre bewegten und ich mich vor dem wohlverdienten Honorar fürchtete, das mir sicher war, wenn zum Beispiel folgende, halb lateinischen, halb plattdeutschen Verse auf meinen Klassenlehrer, Herrn Hamann, der aus Hessen stammte und eine ziemlich gelbe Gesichtsfarbe zur Schau trug, ans Licht gedrungen wären:

„Unus, duo, tres,
Herr Hamann is'n Heß!
Semel, bis, ter, quater,
Gäl is he as'n Tater!"

Im ernsthaften Genre war ich allerdings nicht über einen Anfang hinausgekommen, der lautete:

„Gefolgt von zweien Mohrenknaben
Begab sich Omar auf die Jagd ...."

Weiter gedieh das Gedicht niemals, da mir durchaus nichts mehr einfallen wollte.

Die größte Prüfung stand mir aber noch bevor, denn Emil war auch musikalisch, und zwar war dies seine Glanzseite. Er wurde demnach ans Klavier beordert und fingerte eine Sonate von Clementi mit einer mir unbegreiflichen Fixigkeit herunter, während die glücklichen Eltern dabei saßen und strahlten wie Alpengipfel beim Sonnenaufgang. Dies war nun etwas, das ich wirklich anerkennen mußte, obwohl es mir ganz ungewöhnlich sauer wurde, denn wenn auch schon Lateinisch nicht schön und Griechisch gar ein Greuel war, so war das allergrößte Schrecknis doch die Klavierstunde und das dazu gehörige Ueben. Meine Mutter ergriff natürlich die Gelegenheit, mir den talentvollen, fleißigen Emil als ein glänzendes Muster vorzuhalten, wodurch sich meine Abneigung gegen diesen nur noch vermehrte, indem ich weiter nichts empfand als eine nagende Reue, ihn vorhin, als die Gelegenheit so günstig war, nicht doch durchgeprügelt zu haben. Dies Musterbeispiel hat auch bei mir keine Früchte getragen und trotz achtjährigem

Klavierunterricht bin ich musikalisch rein geblieben. Mein einziger Ersatz für diese langjährige Qual ist das erhebende Bewußtsein, drei Klavierlehrer bis an den Rand des Grabes geärgert zu haben, indem es mir gelang, in jeglicher Stunde bei jedem den brennenden Wunsch zu erwecken, an den Wänden in die Höhe zu laufen, und solche Stimmung bei ihm zu erzeugen, daß er den Tag verfluchte, an dem er geboren war. Wer will mich darum schelten? Das Recht des Angegriffenen ist die Notwehr, und ich habe mich dieses Rechtes bedient, so gut ich konnte.

Meine musikalischen Neigungen gingen vorzugsweise auf den Instrumentenbau, und da war ich fest überzeugt, daß ich mehr leistete als der brave Emil. Ob er wohl Flöten machen konnte aus Weiden oder Rohr, und Schalmeien aus spiralförmig gewickelter Baumrinde, Blasinstrumente aus Kälberkropf und Quietschen aus Kalmus? Ob er wohl auf Kuhhörnern und Gießkannen und Pustrohren blasen konnte wie ich und auf den Fingern pfeifen, daß man es durchs ganze Dorf hörte? Das war es, was ich sehr bezweifelte.

Solcher Art war meine erste Begegnung mit Emil Rautenkranz und seitdem bin ich in der Lage gewesen, seinen Lebensgang zu verfolgen. Ich kann wohl sagen, daß er mir jetzt Mitleid einflößt, wenn ich bedenke, wie seine Eltern trotz ihrer Affenliebe mit ihm umkamen. Der Vater, der auf einer wohldotierten Landpfarre nicht viel zu thun hatte und zu allerlei Versuchen und spitzfindigen Unternehmungen

hinneigte, hatte an seinem einzigen Sohne von frühester Kindheit an alle pädagogischen Systeme ausgeübt, deren er nur habhaft werden konnte, so daß der unglückliche Emil auf alle möglichen Arten erzogen wurde, nur nicht auf eine richtige. Er wurde überhaupt Tag und Nacht immer in einem fort erzogen und zu jeder Zeit ohne Unterlaß wurden Anlagen in ihm entwickelt. Zudem mußte er alle die gesundheitlichen Schrullen mitmachen, mit denen der an allerlei wirklichen und eingebildeten Krankheiten leidende Vater an sich herumexperimentierte. Einmal ergaben sie sich der naturgemäßen Lebensweise, schliefen auf Stroh, ernährten sich von rohem Fleisch und ungekochten Rüben, wobei sie so herunterkamen, daß sie beide kaum noch einen Schatten werfen konnten, ein andermal verbesserten sie ihre Säfte durch eine fürchterliche Kur, bei der sie sich ausschließlich mit trockenem Weißbrot stopften und ein wenig sauren Moselwein dazu tranken, und wieder ein andermal versuchten sie alle Ungesundheit mit Wasser aus sich herauszuspülen, indem sie ungeheure Mengen dieser reinlichen Flüssigkeit in sich hineinpumpten und jegliche Nacht in einem nassen Umschlage verbrachten. Emil Rautenkranz ist mir überhaupt immer ein glänzendes Beispiel dafür gewesen, was die menschliche Natur alles aushalten kann, denn trotz aller dieser Kuren und trotz der unglaublichen geistigen Ueberfütterung, die ihm zu teil ward, blieb er körperlich doch ganz gesund. Nur sein armer Kopf ist ihm schon auf dem Gymnasium ganz zermürbt worden, denn außer dem

Schulunterricht mußte er unabläſſig von einer Privat-
ſtunde in die andere rennen, von der Zeichenſtunde
in die Klavierſtunde, von der italieniſchen in die
ſpaniſche. Er lernte Stenographie und Mnemotechnik,
und ſchließlich hatte die Made der Gelehrſamkeit ſein
bißchen Grips ganz verzehrt, ſo daß nur noch etwas
Wurmmehl in ſeiner verödeten Hirnſchale zu finden
war. Deshalb gelang es ihm auch nicht, obwohl er
endlich durch zähe Ausdauer die Prima erſeſſen hatte,
die Abgangsprüfung hinter ſich zu bringen, trotzdem er
den Verſuch dazu zweimal anſtellte. Nur in der Muſik
hatte er es zu einigen wirklichen Kenntniſſen und im
Klavierſpiel zu einer erträglichen Fertigkeit gebracht,
was weiter nicht zu verwundern iſt, denn wie man
täglich ſehen kann, erfordert die Ausübung dieſer
Kunſt den geringſten Aufwand von Phantaſie, Ver-
ſtand oder geiſtiger Klarheit, ja ſelbſt ein halber
Idiot kann immer noch ein tüchtiger Geiger oder
Klavierſpieler ſein, und ſo niedere Geſchöpfe wie die
Zigeuner treffliche Muſik machen. Iſt ſie doch die
einzige Kunſt, die ſogar von Tieren in vollendeter
Weiſe ausgeübt wird. Darum lag es nahe, den
jungen Mann dieſem Berufe zu widmen, weshalb er
denn nach langen elterlichen Verhandlungen und nach-
dem von allen Seiten Ratſchläge in Menge eingeholt
worden waren, nach Berlin geſendet wurde, um „ſich
auszubilden“.

⁂

II.

Ich hatte unterdes das Gymnasium bereits in Tertia verlassen, hatte als Maschinenbauer in verschiedenen Fabriken gearbeitet, war eine Weile in Hannover auf dem Polytechnikum und längere Zeit in einer größeren Maschinenbauanstalt als Konstrukteur thätig gewesen, bis ich endlich in meinem vierundzwanzigsten Jahre nach Berlin kam, um auf der Gewerbeakademie noch einige Jahre zu studieren. Ich traf dort meinen alten Freund Abendroth, der sich schon längere Zeit dort aufhielt. Eines Tages fragte mich dieser: „Hast du den Nachbar der Sterne schon besucht?"

„Wer ist das?" fragte ich etwas verwundert über diese Bezeichnung. „Nun, unser musikalischer Emil," antwortete Abendroth, „er wohnt fünf Treppen hoch in der Kochstraße bei den Sternen, dem Himmel so nahe, daß er die Sphärenmusik vernimmt und in stillen kalten Winternächten den großen Bären brummen hört. Ich bin überzeugt, wenn er zum Schornstein hinausklettert, kann er in der Milchstraße spazieren gehen. Um sein Haupt bewegt sich als eine glänzende Aureole zukünftigen Ruhmes der ganze Tierkreis mit seinen funkelnden Sternbildern, und der Mond, der, wie du weißt, gerne mal raucht, bittet sich zuweilen Feuer von ihm aus. Emil kann von sich sagen wie der Knab' vom Berge:

„Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir; . . ."

denn wenn schon alle Straßen in Dämmerung versunken sind — bei ihm ist noch heller Sonnenschein; ich glaube, um Johannis geht sie dort überhaupt nicht unter."

Ich sah aus dieser Darstellung, daß mein Freund Abendroth seine alte Freude an humoristischer Uebertreibung noch nicht verloren hatte, und fragte ihn lächelnd, wo man Gelegenheit hätte, Freund Rautenkranz zu treffen.

„Nirgendswo," sagte Abendroth, „als einmal zufällig auf der Straße, im Konservatorium oder bei sich zu Hause. Sonst geht er an keinen öffentlichen Ort, nur am Sonntag nachmittag sitzt er bei Buchholz und schleckt eine Tasse Schokolade mit Schlagsahne und eine Menge süßen Kuchen. Dies ist aber seine einzige Ausschweifung. In der ersten Zeit habe ich ihn nach langer Bearbeitung in den ‚Verein der Löwenbändiger' eingeführt — wir trinken dort nämlich Löwenbräu und jeder Schoppen heißt ein ‚Löwe' — allein für das Löwenbändigen hat er weder Sinn noch Talent, und ich habe ihn nie wieder bewegen können, mitzugehen. Er hat dann stets ‚einen höchst wichtigen Brief zu schreiben' oder sonst einen anderen miserabelen Vorwand. Aber besuchen thu ich ihn manchmal, teils weil Treppensteigen gesund ist, teils weil es mir Vergnügen macht, und teils, weil die Alte, seine Mutter, eine geniale Hand für mecklenburgische Mettwurst hat. Ich glaube, alle vierzehn Tage fast kommt ein Paket mit Fressabilien für ihn an, so daß er wirklich Hilfe braucht, um

alles zu bewältigen. Erst heute morgen, als ich ihm zufällig begegnete, fragte er mich geheimnisvoll, wie lange sich wohl eine gebratene Rehkeule hielte, er hätte heute morgen eine von Hause bekommen. Ich sagte natürlich: Gar nicht, sie müßte auf der Stelle verputzt werden. Da wurde er ganz sentimental und flehte mich an, ich solle ihm doch heute abend dabei helfen. Natürlich kommst du dann mit und erneuerst die alte Bekanntschaft."

Ich fand Emil Rautenkranz fast unverändert, er sah noch ebenso aus, wie vor zwölf Jahren, nur daß er größer geworden war. Dasselbe unfertige, erdgraue und glatte Gesicht, denn ein Bart wollte durchaus auf dem Boden seines Antlitzes nicht gedeihen, nur um die Kinnbacken herum saßen einige spärliche, gelbgraue Flausen. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß er nach der ersten Begrüßung wieder wie damals seitwärts nach meinem Kopfe schielte. Als wir uns von den Strapazen des Aufstiegs erholt hatten, fuhr er seine eßbaren Schätze auf und begann mit einer ganz ungewöhnlichen Ungeschicklichkeit Thee zu kochen. Nachdem eine Ueberschwemmung von brennendem Spiritus glücklich beseitigt und der Thee endlich fertig war, goß er eine wasserklare Flüssigkeit in unsere Tassen. „Der ist aber verdammt dünn," sagte Abendroth.

„Ich weiß nicht, ich weiß wahrhaftig nicht, woran es liegt," erwiderte Rautenkranz, indem er sich verwirrt in die Haare fuhr, „aber er sieht aus wie Wasser." „Schmeckt auch wie Wasser," sagte Abend-

roth, nachdem er einen Theelöffel der verdächtigen Flüssigkeit zum Munde geführt hatte. „Ist auch Wasser!“ fiel ich ein, denn einem dunklen Verdachte Raum gebend, hatte ich den Deckel der Kanne abgehoben und gefunden, daß Rautenkranz versäumt hatte, Thee hineinzuthun. Nun, dieser Fehler ließ sich schnell beseitigen, und bald waren wir eifrig beschäftigt, die gute Rehkeule am Verderben zu hindern. Emil erzählte uns derweil von seinen Arbeiten und Bestrebungen. Er war in eins der vielen Konservatorien eingetreten, die unter Leitung irgend eines Mannes, der sich als Musiker oder auch bloß durch Reklame einen Namen gemacht hat, das Bestreben an den Tag legen, so viele Menschen als möglich zur Musik abzurichten und die Zahl überflüssiger Virtuosen, unglücklicher Klavierlehrerinnen und heilloser Dilettanten aufs möglichste zu vermehren. Zuweilen gibt es der Zufall, daß aus solcher Anstalt einmal ein wirklicher Künstler hervorgeht, und dies dient ihr dann zu glänzendem Ruhme und verfehlt nicht, ihr reichlich neue Opfer zuzuführen, denn die große Herde ist immer der Ansicht, es ließe sich in der Kunst alles lernen und es käme nur auf den Lehrer an. In den „neuen Fiedelliedern“ Theodor Storms heißt es:

„Am Markte bei der Kirchen
Da steht ein klingend Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt heraus.“

Ach, solcher Häuser gibt es viele, viele in Berlin,

nur daß statt der Trompete das Donnern der Klaviere vorherrscht und markdurchdringende Solfeggien weiblicher Stimmen. Dort sieht man Tag für Tag große und kleine Mädchen mit Musikmappen aus- und eingehen und nervöse Jünglinge, deren einzige Aehnlichkeit mit ihrem großen Vorbilde Liszt ihre langen Haare bilden. Ich glaube, die jungen Menschen würden sich, um ihrem Idol noch näher zu kommen, Warzen stehen lassen im Gesicht, wenn sie nur wüßten, wie das zu machen wäre. In diesen Häusern werden, wenn man alles zusammenaddiert, täglich viele Pferdekräfte auf die Bewegung von Tasten und Geigenbogen verwendet und ungezählte Kubikmeter Luft verbraucht, um Stimmritzen zum Tönen zu bringen. Nur Stocktaube oder Leute mit Nerven von Gußstahl vermögen es, unter oder über einem solchen Konservatorium zu wohnen, ohne in kurzer Zeit geistig zu Grunde zu gehen.

In ein solches Institut war Emil Rautenkranz eingetreten und trieb dort nach gewohnter Weise alles, was er nur in den Tag hineinpferchen konnte, und übte außerdem zu Hause mindestens vier Stunden täglich schreckliche Etuden. Daneben plagte ihn auch die Lust, etwas zu komponieren. Aber er gestand ehrlich: „Wenn ich abends aus der Oper oder aus dem Konzert heimkomme, da habe ich immer Ideen genug, aber wenn ich zu Hause vor dem Notenpapier sitze, da fällt mir durchaus nichts ein. Ganz besonders will es mir nicht gelingen, hübsche und interessante Motive zu finden — mein Kompositionslehrer lacht

immer so schrecklich über sie und ich gebe mir doch so viel Mühe."

Mein Freund Abendroth, der sehr musikalisch war, jedenfalls mehr als Rautenkranz, saß so, daß er aus dem Fenster sehen konnte. Man blickte dort auf ein ungeheures Meer von Dächern, Giebeln, Türmen und Telephonleitungen, das sich fern in einen graublauen Dämmer verlor. Nicht weit von dem Fenster führte eine Nebenleitung von fünf Drähten vorüber, und auf diesen saßen gerade vier Schwalben, die sich ausruhten. Es zuckte Abendroth etwas um die Mundwinkel, als er jetzt sehr ernsthaft begann: „Lieber Freund, ich begreife nicht, wie du um Motive verlegen sein kannst, sieh doch nur aus dem Fenster, wie die vier Schwalben auf den Telephondrähten sitzen gleich Noten auf ihren Linien, da hast du gleich ein Motiv f, a, d, e sehr niedlich — die Schwalbe ist doch ein musikalischer Vogel."

Emil sah zuerst ziemlich dumm aus, dann blickte er auf die Schwalben und seine Züge verklärten sich allmählich: „Wahrhaftig, es stimmt," sagte er, „das ist aber höchst wunderbar." „Ja, lieber Freund," sagte Abendroth dann, „das Gute liegt auf der Straße und fliegt in der Luft, nur auf das Finden kommt es an. Du weißt, der ist der Klügste, der andere für sich arbeiten läßt, laß du die Schwalben für dich arbeiten. Ich bin überzeugt, diese so überaus musikalischen Vögel können sich vermöge eines ihnen innewohnenden, geheimnis-

vollen Gesetzes gar nicht anders auf fünf Drähte setzen, als daß sie irgend eine wohlklingende Tonfolge bilden."

Aus irgend einem Grunde veränderten jetzt drei der Schwalben aufflatternd ihren Sitz, so daß die Tonfolge c, h, g, e entstand. „Aber das ist doch nicht hübsch," sagte Rautenkranz nach einer Weile, „das klingt schlecht." „O bewahre," sagte Abendroth sehr überlegen, „die Sache geht aus F-dur und somit heißt es c, b, g, e, und das paßt außerordentlich gut zu dem Vorhergehenden; setze es nur zusammen, dann erhältst du: f, a, d, c, c, b, g, e, und das ist doch sehr hübsch. Was willst du denn mehr?"

„Wahrhaftig," sagte Rautenkranz wieder freudig verblüfft, „nein, das ist aber doch zu merkwürdig."

„Sieh mal," fuhr Abendroth nun mit fast verbrecherischer Ernsthaftigkeit fort, „da kannst du dir nun den ganzen Sommer lang von den klugen Schwalben Leitmotive arbeiten lassen, denn ohne diese geht es doch heute nicht mehr, es ist noch immer das Modernste, und wenn du genug zusammen hast, da wollte ich mal den sehen, der dich dran hindern wollte, eine mächtige, große Oper zu komponieren. Oder besser noch, gleich drei bis vier, die alle zusammenhängen. Ich kann dir einen höchst geräumigen und musikalisch noch kaum vernutzten Stoff empfehlen, das ist die Völkerwanderung. Ich glaube kaum, daß sie unter sieben Opern zu bewältigen ist. Ja,

eine Heptalogie, das ist das einzig Wahre. Gerade eine Woche muß das Ganze dauern, Sonntags die erste und am Sonnabend die letzte Oper. Von wüstenhafter Ausdehnung muß jetzt alles sein, wenn es bemerkt werden soll. Das Wilmersdorfer Unland achtet keiner, aber vor der Lüneburger Heide hat man Respekt. Gottfried Keller hat ein kleines Büchlein geschrieben, das zu dem Reizvollsten gehört, das je in deutscher Sprache gedichtet wurde, die ‚Sieben Legenden‘, aber wie wenige gibt es, die das beachten. Freytags ‚Ahnen‘ dagegen in ihrer erhabenen Ausdehnung kennt jeder.“

„Ja, mein Sohn,“ fuhr er dann fort, „wenn du dann die sieben Opern fertig hast, wirst du jedenfalls furchtbar berühmt werden und eine riesige Gemeinde um dich sammeln. Man wird in deinem geliebten Vaterlande entweder in Kriewitz oder in Teterow ein ungeheures Rautenkranz-Theater bauen, in dem sich kein mystischer Abgrund, sondern eine mystische Höhe befindet, denn du wirst das Orchester über dem Schnürboden anbringen und damit ungeahnte Wirkungen erzielen. Und alljährlich im Sommer, wenn es am heißesten ist, wird eine Völkerwanderung beginnen nach Kriewitz oder Teterow, um die ‚Völkerwanderung‘ zu hören, und alle Bierwirte und Selterswasser-Verkäufer in jener Gegend werden dich anbeten. Dein Name wird unter die Sterne versetzt werden und mit Recht wird man dich, dann im Ernste, wie jetzt im Scherze, nennen: ‚Nachbar der Sterne‘.“

Rautenkranz sah ganz ungewöhnlich verblüfft aus, als Abendroth diese lange Rede hinter sich hatte, und glotzte bald ihn, bald mich mit seinen hellgrauen, nichtssagenden Augen verständnislos an. Ich muß nun hier notgedrungen einflechten, daß, obwohl ich meinen Freund Abendroth als einen gutmütigen und wohlwollenden Menschen kannte, es mir doch an diesem Abend beinahe so vorkam, als hielte er Emil Rautenkranz fast ein wenig zum besten. Dieser aber, der von Ironie und Humor oder ähnlichen Zwittergeschöpfen des menschlichen Geistes nicht die geringste Ahnung hatte, grinste endlich doch sehr geschmeichelt und meinte, so weit wäre es doch wohl noch lange nicht.

Dann ging er ans Klavier, um uns etwas vorzuspielen, einige von den modernen, schwierigen Sachen, die in das Gebiet der Jongleur-Kunst gehören. Die turnerische Geschicklichkeit seiner Finger war durch unausgesetzte Uebung nicht unbeträchtlich, jedoch weder Herz noch Gemüt, ja nicht einmal der Verstand waren an seinem Spiel beteiligt; alles war mühsam angelernt, und was er konnte, verdankte er ausschließlich einer ungewöhnlichen Ausdauer seines Sitzfleisches. Abendroth flüsterte mir zu: „Spielt er nicht gerade so, als ob ihn der Akustiker Kaufmann in Dresden mit großer Sorgfalt gearbeitet hätte. Ich weiß, auf welche Art ein Geschäft mit ihm zu machen wäre. Er müßte einen Unternehmer finden, der mit ihm auf Reisen geht. Bei Beginn der Vorstellung würde ein Flügel und ein großer Kasten auf der Bühne

stehen. Der Unternehmer tritt auf, hält eine kleine Rede etwa folgenden Inhalts: ‚Langjährige Bemühungen . . . ungeheure Geldopfer . . . endliches Gelingen . . . höchst sinnreicher Musik-Automat . . .‘ etc. etc. Dann macht er den Kasten auf, nimmt Rautenkranz heraus, zieht ihn sorgfältig auf, trägt ihn ans Klavier, legt ihm den Fuß auf das Pedal und die Hände auf die Tasten, drückt scheinbar auf einen Knopf im Genick und dann spielt Rautenkranz los. Natürlich frenetischer Beifall, denn keine Seele wird darauf verfallen, daß da wirklich ein Mensch arbeitet.“

Als wir nun endlich auch musikalisch vollständig gesättigt waren, verabschiedeten wir uns dankend für die gewährten Genüsse, verließen den Nachbar der Sterne und begaben uns wieder auf den Abstieg in das Reich der gewöhnlichen, niederen Sterblichen, wo wir desselbigen Abends noch unterschiedliche Löwen bändigten.

* * *

Ich weiß nicht, ob sich irgend jemand dafür interessiert, zu erfahren, was aus dem Nachbar der Sterne später geworden ist. Sollte es dergleichen Neugierige geben, so diene ihnen zur Nachricht, daß er sich noch mehrere Jahre lang in Berlin immerfort ausbildete und dann in die Stadt zurückkehrte, wo er das Gymnasium besucht hatte. Seine Eltern

waren unterdes gestorben und hatten ihm ein angenehmes Vermögen hinterlassen. Er kaufte sich ein kleines Haus mit einem Garten in der Vorstadt und lebt dort mit einer Tante, die mütterlich für ihn sorgt. Er gibt einige Klavierstunden und spielt zuweilen in Wohlthätigkeitskonzerten, bei welchen Gelegenheiten die musikalisch genügsamen unter seinen Mitbürgern seine rapiden Läufe, unfehlbaren Oktaven-Gänge und reinlichen Triller höchlichst bewundern und ihn für ein musikalisches Licht halten, denn er ist ja in Berlin auf dem Konservatorium des berühmten Kullerhahn vier Jahre lang „ausgebildet" worden. Er lebt, wie er es gewohnt ist, immer so öde für sich hin und ist ganz glücklich, denn das Essen schmeckt ihm und seine Verdauung ist normal. Ob es wahr ist, daß er vor den Fenstern seines Arbeitszimmers fünf Drähte hat ziehen lassen und dort den Schwalben noch immer Motive ablauert, sowie, daß er mit den Vorarbeiten zu seiner Heptalogie „die Völkerwanderung" schon drei dicke Bände gefüllt hat, kann ich nicht mit Sicherheit verbürgen. Mein Freund Abendroth behauptete es zwar, allein mein langjähriger Umgang mit ihm hat mich die Vorsicht gelehrt, seinen Versicherungen nicht ohne ernste Prüfung Glauben zu schenken. Sein Respekt vor den Thatsachen ist leider so gering, daß er stets geneigt ist, den Gebilden seiner Phantasie gleiche Rechte einzuräumen mit den Ergebnissen einer wahrheitsgetreuen historischen Forschung. Ich glaube, wollte

ich mich kürzer ausdrücken, könnte ich fast sagen: „Er lügt manchmal ein bißchen.“ Aber in diesem Sommer werde ich selber hinreisen und Emil Rautenkranz mal besuchen — nun, da werden wir ja sehn!

Herr Omnia.

Eine Geschichte aus dem Riesengebirge.





I.

Von meinem Freunde Abendroth und seiner Leidenschaft, Menschen zu sammeln, werde ich später noch mehr erzählen. Diese Menschensammlung trägt er in seinem vorzüglichen Gedächtnisse mit sich herum; einige Exemplare jedoch hat er auch in Tagebuchaufzeichnungen sorgfältig eingemacht und für die Dauer aufbewahrt. In diesem Buche zu blättern gestattet mir mein Freund Abendroth manchmal zu meiner ganz besonderen Ergötzung, und da geschah es denn einst, daß ich mein Vergnügen äußerte über den dort sorgfältig abgemalten Herrn Omnia und zugleich mein Bedauern nicht verhehlte, daß diese originelle Figur nicht einem größeren Kreise von Bewunderern zugänglich gemacht werde. Denn, so sonderbar es auch erscheint in diesem ewig Bücher schmierenden und druckenden Zeitalter, mein Freund Abendroth hat eine Abneigung dagegen und ist nicht zu bewegen, irgend etwas davon zu veröffentlichen, obwohl er, wie ich denke, mit einer Beschreibung der besten Stücke seiner Sammlung ein ursprüngliches und humorvolles Buch schaffen könnte. Nun war er aber gerade an dem Tage, als ich mein Entzücken

über Herrn Omnia aussprach, in seiner Gebelaune und sagte plötzlich: „Gut, ich schenke ihn dir, den ganzen Omnia, mitsamt der Reise ins Riesengebirge, die dazu gehört. Nimm ihn und verbrauche ihn in Gesundheit."

Von Berthold Auerbach ist es bekannt, daß er weit über den eignen Bedarf Gedanken und Einfälle verfertigte und deshalb in seinen Romanen gern eine besondere Umzäunung anbrachte, wo er diese kleinen Geistreichigkeiten herdenweise einsperrte. Das Bewußtsein dieses Reichtums machte ihn verschwenderisch, und wenn er im Gespräch mit anderen Schriftstellern dergleichen kleine geistige Nippsachen hervorbrachte, war es eine ständige Redensart von ihm: „Wollen Sie es haben? Ich schenke es Ihnen." Aber ich glaube nicht, daß er ganze Originalmenschen und fast fertige Geschichten verschenkt hat, noch dazu in diesen teuren Zeiten, wo es für den wenigen Stoff so unermeßlich viele Schneider gibt, und wo mehr als je der Spruch des alten Goethe gilt:

„Jung' und Alte, groß und klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuster sein,
Jedermann ein Dichter."

Um so höher war meine Dankbarkeit für dies wertvolle Geschenk, und nichts Eiligeres hatte ich zu thun, als mir Herrn Omnia mit sämtlichem Zubehör sorgfältig aus dem Tagebuche auszulösen, ihn und die Erlebnisse seines Reisegefährten, meines Freundes Abendroth, sauber zurechtzustutzen und sie also dem

geneigten Leser darzubieten. Dieser möge aber nicht vergessen, daß nicht ich es bin, der hier erzählt, sondern mein Freund, und daß ich es mache wie mein kleiner Junge, wenn er sich gravitätisch auf meinen Stuhl setzt, meine Feder in seine Hand nimmt und sagt: „Nun bin ich Vater.“ Also ich bin nun mein Freund Abendroth. Doch bevor ich aus meiner Haut in die meines Freundes fahre, möchte ich noch erklären, wie jener Mann zu dem wunderlichen Namen Omnia gelangte. Er hieß nämlich gar nicht so, sondern Adalbert Schermäusel. Da er aber die sonderbare Eigenschaft besaß, alle möglichen und unmöglichen Dinge bei sich zu tragen, so hatte man ihn gelegentlich „Omnia secum portans“ getauft, wie den Wandsbecker Boten seligen Angedenkens, und dies hatte sich, weil zu lang für den Gebrauch, alsbald auf Omnia abgeschliffen. Und nicht wahr, es klingt auch besser als Schermäusel?



II.

Es war bei den böhmischen Dörfern Adersbach und Weckelsdorf, wo ich zuerst Herrn Omnia kennen lernte. Diese Orte sollten für mich nicht länger böhmische Dörfer sein, und ich hatte beschlossen, auf meiner Reise ins Riesengebirge sie und die Wunder ihrer Umgebung zu besichtigen. Man hat dort die weitausgedehnten, wunderlichen Felsbildungen durch

Thüren verschlossen und besichtigt sie gegen Eintrittsgeld unter Leitung eines Führers, der sein Auswendiggelerntes wie ein Papagei herleiert, gerade wie man in Castans Panoptikum die grausigen Verbrecher und sonstigen Wachspuppen betrachtet. Unter der kleinen Schar von Besuchern, der ich mich anschloß, war mir ein langer Herr von etwa fünfunddreißig Jahren aufgefallen durch die besondere Art seiner Kleidung und durch die ungeheuer vielen Taschen, die sein staubgrauer Anzug beherbergte. Zudem war er mit Stock und Schirm, einer geräumigen Wandertasche, einem gerollten Plaid und allen möglichen anderen Dingen ausgerüstet, deren Bedeutung mir nicht gleich klar wurde. Der Mann hatte etwas Gemessenes und Pedantisches in seinem Wesen und sprach wie ein Buch. In unserer Gesellschaft befand sich ein schönes junges Mädchen, das unter dem Schutze einer behaglichen Tante reiste, und da man auf Reisen leicht Bekanntschaft macht, so hatten wir beide als zwei Schmetterlinge uns dieser anmutigen Blume angeschlossen, suchten ihr um die Wette kleine Dienste zu leisten und verfertigten dazu die angenehmsten Redensarten. Doch sah ich bald, obwohl ich der jüngere war, daß ich in beiden Dingen den kürzeren ziehen mußte, sowohl was die Dienste als die Redensarten betraf, denn unser Reisegenosse war nicht allein mit einer Fülle von angenehmen Dingen und Gegenständen ausgerüstet, sondern verstand es auch in hohem Grade, die weitschweifigsten und schnörkelhaftesten Reden zu halten, deren Strom sich durch

kein Zwischenwort und keinen Einwurf unterbrechen ließ. Er beglückte uns denn auch zunächst durch einen lehrreichen Vortrag über die Kreideformation und den Quadersandstein, aus dem sowohl die sächsische Schweiz als diese sonderbaren Felsen gebildet werden, und erläuterte seine Rede durch allerlei Versteinerungen, die er zur rechten Zeit mit großer Geschicklichkeit aus irgend einer unvermuteten Tasche hervorzog. Denn er hatte, wie schon bemerkt, so viele Taschen in seiner Kleidung wie eine Honigwabe Zellen. Nachdem nun der Führer endlich zu Worte gekommen war und uns auf einige höchst merkwürdige „Bilder“, wie er die sonderbaren Felsgestalten nannte, aufmerksam gemacht hatte und wir den „Bürgermeister“, den „Mönch“, den „Jäger und das „Rebhuhn“, den „verhungerten Ritter“ und dergleichen Albernheiten genugsam bewundert hatten, gelangten wir an einen Platz, wo sich die geräuschvolle und kostspielige Einrichtung des Echos befand. Aus diesem zogen zwei rotnasige Blechmusikanten und ein etwas schwarz angeblakter Böllerbesitzer ihre kümmerliche Nahrung, so daß sie im buchstäblichen Sinne des Wortes von der Luft lebten. Herr Omnia hatte bereits einen Revolver herausgeholt, um das Echo anzuschießen, als ihm bemerkt wurde, daß zu diesem Zwecke einzig und allein die drei k. k. privilegierten Böller zu benutzen seien, die dies Geschäft in drei Preisabstufungen besorgten. Da es uns nun die tiefste Verachtung dieser Leute zugezogen hätte, wenn wir solchen Mangel an Sinn für die Erhabenheiten

der Natur gezeigt hätten, uns dieser Einrichtung nicht zu bedienen, so erstanden wir uns für eine Mark den teuersten Knall, den sie vorrätig hatten. Die behäbige Tante war im Gespräch mit einem dicken Herrn aus Mecklenburg etwas zurückgeblieben und deshalb auf dieses Attentat nicht vorbereitet. Als nun plötzlich das größte der drei Schießgeräte zu fürchterlichem Geballer seinen Mund aufthat, erschrak die gute Dame so, daß sie, der überhaupt jegliches Schießen ein Greuel war, auf der Stelle in Ohnmacht fiel und ihrem Begleiter in die Arme sank. Sofort war Herr Omnia zur Stelle, hatte mit zauberhafter Geschwindigkeit ein Riechfläschchen irgendwo hervorgezogen und hielt es der Tante unter die Nase, worauf die brave Matrone auch sogleich wieder zu sich kam und die berühmte Frage that: „Wo bin ich?“ wie es für eine gerechte Ohnmacht angemessen und stilvoll ist. Kaum war diese Wirkung erreicht, als auch Herr Omnia schon ein zweites Fläschchen mit köstlichem Liqueur bei der Hand hatte, ein Gläschen davon einschenkte und es zugleich mit einer kleinen Tafel Schokolade der alten Dame zur Stärkung ihrer erschütterten Geisteskräfte anbot. Dies zauberte hellen Sonnenschein auf ihr geräumiges Antlitz, und die schöne Nichte, der Omnia ebenfalls von diesen guten Dingen anbot, lächelte lieblich dazu wie der Mond in einer schönen Juninacht. Um nun noch mehr Oel in die aufgeregten Wogen der Tantengefühle zu gießen, wurden die zwei rotnasigen Blechmusikanten beauftragt, das Echo mit etwas Salbungsvollem an-

zublasen. Durch diesen Beweis unsers Kunstsinnes hocherfreut, entlockten sie ihren verbeulten Instrumenten in kurzen Absätzen herzzerreißende Accorde, die das Echo mit großer Pünktlichkeit wohl an die sieben Male wiedergab. Das letzte Mal kam es erst nach großer Pause wie von ganz fern hinter den Bergen. Doch verließen wir endlich die braven Künstler, deren Gemüter ein reicher Ehrensold harmonischer stimmte als ihre Instrumente, und wandten uns der nicht allzu entfernten Aussicht zu. Von dieser ernährte sich ein kleiner, weißhaariger Mann dadurch schlecht und recht, daß er sie vermittelst eines langen Fernrohres groschenweise an Bedürftige abließ. Ich muß nun offen gestehen, daß ich im Allgemeinen wenig für Aussichten eingenommen bin, wenn ich auch nicht gerade meinem guten, dicken Onkel recht geben will, der solche Natureinrichtungen geradezu haßt, zumal man ihrer meistens nur durch verwerfliches Klettern auf unfruchtbare Berge habhaft werden kann. „Was hat man schließlich davon," sagte er einst, als wir hinter seinem Landhause in der Gartenveranda saßen und Kaffee tranken, „die Welt liegt vor einem wie eine große Schüssel voll Salat, das ist alles." Dann hob er die Hand und deutete auf seinen Garten, wo die Erbsen- und Bohnenbeete gleich grünen Mauern standen, die Gurken üppig rankten, die Kohlköpfe strotzend grünten, die Obstbäume von reichen Früchten beladen ihre Zweige senkten und durch eine Lücke zwischen den Zweigen ein goldenes Weizenfeld weithin sichtbar ward, Weizen, wie ihn in der ganzen Umgegend nur mein Onkel

baute — auf alle diese guten Dinge deutete er hin und sagte mit dem Ausdruck tiefster Ueberzeugung: „Siehst du, mein Junge, das nenn' ich Aussicht!"

Aber was half es, die Aussicht war nun einmal da, sie mußte verbraucht werden, und uns allen ward es nicht erspart, durch das Fernrohr einen aufrechten schattenhaften Strich bewundern zu müssen, der aussah wie das Gespenst eines Zahnstochers und den Kirchturm irgend einer gleichgültigen Stadt vorstellte, deren Hauptverdienst durch ihre ungeheure Entfernung von diesem Orte begründet war. Natürlich holte Herr Omnia ebenfalls ein Fernrohr hervor und graste auf seine eigene Hand den Horizont ab, was ihm einen giftigen Seitenblick von dem Aussichtspächter eintrug. Der alte, dicke Herr aus Mecklenburg meinte, wenn alle Fremden so verführen, dann müsse der Mann wohl nächstens eine Hypothek auf sein Fernrohr aufnehmen, und lachte dann selber über diesen Scherz so, daß ihm die Backen zitterten und sein Bauch wogte wie der Ozean im Sturm. Manche Menschen sind furchtbar billig zu erheitern. Es half aber Herrn Omnia nichts, denn da sein Taschenperspektiv so weit nicht reichte, mußte er doch an das große Fernrohr heran, um seinen Anschauungskreis zu erweitern. Dann aber zog er aus seinen unerschöpflichen Taschen farbige Touristenbrillen hervor und erntete wiederum den Beifall der Tante und der Nichte, deren Augen sich an dem Anblicke einer feuerroten, goldenen und lasurblauen Welt weidlich ergötzten.

Wir stiegen nun wieder abwärts, um das erhabene Schauspiel des Wasserfalles zu genießen. Die Sachsen und die Schlesier bilden unter den Deutschen bekanntlich die sparsamsten und betriebsamsten Völker, und dieses System haben sie auch auf ihre Wasserfälle angewendet; ebenso geschieht es in Böhmen. „Spare in der Not, so hast du bei der Zeit," sagen sie, und so besitzt jeder Wasserfall im Sommer seine Sparbüchse in Gestalt eines kleinen Teiches, der durch eine Schleuse gegen angemessene Bezahlung geöffnet werden kann und also das gewünschte Naturschauspiel verabreicht. Schlimm ist es, wenn im heißen Sommer zu viele Reisende diesen erhabenen Anblick zu genießen trachten, denn es kann dann vorkommen, daß alles Wasser fortgelaufen ist und der Wasserfall nicht mehr geht. Reinick sagt sehr schön:

„Was nützt mir denn, wenn er nicht speit,
Der ganze Berg Vesuv?!"

Jedoch ein Wasserfall ohne Wasser bietet einen noch weit dürftigeren Anblick dar, ohngefähr wie das berühmte Lichtenbergsche Messer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt. Längst schon hat es mich wunder genommen, warum der Berliner, um solche Schauspiele zu betrachten, nach Sachsen, Schlesien und Böhmen reisen muß. Warum findet sich nicht ein pfiffiger Unternehmer, der im Humboldthain, am Kreuzberge, im Tiergarten oder sonstwo automatische Wasserfälle aufstellt, die dadurch, daß man etwa eine Mark in einen Spalt steckt, auf eine Weile losgelassen werden. Bei der unerschöpflichen Wasserleitung, die

hier zu Gebote steht, könnte die Sommerkalamität des Versagens niemals eintreten, und das schöne Geld käme der heimischen Industrie zu gute.

So ganz automatisch sind die schlesischen und böhmischen Wasserfälle allerdings noch nicht eingerichtet; sie machen ihre Künste aber auch nur gegen eine entsprechende Vergütung. Ueberhaupt das Verblüffendste für den harmlosen Wanderer bei Besichtigung dieser Felsenstädte ist die Entdeckung, daß mit dem Eintrittsgelde weiter nichts als das Recht des Aufenthaltes erkauft ist, jegliche weitere Sehenswürdigkeit aber nach dem System des Extrakabinetts oder der Schreckenskammer besonders honoriert werden muß.

Wir stiegen nun einige Stufen empor, um die Sparbüchse dieses Wasserfalles, den geheimnisvollen, zwischen den Felsen gelegenen Teich zu besichtigen. Wahrscheinlich, weil dieser Schwindel zu durchsichtig ist, nehmen Wasserfallpächter und Führer eine besonders feierliche Miene an, wenn sie diesen lächerlichen Tümpel vorzeigen und dazu mit eiserner Stirne behaupten, seine Merkwürdigkeit sei ohnegleichen. Es gehört zum guten Ton, auf diesem steinernen Barbierbecken eine Kahnfahrt zu unternehmen, und wir alle beteiligten uns daran bis auf den dicken Herrn aus dem wasser- und seenreichen Lande Mecklenburg, dessen Billigung diese Natureinrichtung nicht fand. „So'n Pol," sagte er, „das nennt man bei mir zu Hause 'n Wasserloch, und auf jedem anständigen Gut gibt's wenigstens 'n Dutzend. Und geheimnisvolle sind da auch bei. Auf

meinem Gute habe ich eins, das ‚schwarze Soll‘, wo sich damals die schöne Trina in versäuft hat — da wagt sich's abends in der Schummerstunde kein Mensch vorbei.“ Somit blieb er grollend am Ufer, während wir uns einschifften. Da zeigte sich, daß der Wanderstab des Herrn Omnia kein gewöhnlicher Stock, sondern eine verkleidete Klarinette war, denn nach einer kleinen Vorbereitung setzte er den Knopf an den Mund und spielte mit großer Geschicklichkeit, während wir auf den Fluten dieses Badenapfes dahinschwammen, das schöne Lied: „Von Hamburg geht's nach Ritzebüttel,“ und dann das noch schönere: „Fischerin du kleine, fahr nicht so alleine!“ Nach einer Minute war die schneckenlangsame Fahrt beendet, wir entrichteten den üblichen Tribut und genossen sodann den merkwürdigerweise ganz kostenlosen Anblick einer Quelle, von der der Führer schwor, daß sie über alle Begriffe sagenhaft und ihr Wasser das reinste der Welt sei. Es war Stil, aus dieser Quelle zu trinken, und eine tiefe Rührung überkam uns alle, als wir erfuhren, daß auch dies nicht mit den geringsten Kosten verknüpft sei. Herr Omnia hatte sofort einen silbernen Becher bei der Hand und bot den Damen von der klaren Flut. Der dicke Herr aus Mecklenburg trank und prüfte mit Sorgfalt. „Hm,“ sagte er, „nicht übel, mit einem tüchtigen Schuß Kognak und etwas Zucker würde diese Flüssigkeit sich trinken lassen.“ Dann lachte er wieder, daß die Felsen hallten. Die Gabe der Selbsterheiterung war ihm in hohem Grade verliehen.

Als wir nun dem Abflusse des Wasserfalles weiter folgten, gelangten wir an den Eingang einer engen Felsenschlucht, welcher günstige Punkt von der Bude eines Wegelagerers besetzt war, der dem Wanderer mit Holzwaren und sogenannten Andenken auflauerte. Hinter dieser Bude bemerkten wir ein niedliches Mädchen mit nackten Füßen, das wie eine Art Quellnixe am rieselnden Bächlein saß und kleine Sträuße aus Feldblumen wand. Aufs angenehmste wurden wir wieder durch den Umstand berührt, daß auch dieser Anblick gar nichts kostete und daß weder das kleine Mädchen, noch der Holzwarenhändler den geringsten Versuch machten, uns etwas zu verkaufen. Ach, wir wußten nicht, daß wir an diesem Orte wieder auf dem Rückwege vorbeikommen würden und daß diese Leute für jenen günstigeren Augenblick ihre Kräfte sparten.

Mit der Beschreibung der verschiedenen Merkwürdigkeiten, die wir noch zu besichtigen hatten, und aller jener Tagediebe und bettelhaften Gesellen, die unter irgend einem Vorwande die Hand nach Bakschisch ausstreckten, will ich mich aber weiter nicht aufhalten, sondern nur noch berichten, was im Laufe dieser Zeit alles noch aus den unerschöpflichen Taschen des Herrn Omnia hervorkam. In der ungemein kalten und dunklen Höhle, die Totengruft genannt, ein Thermometer, um die Temperatur zu messen, nebst einer Taschenlaterne. Ferner ein Schrittzähler und ein Aneroidbarometer, dann englisches Pflaster, als sich die schöne Nichte an einem scharfen Gras-

halme geschnitten hatte, und Nähzeug für die Tante, als ihr ein Dorn das Kleid zerriß. Sein Portemonnaie war ein labyrinthisches Wunderwerk mit unzähligen Taschen und Geheimfächern, und sein Messer hatte so viele Klingen zu jedem möglichen Gebrauche, wie ein Stachelschwein Stacheln. Dem alten, dicken Herrn half er mit Hirschtalg aus, und als der Führer über Zahnweh klagte, brachte Herr Omnia eine vollständige Taschenapotheke zum Vorschein und zauberte mit einigen wunderthätigen Streukügelchen das Zahnweh fort. Ich bin fest überzeugt, wäre Herr Omnia unter den Zuhörern jenes Chemieprofessors gewesen, der in der Zerstreuung seine Studenten fragte: „Ach, hat vielleicht einer der Herren etwas nassen Lehm bei sich?“ Herr Omnia hätte geantwortet: „Jawohl, Herr Professor, bitte, bedienen Sie sich!“

Als dann in der großen Höhle, „der Dom“ genannt, der Führer seine gewohnte Predigt halten wollte, und die Tante über Müdigkeit klagte, da entsetzte ich mich fast, denn Herr Omnia nestelte nur ein wenig an seiner Reisetasche und zog einen länglichen Gegenstand hervor, der sich alsbald in einen bequemen Feldstuhl verwandelte. Beim Styx, das war ja der leibhaftige graue Mann aus dem Peter Schlemihl, und ich hätte mich wahrhaftig nicht gewundert, wenn Herr Omnia gerade wie jener nun auch noch einen türkischen Teppich, ein Lustzelt und drei Reitpferde aus seinen Taschen hervorgeholt hätte. Mir war so, als hätte er schon manchmal heimlich

nach meinem wohlgebauten Schatten geschielt, und ich hatte das Gefühl, ich müßte meine unsterbliche Seele ein Loch fester schnallen.

Als wir uns nach den Strapazen der Besichtigung der Felsenstädte in dem Gasthause zu Weckelsdorf mit Wein und Backhühnern stärkten, stellte sich heraus, daß uns unsere verschiedenen Reisepläne auseinander führten, daß wir aber alle vorhatten, uns fast zu derselben Zeit zu Schreiberhau in Schlesien aufzuhalten und längere Zeit dort zu verweilen. Mit dem Gruße „Auf Wiedersehen“ trennte ich mich also von meinen Reisegefährten und wanderte allein nach Friedland weiter.



III.

Als ich nach einigen Tagen auf einem holprigen Einspänner von Hirschberg nach Schreiberhau fuhr und mich in der Geographie zu belehren trachtete, indem ich den Kutscher nach den Namen eines mir besonders auffallenden Berges fragte, da ward mir die Antwort: „Der hat keinen Namen, — hier hat's viele solche Berge.“ Da er nun aber merkte, daß ihm so eine handgreifliche Lüge zur Bemäntelung seiner bodenlosen Unwissenheit nichts half, so schlug er eine andere Taktik ein, nannte auf fernere Fragen irgend einen Namen, der ihm gerade einfiel, und

brachte so das ganze Riesengebirge wie Kohl und Rüben durcheinander. Dazu ward sein sonderbares Pferd zuweilen von den Gedanken an eine glücklicher verlebte Jugend und kriegerischen Erinnerungen an seine fern entlegene Soldatenzeit übermannt und legte sich dann ohne allen ersichtlichen Grund mit scharfem Ruck in die Sielen, so daß wir beide rückwärts gegen die Lehnen geschleudert wurden. Alsbald aber gewannen wieder sanftere Gefühle in ihm die Oberhand, und dann schläferte es durch träumerisches Dahinländern meine Vorsicht ein, bis mich ein neuer, ganz plötzlicher Vorwärtssprung wiederum in Schrecken setzte. Ein so wahnsinniger alter Gaul ist mir sonst niemals vorgekommen.

In Schreiberhau fand ich noch keinen meiner Reisegefährten vor und hatte einige Tage Gelegenheit, mich dem Studium dieses merkwürdigen Dorfes zu widmen. Schreiberhau ist nach London der größte Ort in Europa, denn seine Länge beträgt 20,8 Kilometer, seine Breite 9,3. Berlin kann sich nicht entfernt mit ihm messen, denn schlägt man um diese Stadt einen Kreis von 9 Kilometern Durchmesser, so sitzt man schon überall in den Vororten. In der Höhe übertrifft es das auf einen Präsentierteller gebaute Berlin noch bedeutender, denn das höchste Haus liegt mehr als tausend Meter über dem niedrigsten. Nur in der Einwohnerzahl ist Berlin Schreiberhau ein wenig überlegen, etwa um anderthalb Millionen, denn dieser Ort besitzt nur an viertausend. Schreiberhau erstreckt sich durch ungezählte Thäler, von zahl-

losen Flüssen und Bächen ist es durchrauscht. Es umschließt Wälder und Einöden, Wiesen und Felder, und die Anzahl der Hügel und Felsen in seinem Bereiche kennt nur Gott allein. Du wanderst immer innerhalb dieses Dorfes durch die Einsamkeit des Waldes stundenlang, wo du nichts vernimmst als das Klopfen der Spechte und den Schrei eines Raubvogels, endlich taucht wieder ein einsames Gehöft vor dir auf. Du fragst: „Wo bin ich?" „In Schreiberhau!" ist die Antwort. Du willst mit Gewalt diesem endlosen Orte entrinnen und keuchst schwitzend weiter die Berge hinan bis dahin, wo die Fichten verkrüppeln und das wunderliche Krummholz sein zähes Zweiggeflecht ausbreitet. Dort auf der Hochgebirgswiese liegt eine Baude, bläulicher Rauch steigt aus ihrem Schornstein. Wenn du an dem gebräunten Holztische hinter deinem Eierkuchen und deinem Ungarwein sitzest, fragst du die freundliche Wirtin, zu welchem Orte diese Baude gehört. „Zu Schreiberhau!" antwortet sie gleichmütig. Dann wanderst du weiter auf die benachbarte Höhe, den Pferdekopf, um die Aussicht zu betrachten, und siehe da, sie besteht fast ausschließlich aus Schreiberhau. Alle diese Thäler mit winzigen Häuschen punktiert bis in die dämmernde Ferne und alles, was auf dem gegenüberliegenden Iserkamm an Menschenwohnungen hervorschimmert, alles gehört zu Schreiberhau, denn dieser sonderbare Ort ist bis auf die Kämme zweier Hauptgebirge Deutschlands, des Iser- und des Riesengebirges, geklettert und füllt die Thäler zwischen ihnen.

Da, wo sich die Häuser dieses weitschweifigen Dorfes am dichtesten scharen, liegt an der Chaussee Königs Hotel, in dessen Nähe ich mich einquartiert hatte. Von dort aus machte ich meine Entdeckungsreisen und fand bald wiederum bestätigt, daß Schlesien eines der billigsten Länder der Welt ist. An einem kleinen Materialwarenladen fand ich nämlich eine Inschrift, die mir schon mehrfach in der Gegend vorgekommen war. Sie lautete: „Echte Upmann, 5 Pfg. das Stück." Ich glaube, sonst nirgendwo in der Welt wird einem Gelegenheit geboten, so köstliche und wertvolle Zigarren zu ähnlich geringem Preise zu erwerben. Die Scheu jedoch, den Verkäufer, der offenbar den hohen Wert seiner Ware gar nicht kannte, zu übervorteilen, hielt mich ab, mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten.

Als ich mich einige Tage in Schreiberhau aufgehalten hatte, trat dort das große Ereignis ein, das sich nur mit den merkwürdigen Zügen der Heringe an den Küsten der Nord- und Ostsee vergleichen läßt, nämlich die Berliner und die anderen Großstädter rückten ein, um den Eingebornen zur willkommenen Beute zu dienen. Diese Opfer des Kulturfortschrittes folgten alle dem seltsamen Zuge unserer Zeit, der die Menschen antreibt, für einige Wochen des Jahres aller gewohnten Bequemlichkeit zu entsagen und sich einem gewissen freiwilligen Märtyrertum hinzugeben, während dessen sie enger wohnen, schlechter speisen und härter schlafen, als sie es sonst gewohnt sind. In unzähligen Wagen, beladen mit Koffern, Körben,

Ammen, Bonnen, Kindern, Doktoren, Geheimräten, Kanzleiregistratoren und den dazu gehörigen Frauen, oder auch nur mit ganz gewöhnlichen Menschen ohne jeden Titel kamen sie an um die gewohnte Laichzeit und füllten alle Wohnungen und Wege. Darunter befanden sich auch viele von den jungen Gelehrten, die in Sexta, Quinta und Quarta an den Krippen der Wissenschaft das dürre Heu der Gelehrsamkeit kauen, und unter diesen fand sich keiner, der nicht mit einem Schmetterlingsnetze ausgerüstet war. Sie mußten Schreiberhau für ein Dorado der Schmetterlinge angesehen haben und kamen nun, um fürchterliche Musterung zu halten. Aber ihre Enttäuschung war wohl sehr groß, denn in dieser Gegend waren heuer die Schmetterlinge nicht geraten, und soviel ich weiß, gab es dort nur zwei, die ich beide persönlich kannte. Den einen traf ich am Abend des ersten Jagdtages, wie er düster brütend hinter einem Felsblocke im letzten Scheine der Abendsonne saß. Der farbige Staub, der ihn schmückte, war entschwunden, seine Flügel waren seltsam ausgezackt, und ich sah ihm deutlich an, daß er geneigt war, die Welt für ein Jammerthal zu halten. Den andern habe ich niemals wieder gesehen. Er wird wohl noch desselben Tages hinübergegangen sein in die ewigen Blumengründe, wo die Rosen niemals welken. Daß sein Schicksal düster war, ist mir nicht zweifelhaft.

Die Wirtstafel in Königs Hotel füllte sich, so daß die beiden fetten Kellner genug zu thun bekamen. Diese waren nämlich trotz der vielen Bewegung, die

ihr Geschäft mit sich bringt, zu einer merkwürdigen Fülle gediehen, obwohl sie beide von ganz verschiedener Gemütsart waren. Der eine war ein Optimist und konnte seine Gäste mit der freundlichsten Miene von der Welt und mit dienstbereitem Lächeln ewig auf das Bestellte warten lassen, während der andere, dessen Gemütsart dem Pessimismus zuneigte, dasselbe Geschäft unter fortwährendem Hadern gegen das Schicksal und Selbstgesprächen über das jammervolle Los eines Kellners vollführte.

Um diese Zeit geschah es auch, daß glänzend wie die Sonne und leuchtend wie der Mond die behagliche Tante und die schöne Nichte anlangten, um der Mittagstafel zu nicht geringer Zierde zu dienen. Die Tante hatte wirklich etwas Sonnenhaftes in der strahlenden Gutmütigkeit ihres runden Antlitzes, und man sah nie Schatten auf ihren Zügen, außer wenn die Nichte, wie es zuweilen geschah, ihrer Mutter erwähnte. Dies fiel mir schon am ersten Tage auf, als die Nichte aus einem Briefe heraus, den sie las, sagte: „Vielleicht kommt Mama auch noch auf ein paar Tage.“ Wie durch einen Zauberschlag wurden die fast ewig lächelnden Züge der guten Frau in Erstarrung versetzt, und mit weitgeöffneten Augen blickte sie angstvoll auf das weiterlesende Mädchen hin. Es war ordentlich hübsch zu sehen, wie sich diese seltsame Spannung legte und alsbald der gewohnte Sonnenschein zurückkehrte, als die Nichte endlich sagte: „Sie hat sich's überlegt und meint, sie könne doch nicht abkommen.“ Ein langer Seufzer

der Erleichterung, und die guten Augen lachten schon wieder.

Am nächsten Tage war auch Herr Omnia da und erfreute die lauschende Gesellschaft durch einen längeren Vortrag über die einstige Vergletscherung des Zackenthales, nebst sinnreichen Bemerkungen über Gletscher überhaupt und Gletscherschliffe im besonderen. Als er dann in die Tasche griff, erwartete ich schon, er würde irgend einen gekritzten Felsblock zur Probe herausziehen, allein dieser verteufelte Mensch brachte unsere Photographieen zum Vorschein, die er vermittelst eines verborgenen Taschenapparates in Adersbach und Weckelsdorf heimlich aufgenommen hatte. Durch eine Lupe betrachtet, erschienen die kleinen Bilderchen sehr wohl getroffen, nur das meinige war jammervoll und zeigte ein geradezu blödsinniges Lächeln, ein Umstand, der die Damen sehr erheiterte und Herrn Omnia ganz besonders zu erfreuen schien, indem er mit großer Hartnäckigkeit schwor, so etwas von Aehnlichkeit sei ihm noch nie vorgekommen. Ueberhaupt standen wir uns nicht zum besten miteinander, und nur die Gegenwart von Nichte und Tante verhinderte, daß es zu stärkeren Reibungen unter uns kam. Im übrigen suchten wir uns aus dem Wege zu gehen, allein da uns beide in gleicher Weise das schöne Mädchen anzog, wurden wir doch täglich sehr oft zusammengeführt. Herr Omnia hatte eine unangenehme Art, mich in jeder Hinsicht zu übertrumpfen, und scheute dazu keine Mühe, wußte auch seine Verdienste dabei ins gehörige Licht zu setzen.

Als ich eines Abends den Damen zwei Sträuße wohlriechender Orchideen von einer zarten Fliederfarbe überreicht hatte, trat er am nächsten Vormittage schon ziemlich früh mit zwei schönen Büscheln jener Anemone an, die eine Hochgebirgspflanze ist und auf dem Harze Brockenblume, auf dem Riesengebirge aber wegen ihrer zottigen Früchte Teufelsbart genannt wird.

„Mit einem schönen Gruß vom Eisbären," sagte er, als er die beiden Sträuße überreichte. „Was," fragte die Nichte verwundert, „dort waren Sie heute schon?" Den „Eisbären" nannten wir wegen seiner sonderbaren Form einen Fleck alten Winterschnees oberhalb der alten schlesischen Baude, der, allmählich kleiner werdend, zu uns ins Thal hinabschimmerte.

„Um vier Uhr früh brach ich auf," sagte Herr Omnia, „und in fünf Stunden war die Sache gemacht. Ich dachte den Damen etwas Besonderes zu bringen, und nicht Blumen, die hier überall in den bequemen Wiesenthälern wachsen."

Mit dieser letzten Wendung zielte das Scheusal auf mich. Die schöne Nichte betrachtete liebevoll die schönen Blumen, ordnete mit rosigen Fingern an dem Strauße und vertiefte das feine Näschen in den weißen Blütenschimmer.

„Anemone alpina", säuselte Herr Omnia mit honigsüßer Stimme.

Mich plagte ein böser Geist, so daß ich plötzlich herausfuhr: „Teufelsbart, nennt man diese Blumen hier zu Lande, sie duften nicht und sind giftig."

Sie sah mich ganz erschrocken an, und selbst

die Tante blickte vorwurfsvoll auf mich hin. „Ein häßlicher Name für so schöne Blumen,“ sagte die Nichte, „Anemone alpina aber klingt wie Musik.“

Was sollte ich nun machen, ich war wieder gänzlich aus dem Felde geschlagen. Der lange, dürre Omnia war ein gewaltiger Bergsteiger und Meilenfresser, ich aber war wie Hamlet ein wenig fett und kurz von Atem und sah mir die Berge am liebsten von unten an. Sonst hätte ich wohl gewußt, was zu thun war. Bei den Schneegruben, die in vier Stunden zu erreichen waren, wuchs das berühmte Blümchen „Hab mich lieb“ oder „Primula minima“, und in einem scharfen Tagesmarsche konnte ich seiner habhaft werden. Jedoch bei der herrschenden Julihitze hätte ich mich bei dieser Hochgebirgsfahrt, glaube ich, in Atome aufgelöst und zog es deshalb vor, diesen Kampf beizeiten aufzugeben.

Im Laufe der Zeit gestaltete sich mein Verhältnis zu Herrn Omnia immer unleidlicher. Dieser war auf den taktischen Kunstgriff verfallen, meine Anwesenheit gänzlich zu ignorieren und alles, was ich sagte, als eine gleichgültige Erschütterung der Luft gar nicht zu beachten. Er hielt seine gewohnten langen, gedrechselten Reden, und gelang es mir, in einer Zwischenpause irgend eine, wie ich meinte, treffende Bemerkung einzufügen, so unterbrach er mich mit seiner schnarrenden Stimme, als wäre es das gleichgültige Gackern eines Huhnes, das er soeben vernommen, und fuhr ganz unbeirrt in seinen Erläuterungen fort.

Ich ertappte mich jetzt zuweilen auf dem inhumanen und eines wohlerzogenen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft gänzlich unwürdigen Gedanken, welch einen unsäglichen Genuß es mir bereiten würde, den Herrn Omnia mitten in einer seiner langweiligen und selbstbewußten Reden beim Genick zu ergreifen und mit der Nase auf den Tisch zu stauchen. Dieser Gedanke war gemein, aber er schwellte meine Seele mit Wollust und spannte meine Muskeln zur Kraft eines Berserkers. Das Beleidigende und Aufreizende in den Reden des Herrn Omnia bestand nämlich hauptsächlich darin, daß er mit seiner oberflächlichen, aus Zeitungen herausgelesenen Halbbildung jeglichen zu belehren trachtete und dabei nicht die geringste Rücksicht nahm, wen er vor sich hatte. Ein riesiges Gedächtnis befähigte diesen Schwätzer nämlich, soeben gelesene Dinge fast wörtlich zu wiederholen und seine Zuhörer mit halbverdauten vor kurzem erst erworbenen Kenntnissen aus dem Kropfe zu füttern. Da ihm alles andere gleichgültig war, wenn er nur reden konnte, so richtete er sich an irgend einen Beliebigen, belehrte Philologen über Sprachwissenschaft, Mediziner über die Anfangsgründe ihrer Kunst, Afrikareisende über die Gewohnheiten der Neger und gab Redakteuren Anleitung, wie man eine Zeitung mit der Schere herstellt. Als er einem sehr behaglichen und netten Buchdruckereibesitzer, der neben mir saß, einmal ohne Gnade das ganze Verfahren des Setzens, Korrigierens und Druckens weitläufig beschrieben hatte,

ohne Zwischenreden und Einwände zu beachten und ohne sich darum zu bekümmern, daß dieser in seiner Not und um sich zu retten mit mir ein Gespräch über die künstliche Hühnerzucht anfing, da zeigte dieser gute alte Mann mir, nachdem Omnia endlich von ihm abgelassen und begonnen hatte, einen Gutsbesitzer aus der Magdeburger Gegend über den Rübenbau und die Zuckerfabrikation zu belehren, da zeigte mir diese Seele von einem Buchdruckereibesitzer ein Messer unter dem Tische, seine Züge verzerrten sich, und er gab mir pantomimisch zu verstehen, daß Herrn Omnia den Hals abzuschneiden zur Zeit das einzige sei, was seiner gequälten Seele Befriedigung zu bringen vermöchte. Also beleidigend wirkte die Manier dieses Schwätzers auf die meisten Tischgenossen, und nur Tante und Nichte schienen stets in Bewunderung versunken; auf diese beiden guten und sanften Kaninchen wirkte er sichtlich mit dem Zauber der Schlange.



IV.

Eines Abends beschloß ich, am nächsten Tage eine kleine Gebirgsfahrt über die neue und alte schlesische Baude zu machen, eine nicht zu anstrengende Tagestour. Ich erzählte davon, und als Omnia dies hörte, sah ich, wie er mit den Augen klappte. In der Frühe machte ich mich auf und hielt meine erste

Einkehr im Wirtshause zum Zackelfall. Ich saß dort in dem kühlen Gastzimmer und führte mit dem Wirt das Gespräch über seinen riesengroßen, ausgestopften Auerhahn in dem viel zu kleinen Glaskasten, ein Gespräch, das der brave Wirt schon neuntausend-neunhundertneunundneunzigmal mit neuntausendneun-hundertneunundneunzig Riesengebirgsbesuchern geführt hatte und das immer etwa so lautet:

„Sieh da, ein schöner Auerhahn!"

„O ja."

„Haben Sie den selbst geschossen?"

„O ja."

„Hier gibt's wohl noch viele Auerhähne?"

„O ja."

„Der Glaskasten ist aber ein bißchen klein!"

„O ja."

„Ein hohes Vergnügen, die Auerhahnjagd?"

„O ja."

Da ich nun also gerade der zehntausendste war, der dies denkwürdige Gespräch führte, so feierte ich dies Jubiläum durch ein Extraglas Ungarwein und wanderte weiter. Der Weg zur neuen schlesischen Baude ist nun nicht gerade allzu steil, aber für einen etwas völlig angelegten Menschen ganz genügend, um seine Dampfspannung zum Ueberdruck zu bringen. Windig gebaute Leute von 140 Pfund und weniger mögen solche Berge hinauftänzeln wie die Zicklein, dies sollte ihnen aber wohl vergehen, müßten sie wie ich außerdem noch 70 Pfund Menschenschmalz mit sich schleppen. Ich möchte wohl sehen, wie bürgermeister-

haft sie sich dann bewegen würden, denn Fett gibt Würde.

Als ich nun so stetig und unverdrossen den Weg zwischen die Beine nahm und reichliche Destillationsprodukte von meinen Augenbrauen und dem Rande meines Hutes tröpfeln ließ, kam mir ein braver Berliner entgegen, der von Schmiedeberg aus den Weg über die Koppe und den Kamm gemacht hatte, aber kaum einmal auf der ganzen Strecke aus dem Nebel herausgekommen war und somit fast gar nichts gesehen hatte. Um sich nun mit der Natur in Einklang zu bringen, hatte er die vielen Wirtshausgelegenheiten fleißig benutzt und auch seinen inneren Menschen stetig in Nebel gehüllt. Er war infolgedessen in einer mißvergnügten, aber mitteilsamen Stimmung.

„Wat nützt mir det janze Jebirge," sagte er, „wenn sie keine Wolkenschieber bei anstellen und man immer rumdusselt, wie Lessing sagt: ‚Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.' Oder war et Schiller? Na, mir is et schnuppe. Wenn ick in Berlin bei Nebel meinen Freund Lehmann fünf Treppen hoch in de Kochstraße besuche und kieke da aus't Fenster, da hab' ick janz detselbe. Und denn det ewige nutzlose Klettern. Wenn man denkt, man is ruff, muß man wieder runn, und denn wieder ruff!

‚Da fragt man sich doch allemal,
Warum die Welt so unejal?'

wie Scheffel sagt oder Wilhelm Busch oder sonst eener von die Brüder. Die janzen Berge sind 'n

Unsinn. Nee, da lobe ick mir Berlin. Allens jlatt und sauber mit Asphalt und Koppsteene. Und wenn da mal 'n Berg is, is et 'n jemütlicher Berg. Kennen Sie 'n Pfefferberg?*) Wat? Oder 'n Schinderberg?*) Wat? Da liegt doch wat drin. Wat? — Na, verjnügten Nebel," schloß er dann und duselte weiter den Berg hinab, um wahrscheinlich nach kurzer Zeit mit dem Wirt am Zackelfall das zehntausend und erste Gespräch über den Auerhahn zu führen.

Als ich die neue schlesische Baude erreichte, schien es mir, daß ich mehr Glück haben würde, als dieser Berliner, denn die Luft war ziemlich klar, und nur über die Ferne ein leichter Dunst gebreitet. Ich bestellte mir dort den gebräuchlichen Eierkuchen, während zwei Megären im Nebenzimmer die Harfe schlugen und auf einer Guitarre trommelten, und ein männliches Wesen mit dem Aeußeren eines Gewohnheitstagediebes die Zither dazu wimmern ließ, so daß die Göttin der Musik weinend ihr Haupt verhüllt hätte, wäre sie zugegen gewesen. Aber dazu war sie viel zu klug — sie befand sich zur Zeit in Pegli am Ufer des Mittelmeeres und gab meinem Freunde August Bungert herrliche Melodien ein.

Nach genügender Stärkung machte ich mich wieder auf, um den kleinen, schon vorhin erwähnten Seitenabstecher nach dem Pferdekopfe zu machen und das ungeheure Schreiberhau in seiner ganzen Ausdehnung

---

*) Zwei bekannte Restaurationslokale in Berlin, die ihre Namen tragen von der winzigen Erhöhung, auf der sie liegen.

zu genießen. Die Aussicht war ziemlich verschleiert; aus dem weißlichen Grün der Thäler schimmerten die Häuser wie verschwommene Punkte hervor, der Hochstein war in Dunst gehüllt und das ferne Hirschberger Thal ein unkenntlicher Dämmer. Um den Gipfel des Reifträgers hatten sich Wolken gelagert. Auf dem Rückmarsche nach dem eigentlichen Kammwege verfiel ich einem Irrtume, dessen Opfer wohl schon mancher gewesen ist. Man konnte so eine beträchtliche Ecke abschneiden, wenn man quer über das wiesenartige, mit einzelnen Steinblöcken und Gruppen von Krummholzkiefern bedeckte Land ging. Zuerst machte es sich auch ganz gut, aber bald ward der Boden sumpfiger, zwischen den einzelnen mit Krummholz bewachsenen Kufen stand das Wasser und leises Quellgeriesel tönte überall. Ringsherum machten sich die Wasserpieper vernehmlich, jene angenehmen Singvögel, die erst von der Region des Krummholzes ab die Gebirge bewohnen. Es klang, als machten sie sich über mich lustig.

Plötzlich war die Sonne fort, und leise und geisterhaft schwebte ein sanfter Nebel herbei, im Nu die Welt in Schleier hüllend. Ich machte, daß ich zurückkam auf den ebenen, kenntlichen Weg. Als ich die eigentliche Kammstraße wieder erreicht hatte, zauderte ich, ob ich weiter gehen sollte. Rings war alles in Nebel getaucht und keine Ferne mehr kenntlich. Ganz in der Nähe lag die soeben verlassene Baude; fröhliches Getöse, Gläserklingen und Harfengesumme klang von dort her. Sollte ich in diese

unbekannte Nebelwelt hineintauchen, wo ich doch nichts vom Gebirge sah und mich zudem gar leicht verirren konnte? Aber der Weg streckte sich so sauber, vertrauenerweckend und kenntlich vor mir her, und kurz entschlossen schritt ich vorwärts. Es lag ein eigner geheimnisvoller Reiz über dieser Wanderung. Ringsum der stille Nebel zwischen dem niederen Krummholz, und nur einige Vogelstimmen oder zuweilen ein sanftes Rieseln und Plätschern fließenden Wassers waren vernehmlich. Dann wurden in der Ferne Stimmen laut und tönten näher und näher. Blasse Gestalten, scheinbar riesengroß, tauchten in dem Nebel auf, kamen näher, verkleinerten sich zu gewöhnlicher Menschengröße, nahmen bestimmte Umrisse, Formen und Farben an, und unter Leitung eines hochbepackten Führers zog mit lustigen Scherzen und galgenhumoristischen Bemerkungen über den Nebel eine Wandergesellschaft an mir vorüber. Ich blickte mich um, sah die Leute wieder im Nebel verschwimmen und lauschte im Weiterschreiten auf die allmählich verhallenden Stimmen, bis es wieder ganz still war. Ich hörte nun keinen Vogel mehr und kein Wassergeriesel, nur das Geräusch meiner eigenen Schritte und das leise Rauschen meiner Bekleidung. So ging ich eine lange Strecke in scheinbar unendlicher Einsamkeit, bis ich plötzlich mit einem Schreck zusammenfuhr, der mir gleich hinterher komisch erschien. Mitten im dicksten Nebel setzte plötzlich eine Drehorgel ein und verpestete das heilige Schweigen der Natur mit dem Schunkelwalzer. Ich war heute mild gestimmt

durch die neblige Einsamkeit, und als ich dem emsig kurbelnden Greise nahekam, opferte ich ihm mehr als gewöhnlich. Noch lange verfolgte mich, allmählich in der Ferne ersterbend, die reichlich bemessene Anzahl von Tönen, die mir der gewissenhafte Orgeldreher als Gegengabe schuldig zu sein glaubte. Dann wieder Einsamkeit, Nebel und Schweigen. Manchmal fanden meine Schritte stärkeren Wiederhall. Dann tauchten in der weißlichen Dunstflut ragende Schatten auf, deren Formen allmählich bestimmter wurden und sich als seltsam zerklüftete, übereinander getürmte Felsblöcke darstellten. Sie warfen den Schall meiner Schritte mit metallischem Klange zurück und versanken dann wieder hinter mir in Dunst. So war ich lange gewandert, ohne jemandem zu begegnen, darum begrüßte ich mit Freuden den Schritt eines mir entgegenkommenden Wanderers, den ich nach dem Wege befragen konnte. „Immer geradeaus," war die Antwort, „nachher geht's links ab." Die Sache schien ja sehr einfach zu sein, und ich wanderte sorglos weiter, ohne allzuviel auf den Weg Achtung zu geben.

Ich mochte wohl schon seit zwei Stunden die neue schlesische Baude verlassen haben, da schien es mir, als ob der Weg zu meinen Füßen minder kenntlich sei als vorher, und als ich noch eine Strecke weitergeschritten war, konnte ich einen eigentlichen Pfad nicht mehr mit Bestimmtheit erkennen. Sollte ich von der Hauptstraße, ohne es zu merken, abgekommen sein? Ich folgte einer Richtung, die mir am meisten begangen zu sein schien, allein bald geriet

ich in wüstes Steingeröll, und der Boden senkte sich sehr merklich. Mir schien es nun das sicherste, auf den alten, gut kenntlichen Weg zurückzukehren und dort mein Heil zu versuchen. Aber ich fand ihn nicht wieder und geriet anstatt dessen in ein Dickicht von Krummholzkiefern, das undurchdringlich war; nur ein schmaler Gang zog sich pfadartig dadurch hin. Diesem folgte ich und geriet in quelliges Terrain; bald schimmerte blankes Wasser in kleinen Lachen vor meinen Füßen. Ich mußte wieder zurück, hatte mittlerweile die Richtung ganz und gar verloren und suchte planlos nach einem Ausweg aus dieser Wüste von Krummholzkiefern, quelligem Boden, Sumpf und Steingeröll. So ging es nicht weiter. Ich erhob meine Stimme zu lautem Rufe, in der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten.

Wie dünn erklang mein Schrei in dem weiten Nebelmeer; er schien auf der Stelle darin zu versinken, und es kam keine Antwort. Fast zwei Stunden hatte ich nun schon nach dem Wege gesucht und nichts erreicht, ich war müde und hungrig, denn fünf und eine halbe Stunde war ich bereits gegangen, außer einem Eierkuchen hatte ich noch nichts Wesentliches an dem Tage genossen, und die Mittagszeit war längst vorüber. Unwillkürlich kamen mir einige Verse aus dem Gedichte eines Freundes in die Erinnerung, die also lauten:

„Was thut in solchem Fall ein Mann?
Er brennt sich eine Pfeife an,
Daß tröstlich ziehn um seine Nase
Die bläulichen Verbrennungsgase.“

Eine Pfeife hatte ich zwar nicht, wohl aber eine Zigarre. Ich setzte mich auf einen Stein, um eine Weile zu ruhen, und blies gedankenvoll bläuliche Wolken von mir, die alsbald in dem Meere des Nebels verschwammen. Nachdem ich unter Grübeln über meine verdrießliche Lage die Zigarre ausgeraucht hatte, blieb mir weiter nichts übrig, als aufs neue nach dem Wege zu suchen. Endlich mußte ich ihn doch finden, und dann wollte ich besser auf ihn achtgeben. Es gelang mir jetzt wenigstens, auf dem Trocknen zu bleiben und etwas zu entdecken, das einem Wege ähnlich sah, doch kam ich nur langsam vorwärts, weil ich immer auf der Hut sein mußte. Nach einer weiteren Stunde, als ich gerade auf einer weichen Moosdecke dahinschritt und mein Geist mit der Vorstellung eines üppigen Beefsteaks erfüllt war, geziert mit krausen Zwiebellöckchen, während ich zugleich den löblichen Vorsatz in mir ausreifen ließ, in der ersten Baude, die ich träfe, drei Glas Bier hintereinander hinabzugießen, um diesen Berserkerdurst einigermaßen zu dämpfen, da wehte plötzlich ein leiser Luftzug deutlich den Duft von etwas Gebratenem zu mir her. Ich hielt dies zuerst für eine Halluzination der aufgeregten Sinne, gewissermaßen für eine Fata Morgana der Nase, bestimmt, den hungrigen Wanderer in dieser Nebelwüste grausam zu täuschen, allein als ich stehen blieb und eifrig windete, merkte ich bald, es konnte keine Täuschung sein.

„Hallo!“ rief ich in den Nebel hinaus.

„Hallo, hier!“ antwortete eine bekannte Stimme

ganz in der Nähe, und als ich hinzuschritt, erblickte ich Herrn Omnia, der höchst komfortabel im Schutze eines Felsens auf seinem Feldstuhle saß und zwischen den Steinen auf seinem Spiritusschnellkocher etwas schmorte, das den schönsten Duft verbreitete. Ich schätzte diesen Herrn ja sonst nicht sehr hoch, allein in diesem Augenblicke war er mir ein lieblicher Anblick, zumal ich allerlei angenehme Eßwaren, Blechbüchsen mit konserviertem Braten und dergleichen vor ihm aufgebaut sah. Auch eine vierkantige Glasflache mit einer rotbraunen Flüssigkeit fiel mir wohlthätig auf, denn ich hegte den entzückenden Verdacht, daß sie mit Portwein gefüllt sei. Ein Täßchen Bouillon aus Fleischextrakt, gewürzt mit Suppenkrautelixier, dampfte schon neben Herrn Omnia, und von Zeit zu Zeit schlürfte er behaglich davon. So saß er mitten im Nebel und in der Wildnis, umgeben von allen Schätzen des Delikatessenladens, und pflegte sich.

„Ich habe mich verlaufen,“ sagte ich, „und sehne mich sehr nach einem Wirtshaus, denn Hunger und Durst sind groß. Können Sie mir vielleicht den Weg oder die Richtung angeben zur alten schlesischen Baude?“

„Ich weiß ebenfalls nicht, wo ich mich befinde,“ sagte Omnia, „obwohl ich von der alten schlesischen Baude herkomme, um den umgekehrten Weg zu machen wie Sie. Im Nebel hat sich schon mancher verirrt. Ich könnte Ihnen viele Beispiele davon erzählen. Jedoch will ich es heute unterlassen. Ich kann aber

nicht umhin, Sie aufmerksam zu machen, wie übel Sie daran thaten, sich nicht mit einigem Mundvorrat zu versehen. Ich begebe mich nie auf eine Fußtour, ohne auf alle Fälle gerüstet zu sein. Denn erstens kann es so gehen wie heute, zweitens sind die Wirtshäuser oft miserabel, drittens ist man unabhängig, und viertens weiß man, was man hat."

Der Braten, köstlicher Rehrücken, war jetzt warm, Herr Omnia trank seine Bouillon aus, nahm das Fleisch von der Flamme und setzte eine zweite Dose mit konservierten Champignons aufs Feuer, nachdem er reichlich Butter hinzugethan hatte. Sodann, um den Appetit zu reizen, nahm er aus einer verschraubbaren Büchse zwei Oelsardinen und verzehrte sie behaglich; „Philippe & Canaud," sagte er dabei, „die beste Marke!"

Wahrhaftig, diesem verhärteten Scheusal fiel es nicht im Traume ein, mich einzuladen, und doch sah ich noch zwei geschlossene Blechbüchsen dastehen. Auf der einen stand Beefsteak, auf der andern Hasenbraten.

Omnia verzehrte seinen Rehrücken, rührte zwischendurch in den schmorenden Champignons und trank ein Schlückchen Portwein, es war herzbrechend anzusehen. Wahrhaftig, nun verstand ich Esau und seinen dummen Handel mit dem Linsengericht. Ich war auch ein Erstgeborener, und wie gern hätte ich alle damit verbundenen Rechte heute für eine Portion Beefsteak verkauft! Aber leider war meine Erstgeburt nicht mehr wert als eine abgestempelte Groschenmarke.

„Dergleichen versteht man jetzt merkwürdig," sagte Herr Omnia, „dieser Rehbraten ist fast wie frischer."

Ich faßte mir ein Herz. „Herr Omnia," sagte ich, „würden Sie sich bereitfinden lassen, mir gegen entsprechende Vergütung einiges von Ihren Vorräten abzulassen?"

„Ich treibe keinen Handel," sagte dieser und machte sich über die lecker duftenden Champignons her. Es bereitete ihm sichtbar ein teufliches Vergnügen, mich, den er haßte und auf den er wahrscheinlich auch eifersüchtig war, auf diese Weise zu elenden. Ich fühlte etwas von der Wut eines Werwolfes in mir aufsteigen, und kurz entschlossen wendete ich mich und rannte ziellos in den Nebel hinaus, ohne viel auf den Weg zu achten.

„Ha," dachte ich, „wenn ich ein Tyrann wäre mit despotischer Macht, dann wüßte ich, was ich thäte. Ein Schloß wollte ich bauen in der schönsten Gegend des Landes, ausgerüstet mit allen Bequemlichkeiten, mit herrlichen Kunstschätzen, schwellenden Polstern, himmlischen Betten, Springbrunnen von Rosenwasser und durchflutet von allen Wohlgerüchen Arabiens. Ueberall sanfte verborgene Musik, tanzende schöne Mädchen in leichten Flor gehüllt, schnäbelnde Tauben und singende Nachtigallen. In dieses Schloß würde ich Herrn Omnia setzen, wohlbewacht, daß er nicht entrinnen könnte, jedoch zu essen und zu trinken bekäme er weiter nichts als Gurkensalat und Weißbier. Ausschließlich morgens, mittags, abends, und des

Sonntags zur Abwechslung vielleicht manchmal etwas Honigkuchen und Pflaumenkompot."

Trotzdem ich in solche scheusälige Gedanken ganz vertieft war, bemerkte ich doch, daß ich plötzlich wieder einen ganz ordentlichen Weg unter den Füßen hatte; und kaum war mir das klar geworden, als der Nebel vor mir dünner wurde, gleich als würde er von der Luft eingesogen, und mit einemmal lagen wie ein Land seliger Verheißung sonnbeglänzte Thäler und waldige Abhänge vor mir. Ich stand ganz nahe an der ziemlich steil abfallenden Almwiese, an deren unterem Ende die alte schlesische Baude gelegen ist, und dort lief ja auch der neuangelegte Zickzackweg, der zu ihr hinführte. Mut und Feuer kamen wieder über mich, und mit schnellen Schritten stieg ich eilfertig hinab, um alsbald bei Rührei mit Schinken und einer bauchigen Flasche vortrefflichen Ungarweins die ausgestandenen Strapazen zu vergessen. Ein Blick, den ich vorher noch zur Höhe sendete, zeigte mir, daß noch immer der ganze Gebirgskamm in ein brauendes Geschiebe dichter Wolken gehüllt war und sich wohl nur durch einen glücklichen Zufall diese Lücke für mich geöffnet hatte.

Ueber die Kuckucksteine kam ich nachher in anderthalbstündiger Wanderung noch vor Eintritt der Dunkelheit in Schreiberhau wieder an. Tante und Nichte saßen im Hotelgarten, und Entsetzen zeigten ihre Züge, als sie erfuhren, daß ich Herrn Omnia im Nebel dort zurückgelassen hatte. Die Gründe, weshalb ich, Hunger im Magen und Groll im Herzen,

von ihm geflohen war, erschienen jetzt so lächerlich für mich, denn in der Erzählung wirkt dergleichen gewöhnlich ausschließlich komisch, daß ich sie gar nicht mitteilen mochte. In den Augen der beiden Damen stand ich darum nun da als ein kalter, grausamer Egoist. Die Nichte sah mich feindselig an, und die Tante fand mein Benehmen in dieser Angelegenheit mindestens nicht schön. Es ward mir nicht geglaubt, als ich sagte, daß Herrn Omnia gar nichts an meiner Teilnahme gelegen gewesen sei und ich mich ihm doch nicht hätte aufdringen können, und als ich dann schilderte, wie höchst behaglich und üppig er dort zu Mittag gespeist habe, erregte das nur Bewunderung für diesen Herrn und die unerschöpflichen Hilfsmittel, die ihm in seiner unvergleichlichen Reiseausrüstung zu Gebote standen, mir aber brachte es nicht den geringsten Nutzen, und es kam mir fast vor, als ob meine Rolle bei diesen beiden guten Leuten jetzt ausgespielt sei. So hatte mich dieser elende Schwätzer und Egoist außer seiner schlechten Behandlung auch noch anderweitig zu Schaden gebracht, und eine teuflische Freude würde es ihm gewährt haben, wenn er das gewußt hätte.

Am andern Tage war Herr Omnia ganz frisch und munter wieder da. Er hatte, wenn auch einige Stunden später als ich, ebenfalls den Ausweg aus dem Nebel gefunden, und da sich schon der Tag neigte, war er in die alte schlesische Baude zurückgekehrt und hatte dort die Nacht zugebracht. Er übersah sofort die günstige Lage, in die ihn dies

Erlebnis gebracht hatte, und benutzte die Zeit, so gut er konnte, indem er noch am selben Tage um die Hand der Nichte, die eine Erbin war, anhielt. Augenblicklich wartete man scheinbar in ziemlich ängstlicher Stimmung auf die Entscheidung der Mutter, der sofort die ganze Angelegenheit brieflich mitgeteilt worden war. Dies erfuhr ich am folgenden Tage von einem andern Tischgast, den man in die Sache eingeweiht hatte. Schreiberhau war plötzlich ohne Reiz für mich. Ich packte meine Sachen, nahm mir einen Wagen und fuhr über die Grenzen nach Böhmen, um dort den Rest meines Urlaubes zu verbringen und meinen Gram mit Backhühnern und rotem Ofener zu bekämpfen.



V.

Ich hatte Herrn Omnia schon fast vergessen, wenigstens lange Zeit nicht an ihn gedacht, als mir etwa nach fünf Jahren meine Wirtin eine Karte überreichte, die ein Versicherungsagent, der mich einzufangen gedachte, zurückgelassen hatte. Der Name dieses Agenten war Adalbert Schermäusel, und man wird sich erinnern, daß dies der eigentliche Name des Herrn Omnia war. Mein Groll war unterdessen verflogen, und mich plagte die Neugier ganz außerordentlich, zu sehen, was aus ihm geworden und wie es mit seiner Heirat ausgeschlagen sei, und ich be-

schloß, ehe er seinen Besuch wiederholen konnte, ihn in seiner Häuslichkeit aufzusuchen, denn seine Adresse war auf der Karte angegeben. Er wohnte in einer der neuen Straßen in der Nähe des zoologischen Gartens.

Als ich mit der Pferdebahn dort hinfuhr, saß mir gegenüber eine alte Dame, die sofort anfing, einen geradezu dämonischen Reiz auf mich auszuüben. Niemals in meinem Leben hatte ich den Ausdruck des absolut Bösen in einem Gesichte so ausgesprochen gefunden. Zwei harte, braungelbe Augen schauten unruhig aus tiefliegenden Höhlen hervor wie spähende Wölfe, und um den schlaffen, etwas großen Mund zuckte es fortwährend wie von unterdrückter Tollwut. Sie saß da, als erwarte sie von allen Seiten Angriff und Beleidigung und sei bereit, diese aus ihrem reichen Vorrat von Gift mit Zinsen zurückzugeben. Wenn die Augen ein Spiegel der Seele sind, so sagten diese Augen, daß in dieser Seele keine Gnade wohne, und wenn in den Adern dieses Weibes nicht Rattengift floß, so ahne ich nicht, was es sonst hätte sein können. Ich wußte nun mit einemmal haarscharf und ganz genau, wie des Teufels Großmutter aussieht, wenn sie auf Erden kleine Besorgungen zu machen hat.

Es stieg ein Ehepaar aus dem Handwerkerstande ein mit einem kleinen hübschen Mädchen von etwa drei Jahren. Das Kind und die bescheiden und nett aussehende Frau kamen neben der Dame zu sitzen, der Mann ihnen gegenüber. Alsbald musterte das

furchtbare Weib das niedliche kleine Mädchen von der Seite mit einem wahren Menschenfresserblick, als dächte sie darüber nach, mit welcher Sauce es wohl am besten zu verzehren wäre, und als das Geschöpfchen nach Kinderart schüchtern und neugierig zu seiner Nachbarin emporsah, erschrak es so über diesen Blick, daß es sich ängstlich an seine Mutter schmiegte. Dabei kamen aber seine Füßchen mit dem Kleide der alten Dame in Berührung, und nun hätte man sehen müssen, mit welch einer Gebärde wütenden Abscheues diese die Falten des Kleides zusammenraffte, um es vor dieser Berührung zu retten. Alsbald sagte sie mit einer widrigen, durchdringenden Stimme, ohne jemand dabei anzusehen: „Wenn unerzogene Kinder mit schmutzigen Füßen in die Pferdebahn mitgenommen werden, so hat die Person, die sie zu beaufsichtigen hat, darauf zu achten, daß solche Geschöpfe nicht absichtlich ihre unreinlichen Stiefeln an den teuren Kleidern anderer Leute abwischen."

Wie sie das Wort „Person" aussprach, war wirklich hörenswert. In dem Munde dieser Frau ward das Wort zu einem Gefäß, bis zum Rande gefüllt mit Gift und tödlicher Beleidigung. Die arme kleine Frau ward ganz bleich vor Schreck, zog ihr Kind an sich, nahm es auf den Schoß und umschlang es schützend mit den Armen. Nebenbei waren seine kleinen unschuldigen Stiefelchen so blank und so rein wie poliertes Ebenholz. Der Mann ward ebenfalls zuerst bleich, dann aber dunkelrot, schnappte ein wenig nach Luft und blickte zornig auf die alte Dame hin,

die in stiller Bosheit vor sich hinstierte. Dann kam es zum Ausbruch. „Wie können Sie sich unterstehen, hier von Person zu reden?!“ sagte er mit einer Stimme, die vor Zorn bebte. „Wenn Sie nicht eine alte, kümmerliche Frau wären, dann würde ich Sie anders antworten. Verstehn Sie mir?“

Damit hielt er eine schöne, breite, ausgearbeitete Grobschmiedsfaust empor und bewegte sie in bezeichnender Weise hin und her.

„Kondukteur! Kondukteur!“ schrie jetzt die alte Dame mit kreischender Stimme, „setzen Sie diesen Mann aus dem Wagen, er droht mir mit Schlägen. Ich bin eine unbeschützte Frau und wehrlos gegen solche Roheit!“

Der Schaffner, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, zuckte mit den Achseln.

„Ich kenne Ihren Direktor!“ kreischte die Alte. „Sie werden nicht lange mehr Kondukteur sein. Ihre Nummer habe ich mir schon gemerkt. Betrunkene Leute haben Sie aus dem Wagen zu setzen!“ Der brave Handwerker war kaum noch zu halten, obwohl ihm seine Frau in die Arme fiel. Doch zum Glück kam jetzt der Wagen an eine Haltestelle, wo die wütige Dame aussteigen mußte, was unter Segenswünschen der übrigen Insassen des Wagens geschah, die ich hier nicht wiederholen will, denn aus Albertis Komplimentierbuch waren sie nicht entnommen. Ich mußte hier ebenfalls den Wagen verlassen und sah die Alte vor sich hin schnaubend wie eine Dampf abblasende Lokomotive auf einen Materialwarenladen

zusteuern, dessen Inhaber gerade behaglich in der Thüre stand und die Hände umeinander reibend ins Wetter guckte. Es war merkwürdig zu sehen, wie er blaß wurde und seine Hände an ihm herabsanken, als er die alte Dame zu Gesicht bekam und inne ward, daß sie seinen Laden mit ihrer Gegenwart beehren wollte. Herr Theophil Birkenstock, denn so hieß dieser Mann nach seinem Schilde, schien auch schon seine Erfahrungen gemacht zu haben.

Ich traf Herrn Adalbert Schermäusel, der ein paar Häuser von dieser Haltestelle wohnte, zu Hause und er war sichtlich erfreut, mich wiederzusehen, wahrscheinlich aber nur, weil er mich als leichtes Opfer für seine Ueberredungskünste betrachtete, der Lebensversicherungsgesellschaft beizutreten, deren Agent er war. Denn alsbald begann er mit großer Zungengeläufigkeit, mir die ungeheuren Vorteile auseinanderzusetzen, die diese Gesellschaft gewähre. Ein Punkt, auf den er immer wieder zurückkam und den er als eine glanzvolle Neuerung und als einen Vorteil pries, den keine andere Gesellschaft biete, war der, daß es mir, wenn ich einige wenige Jahre die Prämie bezahlt habe, freistehe, mich auf jede mir beliebige Art umzubringen, ohne daß dies ein Grund sei, meinen Erben die bedungene Versicherungssumme vorzuenthalten. „Sie sind doch verheiratet?“ fragte er dann. — „Nein,“ sagte ich, „aber Sie doch wohl?“ — „Nun ja, Sie wissen ja,“ erwiderte er dann, und ein leichter Schatten flog über seine Züge. — „Wie geht es Ihrer werten Frau?“ fragte ich. — „Gut, gut,“ war die

etwas abwehrende Antwort, „sie ist augenblicklich bei ihrer Tante, die Sie ja auch kennen, und ihre Mutter, die bei uns lebt, hat die Güte, mir so lange die Wirtschaft zu führen.“

Ich hörte jetzt draußen einen Schlüssel in der Korridorthüre drehen und sah, wie Schermäusel erblaßte. Gleich darauf öffnete sich seine Thür und zu meinem tödlichen Schrecken trat mein Gegenüber aus dem Pferdebahnwagen ein, schnaubend vor Wut.

„Bei Birkenstock wird nie wieder etwas gekauft,“ schrie die alte Dame, „er wurde unverschämt gegen mich, als ich seine Butter probierte und ihm auf den Kopf zusagte, es sei alles Margarine. Die Kaufleute sind alle Betrüger. Wer ist der Herr?“

Schermäusel stellte mich vor: „Herr Abendroth, ein alter Bekannter aus Schreiberhau.“

„Was haben Sie für ein Geschäft?“ fragte die Alte, barsch wie ein Thorschreiber aus alter Zeit.

„Ich bin ein Journalist,“ sagte ich.

„So'n Zeitungsschreiber,“ sagte sie, „verdienen Sie gut in dieser Branche?“

„Soviel ich brauche!“ war meine Antwort.

„Ist kein reelles Geschäft, sie sind alle Lügner. Ich kannte auch früher mal einen, der war verheiratet und hatte fünf Kinder, war ein Hungerleider und Lump und lebte von Schulden.“

Das war ja eine nette alte Dame. Schermäusel wand sich wie ein Wurm, ward blaß und rot, aber schwieg.

„Ich denke, Adalbert,“ sagte sie dann, „es ist

hohe Zeit, daß du wieder an dein Geschäft gehst. Der Herr kann dich ja bis an die Pferdebahn begleiten."

So was Deutliches war mir noch nicht vorgekommen. Ich schützte eine dringende Verabredung vor und empfahl mich schleunigst. Adalbert Schermäusel begleitete mich bis an die Thür, schaute sich scheu um, hob die Augen zum Himmel, zog die Schultern hoch und seufzte tief. Es lag die ganze Qual eines bis auf den Tod gepeinigten Sklaven darin, der aus seinen Ketten keine Rettung sieht.

Ich hatte Mitleid mit ihm. Armer Adalbert Schermäusel! Armer Omnia, was für ein Nihil bist du geworden!

Der Luftballon.





I.

Johannes Fingerling war ein junger Mann von litterarischen Neigungen. Er gehörte aber zu denen, die den starken Trank der Poesie am liebsten in jener flauen Verdünnung einnehmen, in den ihn die Mittelmäßigkeit verwässert. Seine Dichter waren die Poeten dritten und vierten Ranges, von denen Bernhard von Lepel in seinem Ghasel sagt:

„den Kuchen, den die Leute wollen, backen sie.“

Er war einer der fleißigsten Kunden der Leihbibliothek des Herrn Rosenberg in der Leipzigerstraße und konnte sich, wenn er die Nase versenkte in den eigentümlichen Wanderduft dieser vielerfahrenen Bücher, zurückträumen in eine lange Reihe von genußreichen Abenden, die er mit ihresgleichen zugebracht hatte. Diese Lesestunden kamen dem Ideal irdischer Behaglichkeit, das er in seiner Brust trug, am nächsten. Hinter ihm lag die prosaische Arbeit des Tages, vor ihm die Welt der Phantasie. Nachdem er handlich und bequem auf dem Tisch alles geordnet, was er etwa im Laufe des Abends nötig haben möchte, streckte er sich in behaglichem Hausrock, der die Glieder wohlthuend umgab, auf das Sofa, wohl vorbereitet

für den geistigen Opiumgenuß. Zur Seite summte der heimliche Theekessel, und von Zeit zu Zeit füllte er die kleine chinesische Tasse mit der goldklaren, dampfenden Flüssigkeit, der er zu mehrerer Vergeistigung aus blanker Krystallflasche etwelchen Arrak zuzusetzen pflegte. Dazu erfüllten die blauen Wölkchen der Zigarre das Zimmer, und alles dies, im Vereine mit dem Gelesenen, erzeugte in seinem Gehirne den angenehmen, nebelhaften Dunst, der einem geistigen Rausche vergleichbar ist. So mäßig Herr Johannes sonst in leiblichen Dingen sich zeigte, in geistiger Beziehung war er ein Trunkenbold und übernahm sich in Phantasie oft so sehr, daß die nicht ausbleibende Entnüchterung um so unangenehmere Wirkung ausüben mußte.

Diese stete Beschäftigung mit den Hirngespinsten seiner Lieblingspoeten, deren Erfindungen in einem so scharfen Gegensatz standen zu den wenig romantischen Ereignissen des Alltagslebens und dem papierenen Einerlei seiner Bureauarbeiten, hatte einen Zwiespalt in seiner Seele erzeugt und sein Gehirn mit vagen Hoffnungen und grundlosen Träumereien erfüllt, so daß er, ohne sich selber recht klar darüber zu sein, sein jetziges Leben als einen provisorischen Zustand empfand, aus dem ein seltsames Glück oder ein sonderbares Ereignis ihn plötzlich hervorheben werde. Er gefiel sich darin, diesen Zustand der Erhebung in brennenden Farben auszumalen und schwelgte mit Vorliebe in der Erfindung vornehm herablassender Redewendungen, durch die er seine jetzigen Vorge-

setzten und Gleichgestellten auszuzeichnen gedachte, als seine Rache dafür, daß sie in gänzlicher Verkennung seiner höheren Fähigkeiten sich nicht entblödeten, ihn zuweilen für ein „verschrobenes Huhn" zu erklären.

Seltsamerweise war das Schicksal ihm gegenüber mit außergewöhnlichen Ereignissen von der unbegreiflichsten Sparsamkeit. Die schreckliche Natürlichkeit aller seiner Erlebnisse hatte etwas Niederschlagendes an sich, und da er nicht wußte, daß das Talent, wunderbare Dinge zu erleben, nur wenigen Menschen gegeben ist, und daß dazu vor allen Dingen eine seltene Naivität oder eine Gabe schneller Entschließung gehört, von welchen beiden Eigenschaften ihm keine Spur zu teil geworden war, so mußte sich unsere Zeit, in der doch die wunderbarsten Dinge geschehen, von ihm gefallen lassen, prosaisch und jeglicher Romantik abgeneigt gescholten zu werden. Armer Johannes Fingerling, er verfiel in den gewöhnlichen Fehler derer, die es nicht ertragen können, daß die Welt ihren eigenen gewaltigen, unbeirrten Gang geht, unbekümmert um die fadenscheinigen Hirngespinste blöder Träumer, die ohne Verständnis für das Ganze mit einfältiger Kennermiene an den unwesentlichen kleinen Teilen herumknabbern.

⁂

II.

An einem schönen Sommernachmittage des Jahres 1875 hatte sich Herr Fingerling bei Rosenberg wieder mit einem angenehmen Dreibänder versorgt, der ihm bereits von einem Gesinnungsgenossen empfohlen worden war. Um diese Zeit grassierte in diesen romantischen Erzeugnissen der junge Professor oder sonstige hochgebildete Mann, der, seine Zivilstellung verlassend, gegen Frankreich ins Feld zieht und dort nach mancherlei Abenteuern, die ihn anfangs unbillig hassende, junge und schöne Französin heimführt. Die ganze Geschichte verbrämt mit einer erschrecklichen Menge von faustdickem Patriotismus und einer lächerlichen Glorifizierung deutschen Wesens, wohl geeignet, jeden biertrinkenden groben Lümmel mit blähendem Stolze auf sein echtes Deutschtum zu erfüllen.

Dann besuchte er, da es gerade Sonnabend war, die Konditorei von Spargnapani unter den Linden, um dort unter den neuen Wochenjournalen Umschau zu halten und sein Gemüt mit dem neuesten litterarischen Klatsch zu füttern. Mit besonderem Behagen verspeiste er zu einer Tasse Schokolade mit Eierschnee das pikante Dessert, das einige dieser Blätter in Gestalt von Briefkastennotizen verabreichen, schnoberte ein wenig in den illustrierten Journalen umher, naschte hier ein Stückchen Feuilleton, dort ein wenig „populäre Wissenschaft" und machte sich dann auf, um durch den Tiergarten nach seiner in der Potsdamer Vorstadt gelegenen Wohnung zurückzukehren.

Inniglich betrüben konnte es Johannes zuweilen, daß ihm auf dem Gebiete der Liebe so geringe Erfolge zu teil werden wollten. Einmal hatte er schon ein schönes Inserat für die „Vossische Zeitung" ausgearbeitet, ein gleichgestimmtes weibliches Wesen aufzufordern, mit ihm in eine Korrespondenz zu treten, allein in Befürchtung des zweifelhaften Erfolges und in Anbetracht der mangelhaften Originalität dieses Schrittes hatte er es nicht abgeschickt. Er schwelgte zuweilen in dem Gedanken, angebetet zu werden von einem selbstlosen Wesen, das ihn vergötterte, er gefiel sich auch in der Ausmalung eines gefahrvollen und leidenschaftlichen Liebesverhältnisses, das erfüllt war mit allen Reizen des Geheimnisvollen. Alle diese Gedanken erwachten wieder in ihm durch den Anblick einiger anmutiger und reizender Mädchengestalten, die ihm auf seinem Wege durch den Tiergarten begegneten. Es ward ihm immer klarer, daß in dieser Angelegenheit etwas geschehen müsse. Unter diesen Erwägungen gelangte er an die Siegesallee, wo sich ihm ein Anblick darbot, der seinen Gedanken eine verhängnisvolle Richtung erteilen sollte. Ein lustwandelndes Ehepaar hatte ihrem kleinen, ganz weißgekleideten Sprößling einen roten Gummiluftballon gekauft. Der Junge mit den Augen in der Höhe bei seinem schwebenden Spielzeug achtete nicht auf seine Füße, stolperte und fiel in eine Vertiefung des Weges, die von einem kürzlichen Regen her ziemlich mit Wasser gefüllt war. Dabei entflog ihm sein Luftballon, und der Schmerz über diesen Verlust,

der Schreck über den Fall und die unfreundliche Einwirkung der feuchten Kühle veranlaßten ihn zu einem so entsetzlichen Gebrüll, daß die voranwandelnden Eltern sich mit jähem Entsetzen gleichzeitig umwendeten. Der Vater war zuerst bei der Hand, dem gefährdeten Erben seines Namens beizuspringen, allein indem er niederhockte, um ihm die Hand zu reichen, war auch die Mutter zu gleichem Rettungswerke herbeigeeilt und zwar mit solcher Vehemenz mütterlicher Angst, daß sie mit dem teuren Gatten zusammenprallte, ihn, bei der labilen Unterstützung seines Schwerpunktes, ins Wanken brachte und ihn veranlaßte, die Beine gen Himmel zu richten. Jedoch die Rückwirkung dieses Stoßes brachte auch sie zu Fall, und ließ die arme Mutter mit ohnmächtig zur Rettung des Kindes ausgestreckten Armen nach der andern Seite sinken. Unterdes hatte der Vater den Boden wieder unter seine Füße gewonnen und war eilfertig im Begriff, den Arm des Knaben zu ergreifen, als blind vor Schreck und Angst die Mutter wieder dazwischen fuhr, so daß es vor lauter Eifer und Arbeit eine ganze Weile dauerte, bis sie gemeinschaftlich, jeder an einem Arme, den Jungen, der während dieser ganzen Prozedur ruhig auf seinem Rücken lag und übermenschlich brüllte, aus dem Schmutze hervorzogen. Unterdes war die Veranlassung des ganzen Wirrwarrs, der kleine Ballon, hoch emporgestiegen und verstrahlte allmählich in der sonnigen Luft wie ein roter Stern. Johannes war ihm mit den Augen gefolgt, so lange er ihn sehen konnte, ein eigentüm-

licher Gedanke bewegte sein Gemüt. Er ging zu dem Händler, der auf der anderen Seite der Allee seine Riesentraube von Ballons feilhielt, erstand sich den größten, den er bekommen konnte, und eilte mit geflügelten Schritten seiner Wohnung zu.



III.

Milliarden Aepfel waren im Lauf der Welt schon von den Bäumen gefallen, allein jenem einen gesegneten blieb es vorbehalten, in Newtons Gehirn den Anstoß hervorzubringen, dessen fortgesetzte Schwingungen zur Entdeckung des Gesetzes der Schwere führten. Herr Fingerling verdankte diesem Luftballon eine ähnliche Anregung. Er hatte kaum sein bescheidenes Zimmer erreicht, als er sich sofort niedersetzte und emsig zu schreiben begann. Er stand offenbar unter dem Hochdruck einer Idee, die Feder vermochte kaum seinen Gedanken zu folgen. Dann durchlas er das Geschriebene, besserte mit Sorgfalt und Liebe daran und wiederholte die schönsten Stellen laut mit dem wohlbehaglichen Ausdruck jener Schöpferwonne, die in dem alten Bibelwort enthalten ist: „Und er sahe, daß es gut war." Hiernach schnitt er ein Stückchen Briefpapier zurecht und verfertigte darauf eine saubere Abschrift, die also lautete:

„Wie soll Seele sich zu Seele finden im wilden Getriebe der Menschen? Ewig ferne bleiben sich oft,

die füreinander bestimmt waren, und verzehren sich in vergeblicher Sehnsucht. Den Lüften will ich mein Glück vertrauen. Einen leichten Boten will ich aussenden mit der schweren Last meiner Hoffnung und meiner Sehnsucht. Ja, ich weiß es — eine innere Stimme sagt es mir — der Gott der Liebe selber wird ihn lenken in die Hände jenes zarten und liebevollen Wesens, das meine Träume mir malen; auf diesem Wege soll mein Herz die Blume seiner Sehnsucht finden. O, sollte in Erfüllung gehen, was meine Seele wünscht, so hoffe ich auf eine Antwort, auf einige Zeilen nur. Vielleicht würden sich die zarten Fäden brieflichen Verkehrs im Lauf der Zeit zu festeren Banden verknüpfen. Postlagernd Amandus."

Dann faltete er das Papier zu einem feinen Streifchen zusammen und band es an den Luftballon. Solange hatte er unter dem Feuer eines raschen Entschlusses gearbeitet, jetzt, als es zur unwiderruflichen That kommen sollte, zögerte er. Doch was konnte geschehen, wenn die Sendung in unrechte Hände kam? Ihn deckte der Schleier der Namenlosigkeit, hinter dem schon so mancher Autor von zweifelhaftem Verdienste seine berechtigte Schamröte glücklich verbarg. Er öffnete das Fenster und ließ den Ballon hinaus. Zu spät sah er, daß er ihn bis nahe an die Grenze seiner Tragfähigkeit belastet hatte. Langsam, fast unmerklich, erhob sich seine rote Kugel und schwebte in dem leisen Luftzug davon. Schräge gegenüber lag ein einzelnes hohes Haus; an den Mansardenfenstern waren einige Kinder mit der Herstellung von

Seifenblasen beschäftigt. Sie erblickten kaum den Ballon, der mit einer Sicherheit, als sei ihm dies ein streng vorgeschriebener Weg, auf das Fenster zuhielt, als sie ihre Beschäftigung aufgaben und mit begieriger Spannung der Ankunft des lustigen Gastes entgegenharrten. Johannes Fingerling geriet in eine verzweifelte Aufregung. Nach dem Beispiele fanatischer Kegelschieber fing er an unter der Idee zu leiden, er vermöge durch eine inbrünstige Hebebewegung der Hände einen magischen Einfluß auf den falschgeleiteten Träger seiner Gefühle auszuüben, allein unerbittlich verfolgte dieser seinen Weg. Schon angelte die räuberische Brut mit einem langen Spazierstock nach ihm, da endlich griff ein Luftzug aus der Tiefe rettend ein, trieb den Ballon rascher in die Höhe und entführte ihn dem Bereiche der Gefahr. Langsam flog er gegen das Hausdach, tänzelte an der schrägen Fläche anmutig in die Höhe und gewann endlich zu Fingerlings unendlicher Erleichterung den Bereich der unbegrenzten Luft. Mit still bewegtem Gemüt sah er ihn in der Richtung nach Schöneberg zu langsam verschwinden.



IV.

Der Postbeamte lächelte mit einer widerwärtigen Verschmitztheit seinem Genossen am andern Schalter zu, als Fingerling bereits zum viertenmal im Lauf der Tage, die dieser Begebenheit folgten, nach einer

Lagersendung für Amandus fragte. Er griff in das Fach A und blätterte ein zartes, rosiges Briefchen heraus: „Für Amandus," sagte er mit boshaft erhobener Stimme. Der Empfänger bemerkte kaum, daß alle Gesichter mit einem Ausdruck fröhlichen Spottes auf ihn gerichtet waren; er ergriff das unschätzbare Papier und eilte davon. Das Briefchen hatte eine Hoffnung erweckende Außenseite. Die Schriftzüge waren von jener unentschiedenen, spitzigen Zierlichkeit, wie sie den meisten Frauenhandschriften eigentümlich ist, und dem Papier entströmte ein schwacher Duft, der sich gerne in den Behältern ansiedelt, die von jungen Mädchen zur Aufbewahrung von allerlei Tand und Kram benutzt werden. Bei der Eröffnung zeigte sich folgender Inhalt. „Gestern, als ich im Park in der Rosenlaube saß und in ‚Amaranth' las, begann mein Seidenspitz so sehr zu bellen, daß ich endlich aufmerksam wurde. ‚Finette,' rief ich, ‚was hast du, mein Hündchen?' Aber Finette bellte immer in die Luft hinaus und lief immer weiter fort, und zuletzt wurde er so heftig, daß ich hinging, um nachzusehen. Da kam er auf mich zugelaufen und sprang mit seinen kleinen Pfötchen an mir in die Höhe und dann lief er wieder voraus und bellte. Da sah ich eine rote Kugel dicht vor mir her den Steig entlang hüpfen und erschrak sehr, denn ich konnte mir das nicht erklären. Und Finette fürchtete sich auch, denn nahe heran ging er nicht und stand nur immer und war sehr ärgerlich und bellte furchtbar. Ich habe ihn noch nie so furchtbar

bellen hören! Da kam unser Gärtner und griff das Ding und brachte es mir, und ich sah, daß es ein kleiner Luftballon war. Nachher, als ich wieder in der Laube saß, da fand ich auch den wunderschönen Brief, der daranhing. Ich habe ihn immer wieder gelesen und trage ihn stets bei mir. Ich habe auch oft so große Sehnsucht, und das kommt wohl daher, weil ich nie hinauskomme aus unserem Hause und aus unserem großen Garten. Und in den Büchern lese ich doch, wie schön draußen die Welt ist. Aber Onkel glaubt es nicht und Tante auch nicht, denn sie sagen, die Welt ist schlecht, und ich darf nur manchmal mit ihnen in der Glaskutsche ausfahren und sehe dann nicht viel. Sonst bin ich immer allein mit Finette, und oft wünsche ich mir, ich könnte auf die Mauer steigen, die rings um den ganzen Garten geht, und ein wenig hinaussehen. Aber das geht doch nicht, denn sie ist wirklich sehr hoch.

Ich gebe Ihnen sehr gerne Antwort auf Ihren Brief, doch Onkel und Tante dürfen es nicht wissen. Es ist wunderschön, ein Geheimnis zu haben. Der kleine Gärtnerbursche besorgt den Brief auf die Post, er hat mir heilig geschworen, mich nicht zu verraten. Sie haben mir so leid gethan, als ich den Brief las. Er war so poetisch und so rührend, ich habe gedacht, so schön stände es nur in den Büchern. Ich bin kürzlich sechzehn Jahre alt geworden, aber ich habe schon viel gelesen. Ich verstehe alles, was Sie so schön gesagt haben. Wenn Sie noch einmal schreiben wollen, so wird der Gärtnerbursche es abholen

von der Poststation zu Schöneberg unter der Adresse ‚Veronika‘.“

Der gute Johannes war entzückt. Diese unberührte Naivität hatte er nicht erwartet. Welch eine angenehme Reihe von Nebenvorstellungen erweckte dieser Brief. Dies einsame kindliche Wesen ward zur Märchenprinzessin eines Zauberschlosses. Er sah alles vor sich: den großen Garten mit der hohen Mauer, die Glaskutsche, den kleinen Seidenspitz und die beiden alten Leute. Er dachte sich ein verfallenes Rokokoschlößchen, ganz überkrochen mit sonderbar geschnörkeltem Steinrankenwerk, aus dem pausbäckige Engel hervorpurzelten, er dachte sich einen verwilderten Garten mit grauen, bemoosten Wasserkünsten ohne Wasser, und mit jenen verdrehten Sandsteingöttinnen, die einzig nur darauf bedacht scheinen, ihr übertrieben entwickeltes Hinterteil in das gehörige Licht zu setzen. Er sah keine Möglichkeit, den alten Onkel sich anders vorzustellen, als mit der Puderperrücke und dreieckigem Hut, gesticktem Rock und geblümter Weste, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. So saßen die beiden Alten auf der Veranda an einem Tisch mit buntem Porzellan, und die Tante schlürfte den Kaffee mit verjährter Zierlichkeit, während der Onkel mit längst untergegangener Grandezza aus goldener Tabatiere eine Prise nahm. Draußen aber aus dem sonnigen Garten klang es zuweilen wie Lerchenlaut, dort flatterte das frischeste junge Leben durch die Steige, das Herz voll Sehnsucht und kleiner halbverstandener Gefühlchen.

Das lang ersehnte Wunderbare war nun endlich eingetreten. Johannes schrieb einen zweiten Brief, bis an den Rand voller Gefühle und schöner Phrasen, und schickte ihn sofort ab. Da er sich aber der fatalen Gesichter der Postbeamten erinnerte, so wählte er dieses Mal statt der verdächtigen Bezeichnung „Amandus" ein farbloses A. B. 16.

Die Klugheit riet ihm, über diese Angelegenheit gegen jedermann zu schweigen. Dies war der einzige Tropfen Bitternis in seiner Seligkeit, denn wie gerne hätte er den Abglanz seines außerordentlichen Erlebnisses aus der Verwunderung und dem Neide seiner Bekannten zurückstrahlen sehen. Im Laufe der Zeit, als dieses Verhältnis immer weiter fortschritt, und in den beiderseitigen Briefen der Wunsch nach näherer Bekanntschaft immer lauter wurde, hatte er oft schon die Hand in der Brusttasche, wo er die bewußten Schriftstücke trug, und war im Begriff, das Geheimnis einem Freunde unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zu opfern, allein stets wußte er sich noch zu bezwingen und vermochte es über sich, die Last seines Glückes allein zu tragen. Der Briefwechsel nahm seinen Fortgang nach allen Regeln, die in solchen Dingen gültig sind. Fingerlings Sprache ward kühner, und jeder neuen Epistel ward ein größeres Quantum Leidenschaft beigemischt. Die geheimnisvolle Veronika erwiderte in vollem Maße seine Gefühle; hatten die ersten Briefe nur einen milden Schein verbreitet, so sprühten die letzten schon Funken, und die Neigung der beiderseitigen Flammen,

ineinander zu lodern, vermehrte sich von Tag zu Tag.

„Wie gerne," schrieb Veronika, „hätte ich mit Ihnen eine Zusammenkunft, denn ich fühle, daß ich niemals jemand anders lieben kann, als Sie. Aber ich weiß nicht, wie es möglich zu machen wäre. Ich fürchte den Onkel, er ist mißtrauisch und wachsam. Er war vormals Pflanzer in Amerika und hat viele Sklaven gehabt, und darum muß alles strenge nach seinem Willen gehen, sonst wird er furchtbar zornig. Er schläft in einem Zimmer, das ganz mit Revolvern, Flinten und Säbeln austapeziert ist, und der Gärtnerbursche sagt, sie seien alle geladen und der Onkel könne hundert und einen Schuß hintereinander abfeuern. Tante ist eine Kreolin, sie erzählt mir den ganzen Tag von ihrem Sohn, den ich heiraten soll, wenn ich zwanzig Jahre alt bin. Dann kommt er aus Amerika und holt mich ab; ich will ihn aber nicht. Meine frühere Kammerjungfer hat mir gesagt, weil ich viel Geld von meinen Eltern geerbt habe, darum soll ich den Vetter heiraten und darum bewacht mich der Onkel so, daß ich nicht auf andere Gedanken kommen soll. Das hat er wohl nicht geahnt, daß die anderen Gedanken durch die Luft geflogen kommen können.

In unser Haus kommen gar keine jungen Leute und die Lehrer, die ich gehabt habe, waren alle weißhaarig oder hatten gar keine Haare mehr. Besonders mein Klavierlehrer, der hatte einen so blanken Kopf, daß Finette immer bellte, wenn er kam, weil er

dachte, der Mond sei aufgegangen. Sie sind der erste junge Mann, den ich kennen lerne, und auch Sie habe ich noch nie erblickt. Aber in meinem Geiste sehe ich Sie vor mir und des Nachts im Traum.“ . . .

Fingerling hatte längst seine anfänglichen, mit der neuen Zeit doch zu wenig übereinstimmenden Vorstellungen über den Onkel und die Tante aufgegeben; was er jetzt erfuhr, rückte sein Abenteuer in den Bereich der modernsten Romantik. Außerdem ward, was er längst geahnt, durch diesen Brief bestätigt, daß die liebenswerte Veronika reich war. Dieser Umstand gab der ganzen Angelegenheit einen angenehmen, goldenen Hintergrund, auf dem sich alles noch einmal so schön ausnahm. Er fühlte seinen Mut, die so scharf bewachte Schöne zu erringen und zu befreien, sich verdoppeln und ward in seinem Briefe dringender und feuriger als je. Veronikas nächster Brief lautete folgendermaßen:

„Die ganze vorige Nacht habe ich gedacht, wie ich es anfangen könne, daß wir uns sehen und sprechen, heute morgen habe ich es gefunden. In dem kleinen unbewohnten Gartenhause an der Mauer ist eine Thür, die gleich ins Freie führt, aber sie war stets verschlossen. Ich lief heute morgen sofort hin, und als ich an der Thür rüttelte, fand ich, daß das Schloß schon sehr alt und verrostet war, und mit einem Male sprang sie auf, so daß ich sehr erschrak, denn mit einem Schritt hätte ich nun im Freien sein können. Ich habe dem Gärtnerjungen mehrere Thaler

versprochen und morgen abend wird er Sie herführen. Er wird Sie an der Ecke bei dem botanischen Garten erwarten um acht Uhr, wenn es dunkel geworden ist. Ich bin schon öfter um diese Zeit im Garten gewesen, und der Onkel denkt sich nichts dabei. Aber um neun Uhr müssen Sie wieder fort, denn dann macht er mit zwei Drehpistolen und einem Säbel die Runde durch den Garten und das ganze Haus und schießt auf alles Verdächtige. Der Gärtnerjunge sagt, eine Schwalbe im Fluge zu schießen, wäre dem Onkel eine Kleinigkeit. Daraus werden Sie sich jedoch wenig machen, denn wie ich immer gelesen habe, erhöht die Gefahr dem Manne den Reiz jedes Abenteuers. Ich kann die Zeit nicht erwarten — o, wäre jene Stunde endlich da. Der Gärtnerjunge wird morgen abend eine weiße Aster an seiner Mütze tragen, damit Sie ihn erkennen."



V.

Der verhängnisvolle Abend war gekommen.

Fingerling hatte einen kleinen Taschenpuffer, der mit zwei langen Studentenpfeifen, einer Guitarre und zwei Rappieren lange Zeit an der Wand seines Zimmers ein friedliches Dasein geführt hatte, sorgfältig geladen und zu sich gesteckt. Für sein langes, schlichtes Haar, das in unbewachten Augenblicken zur Bildung einzelner Spieße starke Neigung zeigte, war

die kräuselnde Kunst des Friseurs in Anspruch genommen, und seiner Kravatte hatte er den Schwung zu verleihen gesucht, den er seinem kühnen Zweck entsprechend hielt. Aber bänglich war ihm zu Mut bis an den Hals hinan. Er verhehlte sich nicht, daß er ein gefährliches Ding unternahm, und daß im Hintergrunde dieses Abenteuers ein furchtbarer und rücksichtsloser westindischer Pflanzer lauerte, dem hundertundein Schüsse zu Gebote standen, ohne daß er ein einziges Mal zu laden brauchte, der vielen krummen Säbel gar nicht zu gedenken.

Als er kurze Zeit vor acht Uhr an der Ecke des botanischen Gartens anlangte, sah er beim Scheine einer Straßenlaterne an eine Pappel gelehnt einen Jungen stehen, der eine weiße Aster an der Mütze trug und sich die Langeweile mit Pfeifen vertrieb. Johannes trat zu ihm, rührte ihn an und sprach:

„Ich bin es.“

Der Junge sah ihn mit einem pfiffigen Blick von der Seite an.

„'T is jut!“ sagte er und trollte ohne weiteres vor ihm her. Fingerling trachtete an seine Seite zu kommen.

„Ist alles in Ordnung?“ fragte er mit forcierter Gleichgültigkeit.

„'T is allens parat!“ sagte der Junge.

Sie bogen aus der Hauptstraße von Schöneberg bald in einen ungepflasterten Seitenweg ein, der zwischen Gärten und einzelnen Häusern dahinführte. Das städtische Geräusch verstummte, die Gasbeleuchtung

hörte auf — hier hatten Dunkelheit und Stille ihr Reich. Von Zeit zu Zeit glimmte seitwärts ein erleuchtetes Fenster und verschwand wieder hinter schwarzen Baummassen. Der Weg bestand aus lautlosem, pulvrigem Sand — kaum die eigenen Schritte waren vernehmlich, man konnte die Aepfel zählen, die in dem Umkreise einer Viertelstunde von den Bäumen fielen.

Jetzt tauchte zur Linken eine hohe, matt schimmernde Mauer auf — gewaltige schwarze Baummassen erhoben sich dahinter und ragten mit mächtigen Zweigen bis über den Weg hinaus. An der Ecke dieser Mauer räusperte sich der Junge plötzlich so heftig, daß Johannes erschrak. Zugleich war ihm, als höre er ein Geräusch auf der andern Seite der Mauer und leise Schritte, die sich eilig entfernten.

„Was ist das, was war das?" fragte er.

„Nischt!" sagte der Junge lakonisch.

„Da lief doch etwas!"

„Ih wo!" war die Antwort.

Kurz darauf standen sie vor einer dunklen Thür, die ohne weitere Vermittelung in der Mauer angebracht war.

„Nu sind wir da," sagte der Junge.

Fingerling fühlte, wie ihm ein Etwas das Herz zusammenpreßte und an seinen Knieen schüttelte.

„Gleich, gleich!" stotterte er, indem er mit zitternder Hand nach seinem Taschenpistölchen griff und zugleich mit der andern zart den kunstvollen Bau seiner Locken befingerte.

Der Junge hatte die widerwärtig laut knarrende Thür geöffnet und wartete auf ihn.

„Es ist sehr dunkel hier,“ sagte Fingerling, als er in den schwarzen Raum hineingetappt war und der Junge die Thür geschlossen hatte.

„Det kommt, weil et Nacht is,“ sagte der Junge, „und nu,“ fuhr er fort, „fassen Sie mir man hinten an den Jackenzippel, sonst finden Sie nich hin.“

Johannes folgte diesem Ratschlag mit Herzklopfen.

„Halten Sie sich rechts,“ sagte der Junge, „links is die offene Kellerluke.“

Der Arme hielt sich so rechts wie möglich. Endlich, nachdem sie eine Weile langsam vorangetappt waren, hörte er vor sich eine Thür klinken.

„Hier is et,“ flüsterte der Führer und schob Fingerling hinein. Ein paar weiche Arme umschlangen ihn kräftiger, als er vermutet hatte, ein Kuß brannte auf seinen Lippen und eine Stimme, tiefer als sonst jungen Mädchen eigen, flüsterte: „O, mein Johannes!“ Die Wogen dieses Ereignisses schlugen über ihm zusammen. Er fühlte sich geleitet, geführt, niedergedrückt auf schwellende Kissen und wiederum kräftig umschlungen; ein Haupt ruhte an seiner Brust, er küßte es auf die Stirn und seufzte: „Veronika.“ „O mein Johannes,“ klang es zurück, „endlich, endlich ist der holde Augenblick gekommen.“

Johannes hatte den unwiderstehlichen, jedoch am Ende nicht ungerechtfertigten Trieb, etwas zu sehen in dieser Angelegenheit, er gab diesem Verlangen schüchtern Ausdruck.

„O nein, nein," sprach Veronika — „kein Licht, es würde uns sicher verraten, der Onkel ist furchtbar und kennt keine Gnade in seinem Zorn."

Plötzlich ertönte draußen vor dem Fenster eine rauhe, blutgierige Stimme:

„Infamer Junge, was treibst du dich hier bei Nacht umher, was hast du hier vor?"

Kläglich antwortete der Gärtnerjunge:

„Ach Herr, jar nischt, ick jehe hier doch man so."

„Keine Ausflüchte! Du gestehst, oder ich schieße dir sechs Kugeln durch den Kopf."

„Eene langt schon," gab der impertinente Bengel mit mutvoll humoristischer Frechheit zur Antwort. Man hörte das Knacken eines Hahnes und die rauhe Stimme sprach:

„An solche Späße bin ich nicht gewöhnt, ich zähle drei, gibst du nicht vorher Antwort, so schieße ich, du bist der erste nicht! Eins . . . zwei, . . ."

„Nehmen Sie doch det Ding weg, ick will ja allens gestehen, det is wegen det Fräulein . . ."

„Was? Ha! — komm hier vor in den Mondschein, daß ich dein Gesicht sehen kann." Die Stimmen klangen ferner und wurden unverständlich.

Johannes hatte während dieser ganzen Scene gezittert, daß seine Zähne aneinander klapperten.

„Wir sind verraten," flüsterte Veronika, „sind Sie bewaffnet?"

„Ja, aber nur wenig," gab Fingerling zur Antwort, „und ob es losgehen wird?" Er wußte ja aus

früherer Erfahrung, daß dies Geschütz nur losging, wenn es bei Laune war.

„Wo ist es? Zeigen Sie her!" sprach Veronika.

„Wir müssen uns durchschlagen, wir müssen fliehen."

Sie nahm ihm das Terzerol aus der Hand, es fiel zu Boden.

„Wir können uns im Dunkeln mit Suchen nicht aufhalten," sprach sie, „im Fliehen liegt unser einziges Heil." Sie zog den Willenlosen mit sich fort, schob ihn vor sich her — eine Thür öffnete sich — blendender Lichtglanz drang daraus hervor — Gläserklingen und ein jubelnder Chor von Männerstimmen brauste ihnen entgegen:

„Heil Johannes! Heil Veronika! Heil, Heil, dreimal Heil!"

Der unglückliche Fingerling war betäubt. Er sah eine gedeckte Tafel, in deren Mitte eine prächtige Bowle prangte, er sah eine Menge lachender Männer mit erhobenen Gläsern sich zugewendet, er sah über der Bowle schweben ein rundes, rotes, bekanntes Etwas; eine innere Stimme sagte ihm, daß es *sein* Luftballon sei. In verwirrtem Drange nach einem Ausweg schaute er sich um. Ein Mann in Frauenkleidern mit glattrasiertem Gesicht lächelte ihm entgegen:

„O mein Johannes." Er wollte entweichen, allein man hielt ihn. Plötzlich ward eine Thür aufgerissen, ein wildbärtiger von oben bis unten mit Waffen besteckter Kerl in gelbem Nanking mit brutalem Burgundergesicht stürzte herein, in der

einen Hand einen Revolver, in der anderen einen Säbel.

„Wo ist der Hund," rief er, „wo ist der Verführer? Sein Blut muß ich haben!"

Fingerling sank ohne weiteres auf seine Kniee.

„Gnade, Gnade, Gnade für ihn!" sang die ganze Gesellschaft unisono. Man wand dem Wütenden die Waffen aus der Hand, nahm ihm den mächtigen Panamahut ab, trocknete ihm begütigend mit einem ungeheuren, rotseidenen Schnupftuch die Stirn und reichte ihm dann ein riesenhaftes Glas Bowle dar.

Er pustete ein wenig und goß es dann, ohne abzusetzen, hinunter.

„Gut, dies besänftigt mich," brummte er dann, „dies glättet meinen Zorn, ihr sollt euch haben! Ich habe nichts mehr dagegen." Dann hielt er sein Glas aufs neue hin.

Man hatte Fingerling aufgehoben. Das männliche Wesen in Frauenkleidern fiel ihm wieder um den Hals und seufzte: „O mein Johannes!"

Seine Betäubung hatte sich allmählich verloren; er fing an einzusehen, daß sein Luftballon in falsche Hände geraten sei, daß man sich mit ihm selbst einen ungeheuren, freventlichen Scherz erlaubt habe, daß er das lächerliche Opfer einer sorglich vorbereiteten Komödie geworden sei. Er schob das Zwitterprodukt aus seinen Armen, und da er sah, daß keine Gefahr vorhanden war, wuchs plötzlich sein Mut auf außerordentliche Weise.

„Meine Herren!" rief er, „ich verlange Auf-

klärung, ein sonderbares Mißverständnis scheint hier obzuwalten . . .“

„Alles in Ordnung!“ rief der rotnasige Wüterich, „du sollst sie ja haben, komm zu dir, mein Sohn, du bist ja ganz blaß vor Glück — da trink mal, gieße Oel auf deine Seele, beruhige den Sturm deiner Gefühle! . . .“

Unterdes hatte die Pseudo-Veronika sich ihm wiederum genähert mit schmachtender Miene. Allein wütend stieß er sie von sich. „Ich will hinaus aus diesem Tollhaus,“ rief er.

„Was, du verschmähst meine Nichte!“ rief der Wüterich. „Du stößt sie von dir, das fordert Blut!“ damit riß er zwei Revolver aus dem Gürtel und hielt sie Fingerling entgegen. Nichts war diesem unangenehmer, als Schießgewehre auf sich gerichtet zu sehen, auch wenn er wußte, daß sie nicht geladen waren. Er retirierte unwillkürlich gegen eine Thür. Diese öffnete sich plötzlich, er stolperte rückwärts über den Vorplatz gegen eine zweite Thür, die aufsprang und ihn in die Nacht hinausspie. Im weichen Staub der Straße fand er sich wieder. Er richtete sich auf und starrte umher. Bald erkannte er die Mauer und den Eingang, der ihn vorhin zu seinem vermeintlichen Glücke geführt hatte. Ihm war es nun ganz klar, daß er das Opfer einer schmählichen und raffinierten Täuschung gewesen sei, und er erkannte seinen Einfall mit dem Luftballon als fluchwürdig und verhängnisvoll. Geknickt, aufgelöst und im Innersten vernichtet, trat er seinen Heimweg an. Als er an

der Mauerecke vorbeikam, tönte die wohlbekannte Stimme des Gärtnerjungen von oben: „Jut'n Nacht Herr Fingerling — kommen Sie jut nach Hause!“ Es machte keinen Eindruck auf ihn, lautlos schwankte er vorüber.

Wie man sagt, soll der Einfluß dieses Abenteuers heilsam für ihn gewesen sein. Herr Rosenberg in der Leipziger Straße verlor einen Abonnenten und die Bureaugenossen waren höchlichst erstaunt über einen ungeahnten Arbeitseifer, von dem, wie der Witzbold des Bureaus sich ausdrückte, Fingerling bis zur Unkenntlichkeit entstellt ward. Von oben ward diese Aenderung nicht mißfällig bemerkt — man will wissen, daß seine Ernennung zum Geheimen Kanzlei-Sekretär bereits in das Stadium der näheren Erwägung getreten ist. Nun, wir gratulieren, Herr Fingerling!

Der Gartendieb.







Herr Doktor Barten war ein behaglicher, vermögender Herr und lebte in meiner Vaterstadt in einem alten, aber wohnlichen Hause, darin schon viele Geschlechter der Bartens geboren und gestorben waren. Diese, seine Vorfahren, pflegten die Störche, die ebenfalls in vielen Generationen seit Menschengedenken auf einem alten Turm der früheren Stadtmauer, der an den großen Garten des Hauses angrenzte, genistet hatten, als ihre Familienstörche zu betrachten, und diese auf die Fortpflanzung der Menschheit so eifrig und liebenswürdig bedachten Vögel hatten auch stets ihre Pflicht erfüllt bis auf den jetzt lebenden Vertreter der Familie, der kinderlos geblieben war. Seine Frau war ihm nach mehrjähriger Ehe gestorben, seine medizinische Praxis, die niemals bedeutend gewesen war, hatte er längst aufgegeben und so lebte er einzig seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien, seinen physikalischen und chemischen Studien und vorzugsweise seinem großen und wohlgepflegten Garten, in dem er die herrlichsten Blumen und Früchte erzog.

Wenn man Herrn Barten begegnete, wie er in sauberen und schönen Kleidern, einen Stock mit blankem Goldknopf in der Hand, mit freundlicher Würde seinen Abendspaziergang machte, und wenn

man ihm dann in das rosige, wohlwollende Antlitz sah, so konnte man nicht begreifen, daß, besonders bei dem niederen Volke, eine furchtsame Scheu vor diesem Manne herrschte, daß, wenn er vorbei war, die alten Mütterchen die zitternden Köpfe zusammensteckten und sich dunkle und unheimliche Dinge ins Ohr flüsterten, und daß in der Stadt bei allen geistig Armen das Gerücht ging, der Doktor Barten sei ein zweiter Doktor Faust und brüte in seinen Phiolen und sonderbaren Glastöpfen allerlei schnöde Entsetzlichkeiten aus. Wodurch diese Gerüchte entstanden waren und bestärkt wurden, das soll hier erzählt werden.

Herr Doktor Barten hatte einen Kummer, der ihm schon manche schlaflose Nacht bereitet hatte, nämlich die besten Früchte seines Gartens, gerade die, die er mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt und deren Heranreifen er mit stiller Gärtnerfreude beobachtet hatte, wurden ihm meistens in einer schönen Nacht gestohlen. Er hatte mancherlei Mittel angewendet, allein sie waren erfolglos geblieben. Einmal hatte er einen Hund gekauft, der als der bissigste Köter des ganzen Umkreises bekannt war, und dachte an ihm einen fleißigen Diebswächter zu gewinnen. Dieses struppige Tier rannte nun auch die ganzen Nächte mit glühenden Augen in dem Garten umher und bellte jedes fallende Laub an. Da sein Thatendrang jedoch hierdurch nur mäßig befriedigt wurde, so vergnügte es sich nach dem Gebrauch aller frommen Hunde, die bekanntlich den Mond als ein göttliches Wesen verehren, damit, diesem glanzvollen

Gestirn in langanhaltenden Hymnen seine Ehrfurcht zu beweisen und dadurch die nächtliche Ruhe der ganzen Nachbarschaft gründlich zu vernichten. Eines Tages erhielt Herr Barten folgenden anonymen Zettel:

Geehrter Herr Docter!

Wenn sie als eine geleerte Person nicht mehr einsicht von Ihren Hundegebell haben, das meine Frau mit Ihren drei Kindern am meisten des Abends dadurch beunrugt werden, so sehe ich mir genöthigt, das ich mit dem Besenstiel komme und Letzten das Gebell für immer ablerne. Ein Nachtbar.

Der Doktor beachtete diese Zuschrift nicht weiter, denn er war entzückt über den Hund. Die Spalierkirschen waren seit drei Jahren zum erstenmal vollständig eingeerntet worden, überhaupt, es war, seit dieser grimmige Wächter in dem Garten hauste, noch kein Krautstengel daraus entfremdet worden. Er hatte diesem Köter freilich auch noch manches andre nachzusehen. Nicht immer schien der Mond und auch wenn er geschienen hätte, so kann man es doch selbst von dem frömmsten Hunde nicht verlangen, daß er unablässig seiner Gottheit Hymnen singt. In solchen Zeiten erfreute sich Rauhbein, so war der Name dieses Tieres, an dem Vergnügen der Jagd, und spürte den unterirdischen Gartendieben, den Mäusen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel und Familienwohnungen nach. Der Tod einer solchen Maus ward sehr teuer, denn eine Anzahl von ausgekratzten seltenen Pflanzen und Kräutern lag gewöhnlich als kostbarer Grabschmuck um den kleinen Leichnam. Auch Christian Bohmhamel,

der alte Gärtner des Doktors, kam eines Sonntags abends wehklagend zu seinem Herrn: „Dieser Hund is ja ein Undiert von eine Karnalje. Ich darf mir 's abends spät ja gar nich mehr in den Garten sehen lassen. Geh ich eben den großen Steig lang, indem daß ich meine Pfeif' hätt' in die Schasminlaube liegen gelassen, da jagt der infamigte Töl durch den grünen Kohl und springt über die Rabatten un beißt mir in die Waden, daß ich denk', ich soll an die Wand in die Höh laufen und dreimal Kopfheister schießen. Na ich hau ihm ja nu eins rüber und da merkt er ja, daß ich das bin und läßt mir los un klemmt den Swanz mang die Beine und jault sich in die Gebüsche. Un das mit die Waden is ja nich slimm un heilt woll wieder, aber in meine neue sonndagsche Hose, die der Herr Doktor erst fünf Jahre getragen hat, da hat mich das Biest ein dreikantiges Loch gerissen, as 'ne Hand groß."

Herr Barten legte ein Pflaster auf diese Wunde in Gestalt eines Sechzehnschillingstückes und freute sich im stillen über seinen wachsamen Hund. Diese Freude sollte nicht lange dauern. Zwar machte der zornige Nachbar seine Drohung nicht zur Wahrheit, aber als die Pfirsiche reif wurden, lag eines Morgens Rauhbein mit dem letzten Zipfel einer vergifteten Wurst im Maule tot an der Gartenmauer und die Pfirsiche waren bis auf einen unbedeutenden Rest verschwunden.

Später machte Herr Barten einmal den Versuch, zur Zeit als die Melonen in den Glasbeeten heranreiften, den alten Gärtner selber des Nachts wachen zu lassen. Er ward mit einer blind geladenen Flinte

ausgerüstet und setzte sich in die „Schasminlaube", von der aus man einen ungehinderten Blick auf die hintere, an einen Feldweg stoßende Begrenzungsmauer des Gartens hatte. Einige Nächte gingen ohne jegliche Störung vorüber, aber dann trat ein Ereignis ein, das dem Nachtwächterdienst des guten Bohmhamel auf immer ein Ende machte.

Der alte Gärtner war ein Talent in seinem Fache, und Bäume, Kräuter und Blumen gediehen unter seiner Hand wie von selber, allein er hatte eine Schwäche, das war die Neigung zu Kaufmann Schwuppdichs Doppelkümmel, welche Leidenschaft ihn veranlaßte, seinen inneren Menschen ebenso fleißig zu begießen als seine Pflanzen. Dieser emsige Kultus war denn auch im Laufe der Zeit von Erfolg gekrönt worden und hatte in seinem verwitterten Antlitz die Nase wie eine Purpurrose aufblühen lassen, ein gärtnerischer Erfolg, der allerdings nicht von ihm beabsichtigt worden war, und der ihm bei der gottlosen Straßenjugend den Beinamen „Bohmhamel mit 'n Brandgiebel" eintrug. Infolge dieser Kümmelneigung war der Alte des Abends gewöhnlich in einer versöhnlich heiteren, schlafseligen Stimmung und vielleicht für den Posten eines Nachtwächters nicht gerade vorzugsweise geeignet. Er hat übrigens die Geschichte dieser vorhin erwähnten Nachtwache selber sehr oft erzählt, und sie möge mit seinen eigenen Worten hier folgen.

„Ich setz' mir also wieder mit meine Flint' in die Schasminlaube un hatt' mich von wegen die Langeweile, un indem es doch Nachtens kühl wäre,

ne Buddel von Schwuppdichen seinen dopfelten Kähm bei mich hingesetzt. Un sitz da un simelier', un denk', ob mich woll heute so 'n infamigter Spitzbube in die Mangel käme. Un war ganz still in den Garten, bloß daß mannigmal ein Appel von 'n Baum fiel, oder daß hinter mich in das Gebüsch was ruschelte. Aber das hört' ich woll, das war ein Sweinigel un fung sich Mäus'. Wie ich nu so sitz un kuck die swarze Mauer an, da wird es da so hell hinter, un ich wunder mir un denk' das brennt wo, un wie ich nu immer so kuck un kuck, da kömmt was Rotes hinter die Mauer raus, un es is bloß die Mond. Wie es nu so hell wird, seh ich auch die Adebor auf den ollen Stadtturm, un steht auf einen Bein un hat den Snabel unter die Flüchten gestochen un släft, un ich denk', for mir wäre es doch man 'n slechtes Plesir, wenn ich da baben auf 'n Stadtturm auf einen Bein stehen sollt' un slafen, da säß' ich doch lieberstens in die Schasminlaub' un wacht'. So kuckt' ich nu immer umschichtig die Mond un die Adebor an un mang durch nähm ich auch woll 'n kleinen Kähm, denn die Luft kam kühl von die Wischen. Un nu weiß ich nich, darüber muß ich woll so 'n Bischen eingedrust sein, denn mit 'n Mal wach ich auf, weil mir immer was an meinen Fuß zuppt. Ich verfehre mir ja nu ganz mordsbannig, denn bei meinen Fuß ist nichts nich zu sehen un doch zuppt es immer, daß der Fuß immer orndtlich hoch geht. Ich werd' nu aufspringen un nach meine Flint' greifen, ja da is aber oben in den Lauf sowas wie 'n Fedderbusch. Ich faſſ' es

an un zieh' es raus — hat mich da einer ne gäle Wöttel reingestochen. Da krieg ich es aber mit die Wut un kuck mir ganz fühnsch um, un krieg' denn auch richtig einen swarzen Kerl zu sehen, der grad unter die Mond auf die Mauer sitzt. Ich denk': „Täuw, dir will ich aber mal glupsch verfehren!" un leg' meine Flint' an, und da sagt es „plarr", as wenn einer Wasser auf die Erd' gießt, un mit 'n Mal reißt es mich die Beine untern Leib weg, und in 'n Fallen drück ich ab, aber die Flint' geht nich los, bloß der Zündhütchen macht „Knack", un ich fall auf mein Hintergestell un wunder mir un rallög. Der swarze Kerl springt aber von die Mauer runter, un nu fung es hinter die Mauer so deubelmäßig an zu lachen, daß mich ganz gräsig zu Mut wurd', denn ich dacht', so deubelmäßig lachen könnt' bloß der Deubel selbsten. Un dann hört' ich, wie es wegluf. Als ich nu meine Flint' wieder anfieß, da war ihr ganz naß, un ich riech da an un es riecht wie Kähm un ich lick' da an un es smeckt wie Kähm, un es war auch Kähm, denn diese hinterlistige Deubelsbrut hatte mich allens, was noch in die Buddel war, in die Flint' gegossen un da as Propfen eine gäle Wöttel aufgesteckt. Wie ich nu aufsteh' un will mit sweren Herzen nach meine Melonen sehn, da sleppt mich immer was an meinen Fuß un zieht mir, un as ich zuseh', hat mich dieser dopfelt distillierte Spitzbube ne lange Sacksband am Fuße gebunden un mir damit umgezuppt. Als ich aber hinkomm' nach meine Melonen, ach du meine Zeit, da hätte da eine Eule geseſſen, un sie wären alle futsch, un wären doch noch kein Jahr so schön geraten."

Bohmhamel wurde, wie gesagt, von dieser Zeit ab mit Nachtwächterdiensten nicht weiter belästigt, und die Gartendiebstähle wurden ungestört fortgesetzt. Herr Barten wälzte allerlei sonderbare Pläne in seinen Gedanken, jedoch konnte er zu keinem Resultat kommen. An einem schönen Herbstmorgen machte er einen einsamen Spaziergang ins Freie und grübelte über seiner Lieblingsidee, ob es nicht möglich sei, die Gartendiebe auf dieselbe Weise zu fangen, wie er sich einst Adi Piepenbrinks bemächtigt hatte. Adi Piepenbrink war ein Häuptling der Straßenjungen des benachbarten Viertels und genoß bei seinem Stamme großes Ansehen. Er war von dem dieser ganzen Korporation gemeinsamen Haß gegen alles Blanke, Polierte, Frischgestrichene, Unbeschmierte und Anständige erfüllt und verachtete unbeschreiblich jene wohlgekleideten jungen Altersgenossen, die in den untern Klassen des Gymnasiums Humaniora studierten. Es bereitete ihm eine diabolische Genugthuung, wenn sich einer dieser wohlgesitteten jungen Männer in seine Straße verirrte, wo er ihn allein hatte. Er überfiel diesen jungen Patrizier dann plötzlich, indem er das Kriegsgeheul seines Stammes ausstieß, aus dem Hinterhalt und zwang ihn zu einer entehrenden und demütigenden Zeremonie, die darin bestand, daß er den Eindringling dreimal an seinen Holzpantoffel riechen ließ. Wollte der Fremde diese Bedingung nicht erfüllen, so suchte er ihn durch eindringliche posteriore Bearbeitung mit demselben Holzpantoffel seinen Wünschen geneigt zu machen. Dieser Adi Piepenbrink hatte nun eine zärt-

liche Besorgnis für die mit einem blankpolierten Messinggriff versehene Hausthürglocke des Doktors, indem er wahrscheinlich der Meinung war, diese Vorrichtung möchte, da der Doktor so wenig Besuch erhielt, durch Mangel an Gebrauch einrosten und unbrauchbar werden. Er hielt es deshalb für seine Pflicht, jedesmal, wenn er vorbeikam, einen kräftigen Zug an dieser Klingel zu thun, und war dann, wie man wohl bemerken konnte, sichtlich erfreut, wenn er die bellende, langsam aushallende Stimme der Glocke durch das Haus schallen hörte. Da er nach Art aller echten Wohlthäter unbekannt zu bleiben wünschte, so hatte er bei diesem Akt bereits die Holzpantoffel in der Hand und jagte nach der That barfüßig und schnellbeinig um die Ecke. Man hatte ihn jedoch eines Tages entdeckt und da man seine Wohlthaten mißverstand, stellte sich Bohmhamel mit einem schwanken Röhrlein im Thorweg auf die Lauer. Aber er sollte beim erstenmal schon einsehen, daß er mit seinen zittrigen Kümmelbeinen der Schnelligkeit dieses jungen Helden nicht gewachsen war.

„Herr Doktor," sagte er, „dieser langschinkigte Bengel is mich zu fix, er könnte ja doller rönnen as eine Lakemetive un ich könnte mich die Zunge aus dem Halse jappen, wenn ich ihm faßt kriegen wollte. Aber das sag' ich Sie, Herr Doktor, kriegte ich ihm mal, dann wollte ich ihm seine Schinkens gehörig ins Salz legen."

Herr Barten verfiel, als dieser Unfug kein Ende nahm, auf eine geniale Idee. Er setzte seine galvanische Batterie mit dem nötigen Zubehör in Gang, brachte den einen Pol durch eine isolierte Drahtleitung mit

dem Klingelzug, den andern ebenso mit der darunter liegenden eisernen Platte in Verbindung, postierte Bohmhamel mit dem bekannten Röhrchen hinter den Thorweg und wartete des Erfolges seiner Fangvorrichtung. Es ist bekannt, daß, wenn man die beiden Handgriffe eines solchen galvano-elektrischen Apparates erfaßt, so daß der Strom durch den Körper geleitet wird, es unmöglich ist, die Griffe loszulassen, weil die Hände durch die Wirkung der Elektrizität gezwungen werden, sich zu schließen und immer fester anzukrampfen.

Nach einer Zeit vergeblichen Wartens scholl plötzlich ein wahnsinniges, zeterndes Klingeln durch das Haus. Herr Barten sah aus dem Fenster und, siehe, der Fisch saß an der Angel und zappelte erbärmlich, sich wieder zu befreien. Zugleich erfüllte ihn das grauenhaft Geheimnisvolle dieses Vorganges und das erschütternde Gefühl, das der elektrische Strom in seinem Körper hervorbrachte, mit entsetzlicher Angst, die er durch ein erbärmliches Geheul zur Genüge kundgab.

„Warte nur," sagte Herr Barten, „Bohmhamel kommt gleich." Und Bohmhamel kam mit dem Röhrchen und legte dem Jüngling die Schinken ins Salz, wie er versprochen hatte, und seine Nase strahlte doppelt im Widerschein innerer Genugthuung, denn eine alte Rechnung ward ausgeglichen. Adi Piepenbrink war nämlich der Erfinder des „Brandgiebels", was der Alte wohl wußte. Nachdem sich bereits einige vor Entsetzen starre alte Weiber rings gesammelt hatten, unterbrach der Doktor die Leitung, und wie ein Pfeil flog der befreite und heulende Adi

um die Ecke. Von jetzt ab ging er stets nur auf der andern Seite der Straße und wagte kaum einen scheuen Blick auf den verhängnisvollen Klingelzug.

An diese Geschichte dachte Herr Barten bei seinem Herbstmorgenspaziergang, denn er hoffte noch immer einen Ausweg zu finden, bei seiner Gartenmauer eine ähnlich wirkende Einrichtung anzubringen. Aber bei der großen Ausdehnung der Mauer und wegen sonstiger in der Natur der Sache liegender Hindernisse war die Erfüllung dieser Hoffnung wohl ziemlich unwahrscheinlich. „Wenn ich nur ein einziges Mal einen Kerl auf der Mauer festmachen könnte und ein paar alte Weiber es mit ansähen, so wäre mir geholfen," dachte er. In diesem Moment ward ein Heuhaufen, der an seinem Wege lag, lebendig, ein junger Mensch, der dort übernachtet hatte, wühlte sich hervor, strich sich die Heuhalme aus dem Gesicht und starrte ziemlich verschlafen in die Welt. Wie ein Blitz ging Herrn Barten ein Gedanke durch den Sinn. Er ließ sich mit diesem jungen Landfahrer in ein Gespräch ein und vernahm, daß es ihm zu Hause nicht mehr gefalle und er sich nun nach Hamburg durchfechte, um dort eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Amerika zu gewinnen. Geld habe er nicht, er wolle aber in Amerika Gold graben und reich werden und wiederkommen und seine Verwandten ärgern, daß sie schwarz würden. Dies waren seine Vorsätze. Herr Barten fragte ihn, ob er wohl lieber mit der Eisenbahn nach Hamburg fahren möge, als sich durchfechten. Dagegen hätte er gar nichts, war die

Antwort. Ob ihm wohl mit einer Empfehlung gedient sei, die ihm freie Ueberfahrt nach Amerika verschaffe? Der junge Mensch meinte, zum Narren halten ließe er sich nicht, und alte Leute sollten solche Witze nicht mehr machen. Ob er wohl auch ein wenig Reisegeld nicht ausschlagen würde? Nun wurde der Jüngling aber wirklich böse und machte allerlei anzügliche Bemerkungen. Herr Barten aber sprach: „Dies alles sollen Sie haben, wenn Sie mir einen Gefallen thun."

Der Landstreicher meinte, darauf sei er neugierig.

„Es gibt aber Prügel dabei," sagte Herr Barten, „Sie müssen sich von meinem Gärtner durchprügeln lassen!"

Der Fremdling kraute sich hinter den Ohren und machte ein bedenkliches Gesicht, er fing an, den alten Herrn für verrückt zu halten.

„Sie können sich ja etwas unterstopfen!" meinte Herr Barten pfiffig."

„In der Schule nahmen wir einen Atlas," sagte der Fremde schnell, „aber der Lehrer merkte es am Klappen!"

„Mein Gärtner merkt nichts," tröstete der Doktor, „und je mehr es klappt, desto besser ist es. Der Atlas ist gut; mein kleiner Stieler wird gerade das Format haben. Bleiben wir bei dieser Idee."

Dann entwickelte er dem jungen Menschen seinen Plan. Nachdem dieser eingewilligt hatte, schritt der Doktor langsam und würdevoll wie gewöhnlich der Stadt zu.

Der Fremde blieb eine Weile stehen und lachte kopfschüttelnd in sich hinein. Dann schwenkte er seinen

Stock um sein verwegenes Haupt und folgte der Spur des Doktors in gemessener Entfernung.

Am Abend desselben Tages zur späten Dämmerungszeit hatten einige alte Mütterchen, die in den Gräben Gras für ihre Ziegen geschnitten hatten und nun mit ihrer Last den Feldweg, der am Garten des Doktors vorüberführte, entlang kamen, einen seltsamen Anblick. Auf der Gartenmauer ritt ein junger Mensch, der einen Sack mit Obst vor sich liegen hatte, und ganz erbärmlich schrie und wimmerte, und sich mit sichtlicher Anstrengung von der Mauer, die jedoch seine Sitzgelegenheit vermöge einer geheimnisvollen Kraft unwandelbar festhielt, zu befreien suchte. Die alten Mütterchen, die hörten wie er klagte, er sei gebannt und könne nicht los von der Mauer, wendeten wie auf Kommando die Gesichter einander zu und nickten so heftig, als wollten sie sich die Köpfe abwackeln, denn vor Entsetzen war ihnen die Sprache vergangen. Das Geschrei des Gebannten lockte noch mehr Menschen aus der Umgegend herbei und alle standen sie und folgten mit zitternden Knieen und geöffneten Mäulern dem entsetzlichen Verlauf der Dinge.

Plötzlich ward eine Leiter auf der andern Seite angelegt und Bohmhamels Antlitz tauchte rot wie der aufgehende Mond neben dem Fremden hervor.

„Szü, szü, da haben wir ja den Appeldieb,“ rief er, „das glaub' ich woll — Goldpepängs — da lickmündt woll mannigein nach. Nu kommt abersten die Sosse zu die Appels!“ Schwabb! klappte

sein Röhrchen auf den Stielerschen Atlas und der Fremde heulte wie ein homerischer Held.

„Ihr Bambusenvolk ihr. Was ich hier in Wochen un Monats — schwabb — mit meinen sauren Switz großgesogen hab — schwabb — das stiehlt mich so 'n dreidrähtigen Spitzbuben — schwabb! schwabb! — in einen einzigten Abend! Ja, wenn mein Herr Doktor nich wär'. Meint ihr denn, ihr Dämelacks, daß mein Herr Doktor nich ebensogut einen an 'ne Mauer festmachen kann, as an 'n Klingelzug?"

Die tiefe Stimme des Doktors erklang plötzlich hinter der Mauer und eine Totenstille entstand, selbst der Delinquent hörte auf zu winseln.

„Es ist genug, Bohmhamel," sagte er, „er wird's nicht wiederthun. Ich will ihn losmachen."

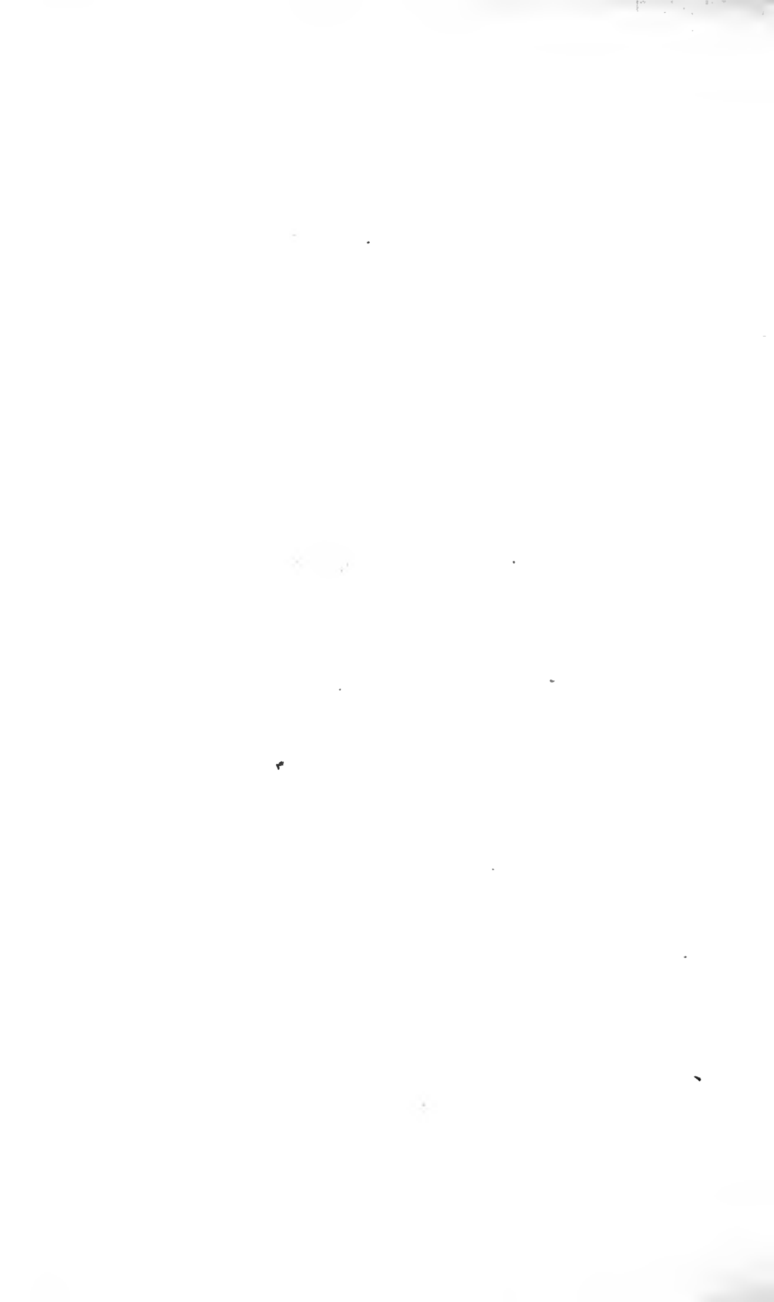
„Abrakadabra! Sei los und frei!"

In demselben Moment schnellte der Fremde wie durch eine Sprungfeder getrieben von der Mauer empor, sprang mit einem mächtigen Satz auf den Weg und verschwand eilends in der Dunkelheit. Daß aber desselben Abends Bohmhamel mit großer Geschicklichkeit den Fremden auf den Bahnhof spedierte und ihn mit einem Billet nach Hamburg in den Zug setzte, ist von niemand weiter bemerkt worden.

Von dieser Zeit ab aber war Herrn Bartens Garten wie gefeit und kein Kohlstrunk ward jemals aus ihm entfremdet. Denn die Dummen glaubten an Zauberei, und die Klügeren fürchteten eine geheimnisvolle physikalische Vorrichtung, wie sie einst Adi Piepenbrink so jämmerlich zu Fall gebracht hatte.

Die Versetzung.





Herr Oberlehrer Doktor Theophil Rungholt stand mit seiner langen Pfeife in einem ziemlichen „Hecht“ an seinem Stehpult und stutzte das schandbare Latein seiner Quartaner zurecht, da ward ihm eine Dame gemeldet, die ihn zu sprechen wünsche.

„Gewiß wieder eine Mutter,“ murmelte er, teils mit Ingrimm, teils mit Ergebung, schlachtete mit bluttriefender Feder noch schnell einige besonders fette Böcke und wandte sich dann mit einem Ausdruck strenger, erwartungsvoller Erhabenheit der Thür zu. Er glich in diesem Augenblick mit seinem lockig gesträubten Haare, den hochgezogenen Augenbrauen und dem etwas verwilderten Vollbarte ganz „dem Herrscher im Donnergewölk“, Zeus, und die lange Pfeife trug er in der Faust wie einen Blitz, der bereit war, jeden Augenblick auf das Haupt eines unglücklichen Widersachers niederzufahren.

Nun öffnete sich die Thür, und herein kam unter ziemlichem Schnaufen eine sehr wohlbeleibte Dame in mittleren Jahren, die, ohne eine Aufforderung abzuwarten, auf den nächsten Stuhl sank und sich

mit dem Muff Kühlung zufächelte. Dabei stieß sie in kurzen Absätzen heraus: „Verzeihen Sie, Herr Doktor . . . mein Herz . . . mein Asthma . . . drei Treppen . . . wir wohnen parterre . . . und dann die Aufregung!“

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Oberlehrer sehr kühl, indem er in seiner abwehrenden Position verharrte.

„Ich bin eine Mutter!“ sagte die Frau mit Nachdruck, „ich bin die unglückliche Mutter von dem Emil Schnäpel, der in Ihre Klasse geht. Ich habe gehört, er soll nicht versetzt werden. Das schneidet tief in mein Herz, noch dazu, wo sonst schon so viel Elend im Hause ist. Mein Mann ist Zahnarzt und hat zu thun, aber der Rheumatismus! Er verdient sein Brot mit Schmerzen. Und dann ich mit meinem Asthma, wo ich dann oft gar keine Luft kriegen kann . . .“

Herr Doktor Rungholt hatte die Empfindung, daß diese allerdings traurigen Umstände sehr wenig zur Sache gehörten, und da die Frau eine Pause machte, um nach Luft zu schnappen, fügte er ein: „Ja, das ist alles recht schön, aber —“

Die Frau fuhr zusammen, als würde sie von einem Dolchstich getroffen und rief: „Schön? Schön — sagen Sie, Herr Doktor? Schrecklich ist es! Wenn Sie es einmal mit anhören könnten, wie wir nachts auf unserm Schmerzenslager liegen und wimmern, mein Mann, weil er das Reißen hat, und ich, weil ich keine Luft kriegen kann, da würden Sie das nicht

sagen. Denken Sie sich nur, die ganze Welt ist voll Luft, nur für mich ist keine da. Und dazu die Sorge um das Kind. O Herr Doktor, wie können Sie da ‚schön‘ sagen!“

Der Oberlehrer wand sich ein wenig und sagte dann: „Geehrte Frau, ich wollte nur sagen: Das ist alles recht gut, aber —“

„Gut? Aber Herr Doktor, wie kann das gut sein? Das sind jammervolle Schicksale, das sind Leiden, die einen zur Verzweiflung bringen können. Wie kann das gut sein?“

Rungholt wurde ungeduldig. „Darf ich noch einmal fragen,“ sagte er, „womit ich Ihnen dienen kann? Meine Zeit ist beschränkt.“

Die Frau aber fuhr unbeirrt fort: „Mein Mann ist ein energischer Mann, er ist ein talentvoller Mann. Wie oft habe ich schon zu ihm gesagt: ‚Karl, ich muß dich bewundern! Wenn du auch das Reißen hast, du leistest doch mehr als andre.‘ Wenn Sie vielleicht mal 'n Gebiß brauchen oder Ihre Frau Gemahlin? Prima sage ich Ihnen. Und außerdem hat er ja das Zahnpulver erfunden, wo wir so gut mit verdienen. Und wie muß es nun kommen? Mein Mann ist doch Zahnarzt, und Herr Kuhlhase uns gegenüber bloß Zahnkünstler. Aber August Kuhlhase, der mit unserm Sohn in eine Klasse geht, der soll versetzt werden und unser Emil nicht. Wo bleibt da die Gerechtigkeit?“

Der Oberlehrer war nicht ohne Sinn für Humor, und allmählich kam ihm diese Sache doch ziemlich

lustig vor. Er lächelte ein wenig und sagte dann: „Geehrte Frau, wenn Ihr Mann auch das Zahnpulver erfunden hat und in seinem Berufe Tüchtiges leistet, so muß man doch von Ihrem Sohne sagen, daß er ein sehr mäßiger Schüler ist, August Kuhlhase dagegen einer der besten in der Klasse. Ich glaube nicht, daß wir Ihren Sohn versetzen können. So viel ich weiß, leistet er nur im Turnen Besonderes."

„Ja, Turnen," sagte die Frau, und ein Freudenschimmer ging über ihr Gesicht, da sie doch ein Lob hörte, „das hat er von meinem Bruder. Sehn Sie, als der in dem Alter von meinem Emil war, da ging er mehr auf den Händen rum als auf den Füßen, und den großen Totensprung machte er, daß einem das Herz still stand und die Luft weg blieb. Er wollte ja damals auch so eine Spezialität werden, wie in den Reichshallen und im Wintergarten auftreten, aber da ist Gott sei Dank nichts von geworden. Jetzt hat er ja die schöne Destillation in der Neuen Grünstraße, wo er so gut mit verdient, und Hausbesitzer ist er ja auch schon. Und was mein Emil ist, da haben Sie noch vergessen: Geographie. In der Geographie weiß er Bescheid. Zum Beispiel von Afrika, wo ja nun unsre Kolonien sind, von Kamerun und Klein- . . . na, Sie wissen ja, was ich meine . . . Wie kann man bloß anständigen Ländern, und wenn da auch nur Schwarze wohnen, solche Namen geben."

Rungholt lachte laut auf.

„Sie lachen, Herr Doktor? Das ist ein gutes

Zeichen. Ich wußte es ja gleich, als ich Sie sah, Sie würden nicht so sein. Nicht wahr, Sie werden eine von Kummer und Elend geplagte Familie nicht noch tiefer niederdrücken. Sie werden meinen Emil versetzen. Denken Sie doch an Kuhlhases, die uns gerade gegenüber wohnen, und der Mann ist noch dazu Konkurrent. Ich könnte nie wieder aus dem Fenster gucken, wenn Emil sitzen bleibt."

„Ich kann Ihnen wenig Hoffnung machen," sagte Rungholt, „aber einen Rat kann ich Ihnen geben. Schicken Sie Ihren Sohn auf die Realschule, auf dem Gymnasium wird er schwerlich weiter kommen."

Da schoß Frau Schnäpel auf von ihrem Stuhl und gab ihrer runden, kugeligen Gestalt alle Würde, die sie auftreiben konnte: „Herr Doktor," rief sie, „das sagen Sie mir? Wo mein Mann doch Zahnarzt ist und studiert hat, und wir zu den gebildeten Ständen gehören. Herr Doktor, Sie mögen ein sehr gelehrter Mann sein, aber wenn Sie auch noch so viel Vokabeln wissen, und alle unregelmäßigen Verba, die meinem Emil so sauer werden, vor- und rückwärts können, und wenn Sie auch Lateinisch und Griechisch und Hebräisch und meinetwegen auch Chinesisch gelernt haben, eins fehlt Ihnen doch, Herr Doktor — ein Herz haben Sie nicht!"

Und damit rauschte sie plötzlich zur Thür hinaus.

* * *

Als die Zeit der Versetzung herangekommen war, geschah das Unerwartete, daß Emil Schnäpel als der Letzte gerade noch mit durchrutschte und zur unbeschreiblichen Freude seiner Mutter und zur nicht geringeren seines Vaters als ein wohlbestallter Tertianer nach Hause kam. Bei der sorgfältigen Abwägung seiner Fähigkeiten hatte sich das Zünglein um „ne lütte Idee von 'n Gedanken von 'ne Papierdickte", wie die Maschinenbauer in Mecklenburg sagen, auf die gute Seite gestellt, was er aber weniger seinen wissenschaftlichen Verdiensten als dem Umstande zu verdanken hatte, daß er unter den vielen rauhen Schafen in seiner Klasse noch das glatteste gewesen war.

Am nächsten Tage schon ließ sich bei Herrn Oberlehrer Rungholt eine Dame melden, und herein trat zwar atemlos, aber strahlend, wie ein nach Westen gelegenes Fenster bei untergehender Sonne, Frau Schnäpel.

„O, Herr Doktor!" rief sie, „ich habe Sie verkannt. Ich nehme alles zurück. Sie sind ein guter Mann, Sie sind ein edler Mann."

Rungholt wehrte alles ab und meinte, wenn es allein nach ihm gegangen wäre, so würde Emil Schnäpel gewiß heute noch ein Senior und Häuptling der Quarta sein.

„Das sagen Sie nur so in Ihrer edlen Bescheidenheit!" rief sie, und dabei machte sie mit einem kleinen Päckchen, das sie zwischen beiden Händen trug, einige vergebliche Vorstöße, die aber

nicht gelangen, weil der Doktor seine beiden Hände krampfhaft auf dem Rücken gefaltet hielt. In diesem Augenblicke bemerkte sie durch die halb geöffnete Thür des Nebenzimmers die Frau des Doktors, die dort mit ihrem zweijährigen Kinde beschäftigt war. Diese sehen und zu ihr hineinstürzen, war das Werk eines Augenblicks, wie sich denn überhaupt Frau Schnäpel trotz ihrer rundlichen Fülle nicht allein eines lebhaften Gemütes, sondern auch einer merkwürdigen Beweglichkeit erfreute.

„O nun weiß ich," rief sie, „wem ich all mein Glück zu verdanken habe. Diese schönen Augen, diese Züge voll Sanftmut und Güte sagen mir alles. Sie sind eine Mutter, Sie können einem Mutterherzen nachfühlen. O nehmen Sie dies hier als ein Zeichen meiner ewigen, unendlichen Dankbarkeit!"

Damit drückte sie der jungen Frau das Päckchen in die Hand und war verschwunden, ehe das überraschte Paar nur recht zur Besinnung gekommen war. Sie standen beide und sahen sich recht verblüfft an.

„Ich habe eine schreckliche Angst," sagte die Frau Doktorin endlich, „daß Geld drin ist."

„Das schicke ich natürlich sofort zurück!" rief der Doktor, „und schreibe einen furchtbar groben Brief dabei! — Hahnebüchen!" fügte er mit grimmigem Nachdruck hinzu.

Zaghaft und langsam wickelte die junge Frau

das Paketchen aus. Als sie endlich den Inhalt in der Hand hielt, brachen beide Gatten zugleich in ein unauslöschliches Gelächter aus, denn was sich ihren Augen zeigte, war eine Schachtel von Karl Schnäpels weltberühmtem Zahnpulver.

Radau!

⁜





Radau! Radau, Radau, dau, dau!
Ein feines Lied wird jetzt gemacht,
Drum spitzt die Ohren, gebet acht,
Und habt ihr's euch gemerkt genau,
Stimmt herzhaft ein: Radau!

Fritz Sick.
(Fliegende Blätter.)

Die „Fliegenden Blätter", die stets eine feine Empfindung für die Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse des deutschen Volkes gezeigt haben, sind schon vor Jahren mit einem Radauliede hervorgetreten, von dessen fünfzehn Strophen die obenstehende die erste und zugleich die zahmste ist. Denn das Lied ist von einer, seinem Stoffe entsprechenden, fröhlichen Urkraft und nicht für die Kinderstube geeignet, obwohl man sagen muß, daß an diesem gesegneten Orte die ersten Vorstudien für das, was man Radau nennt, gemacht werden, und man dort in kinderreichen Häusern mit schwacher Regierung schon recht respektablen Leistungen begegnen kann.

Am meisten, scheint es mir, ist das Bedürfnis zum Radaumachen in den großen Städten und ganz besonders in Berlin bei gewissen Menschenklassen vorhanden, und zwar tritt es nicht so sehr in der Stadt selbst auf, sondern es regt sich in seiner ganzen

Stärke erst bei Landpartien oder bei Ausflügen in den Wald. Es ist, als könnten diese Leute den städtischen Lärm der verkehrsreichen Straßen, der Werkstätten und Bahnhöfe auch in der freien Natur nicht entbehren, und da der Wald ihn nicht hervorbringt, so erzeugen sie ihn künstlich durch sogenannte Radauinstrumente. Ich will die Industrie, die sich mit Hervorbringung solcher Instrumente befaßt, nicht ganz verdammen, denn mancher brave Mann ißt sein Brot davon, aber ich glaube doch, daß sie eine Erfindung des Teufels ist. Nicht des alten Lucifers selber, der sich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgibt, sondern jener seiner Subalternbeamten, denen die Bestrafung sündhafter Musikanten anvertraut worden ist, die selbstverständlich an ihren empfindlichsten Teilen, den Ohren, gepeinigt werden. Es gibt Kaufläden in Berlin, wo man diese Marterinstrumente in großer Auswahl und in allen möglichen Formen vorrätig finden kann, und es werden im Sommer gute Geschäfte damit gemacht. Sie werden aus Pappe und Blech in Form von Bombardons, Tuben, Flöten, Gießkannen, Tabakspfeifen und Tuthörnern hergestellt, und allen ist gemeinsam, daß sich mit möglichst geringer Anstrengung ein möglichst fürchterlicher Ton auf ihnen hervorbringen läßt. Sie bergen in ihrer unscheinbaren Hülle das Gebrüll des Löwen, das Trompeten des Elefanten, den Schwanengesang des Schweines, das Kreischen der Lokomotive, das Heulen verliebter Kater und das Geheul hungriger Wölfe und Hyänen. Wie oft sieht man

im Sommer sogenannte Kremser hinausfahren ins Grüne, deren Insassen reichlich mit solchen furchtbaren Instrumenten bewehrt sind, wie oft hört man nicht ihre herzzerreißende Musik durch die Stille des Waldes oder über den flimmernden See hinschallen. Ich muß gestehen, für mich hat dies thörichte Verfahren etwas Rätselhaftes. Die Katzenmusik der Studenten als ein Zeichen negativer Hochachtung kann ich verstehen, der ohrenbetäubende Lärm des Haberfeldtreibens als eine Mahnung zur Besserung ist mir begreiflich, aber warum man der unschuldigen Natur eine Katzenmusik bringt, das gibt zu denken. Noch dazu bei uns in Norddeutschland, wo sie doch nicht durch abscheuliche Töne, wie in den Tropen vielleicht, dazu herausfordert. Denn das bißchen Krächzen der Krähen, das Kläffen der Dohlen und der häßliche Schrei des Hähers spielt doch am Ende keine Rolle; im allgemeinen sind die Stimmen der Natur lieblich wie im Liede der Vögel, dem Gesäusel der Blätter, dem zarten Gesang der Tannennadeln, oder erhaben, wie im Brausen des Sturmwindes und im Rollen des Donners.

Ich kann mir nur denken, daß es Leute gibt, die in dieser hastigen, zerrissenen Welt so unganz geworden sind, daß sie die erhabene, in sich selbst versunkene Einheit der Natur als einen stillen Vorwurf empfinden, den sie durch möglichstes Getöse zu übertäuben suchen. Sie sind nicht mehr die Kinder, sondern die verlorenen Söhne der Natur und fühlen sich nicht wohl bei dem stillen Blick der gemeinsamen

Mutter. Und darum macht es ihnen ein wüstes Vergnügen, das heilige Schweigen des Waldes mit greulichem Getöse zu durchbrechen und die zarten Stimmen der Natur mit abscheulichem Lärm zu übertönen. Sie machen Radau!

„Radau! Radau, Radau, dau, dau!
Bis alles sich im Wirbel dreht,
Bis alles auf dem Kopfe steht,
Die ganze Welt in Fransen geht,
So lange wird gekräht!"

Gewissermaßen ein veredeltes Bedürfnis zum Radaumachen hat in Berlin zur Bildung verschiedener Trommlervereine geführt. Diese bestehen aus einer Anzahl von meist halbwüchsigen Burschen in Turnkleidung, und ihr einziger Zweck ist, möglichst viel und oft zu trommeln und zu pfeifen. Sie durchziehen des Sonntags in Trupps von wenigen bis zu zwanzig Mann und mehr die Wälder der Umgegend und trommeln unausgesetzt fürs Vaterland. Wenn sich dann an besonders beliebten Stellen des Grunewaldes zu dem Kreischen der spielenden Gesellschaften und dem Tuten der Radaubrüder noch der „Trommeln und Pfeifen kriegerischer Klang" mischt, dann entsteht ein Salat von Tönen, der nichts zu wünschen übrig läßt, ein Ohrenschmaus, zu dem eine gute Verdauung gehört.

Das Komischte, was mir aber an solchen geräuschvollen Vereinigungen jemals begegnet ist, habe ich im vorigen Jahre in dem nahe an Charlottenburg gelegenen Teile der Jungfernheide mehrfach zu be-

obachten Gelegenheit gehabt, nämlich den „Bombardonverein“, wie ich diese Gesellschaft genannt habe. Sie bestand aus vier halbwüchsigen Bengeln, deren einer ein mächtiges Bombardon, der andere eine Posaune, und der dritte ein Waldhorn führte. Der vierte hatte kein Instrument und mußte sich mit einer Stellung begnügen, gemischt aus Musikfreund und Notenpult. Sie hatten nämlich nur ein Notenbuch, und dies hielt er seinen Genossen vor, wenn der Drang nach Musik in ihnen erwachte.

Ach, leider schlummerte dieser immer nur kurze Zeit, während sie einige Schritte weiter durch den Wald wanderten, um wieder einen anderen schattigen Ort zum Zeugen ihrer Orgien zu machen. Sie bliesen mit einer so furchtbaren Inbrunst und einer so tiefen Andacht falsch, daß es erhaben zu sehen und zu hören war. Da sie sich bei ihrem Spiel weniger auf ihre Kunst als auf den lieben Gott verließen, und dieser ihnen offenbar gar nicht zu Hilfe kam, so war der Erfolg unbeschreiblich. Insonderheit das Bombardon, das durch des Basses Grundgewalt doch die ganze Geschichte zusammenhalten sollte, machte die unvermutetsten Sprünge, gleich einem Pferde, das, anstatt auf dem Wege zu bleiben, mit seinem Reiter fortwährend über die Seitengräben setzt. Da nun auch der Posaunist seine Züge entweder zu lang oder zu kurz einrichtete, und das Horn seine eigenen verbotenen Wege wandelte, so ergab das eine Zusammenwirkung, die wahrscheinlich nicht beabsichtigt, dafür aber desto origineller war. Zu Anfang konnte man

immer noch erkennen, wo sie hinauswollten und welchem Stücke sie zu Leibe gingen, doch da im Verlauf der Sache ein jeder an seinem eigenen Takte festhielt, so waren sie bald weit auseinander, wie drei verirrte Hammel, die im Walde schmerzlich nach einander blöken. An dieses Schicksal schon gewöhnt und durch manche Erfahrung belehrt, daß sie sich nun doch nicht wiederfinden würden, hörten sie auf und fingen unverdrossen wieder von vorne an.

Ich habe den Bombardonverein an verschiedenen Sonntagen des vorigen Jahres beobachtet, und obwohl dann der ganze Wald im Umkreis einer halben Stunde durch diese grausigen Töne akustisch verseucht war, so konnte ich diesen jungen Menschen doch nicht zürnen. Der dämonische Reiz, den jede ehrliche Tollheit auf mich ausübt, zwang mich jedesmal, den Tönen nachzugehen und die vier Musenjünger aufzusuchen. Die respektvolle Aufmerksamkeit, mit der ich aus einiger Entfernung ihren Vorträgen folgte, schien ihren Beifall zu finden und feuerte sie zu immer höheren Leistungen an. Sie kamen allerdings dadurch nur noch schneller auseinander. Wie erfüllt von der Wichtigkeit seines Postens und wie stolz auf diese Leistungen seiner Freunde war der Musikfreund, der als Notenpult diente! Was hätten sie ohne ihn auch wohl anfangen wollen? Wie bliesen die andern drei die hageren Backen auf bei ihren schwierigen Instrumenten, die alle viel Puste erfordern. Die Augen traten ihnen aus dem Kopfe, und die Gesichter sahen ganz knollig aus. Ich dachte mir, für die

Ausbildung ihrer Lungenflügel dürften diese Uebungen nur heilsam sein, und ich konnte ihnen nicht zürnen, weil ich sah, daß sie glücklich waren.

Ich dachte mir, diese Sonntagnachmittagsstunden seien am Ende die Licht- und Glanzpunkte ihres Lebens. An den Wochentagen hockten sie vielleicht in dumpfen Werkstätten an sonnenlosen Höfen, aber am Schluß der Woche stand es, wie wenn man am Ende eines düsteren und feuchten Kellerganges auf leuchtendes Grün und nickende Blumen sieht, dort war der Sonntag, wo man hinauszog in den Wald und unter grünen Bäumen die edle Kunst der Musik pflegte. Und wenn sie dies auch in scheußlicher Weise betrieben, darf man sich doch nicht wundern, daß sie daran Vergnügen hatten. Denn die allgütige Gerechtigkeit hat es also eingerichtet, daß sie dem ohnmächtigen Dilettanten als Ersatz das uneingeschränkte Vergnügen an der Ausübung seiner Kunst beschert, während diese dem Meister, der sich nie genug thut, nur ewige Arbeit und rastloses Ringen bedeutet. Und also ist es gut.

Ich dachte mir, wenn einer dieser jungen Menschen am Abend nach vollbrachter Arbeit dem andern auf der Straße begegnet, dann reden sie vom letzten Sonntag, wo sie mit dem „Hohenfriedberger" so fein abgeschnitten haben nach ihrer Meinung, und wie „duse" es geklungen hat: „das Meer erglänzte weit hinaus." Und sie trennen sich mit dem Ausspruch: „Na, also uff nächsten Sonntag — da woll'n wir aber mal feste wieder Musike machen!"

In diesem Jahre bin ich noch nicht wieder in jenem Walde gewesen und weiß daher nicht, ob der Bombardonverein dort noch sein Wesen treibt. Aber am nächsten Sonntag will ich mich aufmachen und mich nach ihm umsehen. Sollte ich ihn nicht wiederfinden, würde es mir leid thun!

Hans Hinderlich.





Es gibt allerlei Arten von Sammlungen und unter den Sammlern mancherlei Sonderlinge. Zu diesen gehört mein Freund Abendroth, denn er hat die ganz besondere Leidenschaft, Menschen zu sammeln. Es würde ihn mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt bringen, wollte er sich einen anthropologischen Garten anlegen und die merkwürdigen Exemplare seiner Sammlung hinter soliden Eisengittern aufbewahren, auch würde es den humanen Anschauungen unsrer Zeit nicht entsprechen, wollte er sie in Spiritus setzen oder mit Wickersheimerscher Flüssigkeit durchtränkt dauerhaft konservieren, deshalb betreibt er die Sache mehr auf eine ideelle Weise und trägt die ganze Sammlung in einem kleinen Kasten stets mit sich herum, in seinem Hirnkasten nämlich, wo er sie durch ein scharfes und untrügliches Gedächtnis gleichsam geistig einbalsamiert hat. Es gewährt ihm das größte Vergnügen, einem Menschen, an dem er einen eigentümlichen oder komischen Zug entdeckt hat, nachzusetzen wie ein Knabe einem seltenen Schmetterling, seine Bekanntschaft zu suchen und dem Kenner gleich, der einen neuen trefflichen Jahrgang behaglich schlürft, den ganzen geistigen Inhalt seines Opfers in sich hineinzusaugen, bis an dem vollständigen Charakterbilde nichts mehr fehlt

und jede kleine Absonderlichkeit sauber festgestellt ist. Dann wird es klassifiziert, rubriziert und in das betreffende Gedächtnisfach eingereiht. Die behaglichsten Stunden meines Freundes Abendroth sind die, wo er nach des Tages Arbeit gemächlich auf dem Sofa liegend, seine Pfeife raucht und dazu seine Sammlung revidiert. Bei einer solchen Gelegenheit kam eines Tages die Frau, bei der er wohnte, ins Zimmer und sagte, als sie ihn allein fand, ganz verwundert: „Du liebe Zeit, Herr Abendroth, ich glaubte, Sie hätten Besuch, weil Sie fortwährend so laut gelacht haben."

„O nein, Verehrteste," sagte dieser, „ich revidierte nur meine Sammlung, und da kam mir der alte Major in die Quere, der immer die Geschichten ohne Pointe erzählt."

Da die Frau diese dunkle Rede gar nicht verstand, so ward ihr dadurch wenig Aufklärung und sie mußte sich ohne Befriedigung ihrer Neugier mit innerlichem Kopfschütteln wieder entfernen. Sie soll übrigens ihrer intimsten Freundin, der geheimen Kanzleisekretärswitwe Kägebein, einmal im Vertrauen mitgeteilt haben, sie glaube, bei ihrem Mictsmann rappele es zuweilen ein wenig.

Die Neigung meines Freundes Abendroth, Menschen zu sammeln, ist nun auf mich übergegangen, und wenn ich darin auch weniger Gewandtheit und Spürkraft besitze, als mein Vorbild, so habe ich doch im Laufe der Zeiten auch ein recht nettes Sortiment zusammengetragen. Zuweilen besuche ich meinen Freund deswegen; wir vergleichen und bestimmen dann unsre Exemplare, tauschen Dubletten aus und erfreuen uns gemeinschaftlich an besonders seltenen und guterhal-

tenen Musterstücken. Dabei stellte es sich kürzlich heraus, daß wir zufällig beide ein und dasselbe Objekt gesammelt hatten, aber während er es sozusagen im Jugendkleide besaß, hatte ich Gelegenheit gehabt, das ausgefärbte Männchen zu beobachten, woraus sich dann eine sehr anregende und genußreiche Vergleichung ergab, aus der wir beide Gewinn und Belehrung zogen.

Es war dies ein Mensch, Namens Hans Hinderlich, einer der größten Lügner, die mir in meinem Leben begegnet sind, und da ich bereits früher schon aus meiner Sammlung einige bemerkenswerte Exemplare beschrieben und diese Beschreibungen in Druck gegeben habe, so sei es mir gestattet, auch dieser Spezies einige wenige Worte zu widmen.

Lügen und Lügen ist am Ende ein Unterschied. Mein Freund Abendroth versteht sich zum Beispiel ebenfalls wundervoll auf diese Kunst. Er ist ein vortrefflicher Geschichtenerzähler und wendet bei dieser Gelegenheit, um der Sache mehr Lebendigkeit zu geben, gern das Kunstmittel an, alles als eigenes Erlebnis vorzutragen, wodurch der Reichtum an sonderbaren Begebenheiten, der sich in sein kurzes Leben zusammendrängt, wahrhaft staunenswert erscheint. Jedoch hat er meines Wissens niemals Nutzen daraus gezogen und niemals die Naivität besessen, wirklichen Glauben für seine Geschichten zu erwarten. Dies wäre auch zu viel verlangt gewesen für die unglaublichen Erzählungen von den Thaten seines verstorbenen Hundes Polly, dem er alle die bekannten Geschichten aufhalste, die aufschneiderische Jägererfindung je in glücklichen Augenblicken ausgeheckt hat, von dem

er behauptet, er habe die warme Stelle auf dem Sofa, die den verbotenen Lagerplatz verriet, vor der Ankunft seines Herrn mit dem Schweife wieder kühl gewedelt und habe einmal, als man ihm mittags sein gewohntes Futter nicht gegeben habe, als Erinnerungszeichen aus dem Garten ein Vergißmeinnicht überbracht. Wie sollte mein Freund auch Glauben erwarten für die geniale Methode, durch die er sein einstmals beim Baden verlorenes Gebiß wieder erhielt, indem er, da alles Tauchen vergeblich war, ein wenig von seinem Lieblingsgericht Thüringische Kartoffelklöße an eine Angel band, worauf es sofort anbiß und emporgezogen werden konnte — wie sollte er dafür Glauben erwarten, zumal er keinen einzigen falschen Zahn besaß und mit seinem gesunden Gebiß Tische aufheben konnte. Auch verlangte er wohl niemals, daß jemand das als historische Thatsache betrachte, was er von dem großen Orkan erzählte, den er in Berlin im Jahre 1869 erlebt haben wollte. Er hatte sich unter den Linden vor der Gewalt des Sturmes an einen Laternenpfahl geklammert, allein die ungestüme Windsbraut riß ihm die Beine unter dem Leibe weg, so daß er eine Weile horizontal wie eine Windfahne an dem Laternenpfahl in der Luft hing, während gleichzeitig eine Droschke in den benachbarten Baum geweht wurde, wo sich das Pferd in den Zweigen verwickelte, indes der Kutscher angstvoll auf der flatternden Droschke saß und voll Entsetzen auf die fliegenden Geheimräte und Schneidermamsellen hinstierte, die die Luft erfüllten. Der Kutscher hatte Glück, denn der Ast brach, Pferd und Droschke fielen herab und er fuhr in einer

Atempause des Sturmes nach Hause. Mein armer Freund jedoch, der den schützenden Laternenpfahl nicht zu verlassen wagte, geriet kurz darauf in einen Wirbelsturm, der ihn nötigte, um den Pfahl herum eine Minute lang in horizontaler Lage die große Riesenwelle auszuüben.

Wie gesagt, mein Freund verlangte für diese Dinge keinen unbedingten Glauben und würde von dem Verstande dessen, der ihm solchen geschenkt hätte, am Ende keine allzuhohe Meinung gehabt haben. Hans Hinderlich dagegen, das gemeinschaftliche Exemplar unsrer Sammlungen, betrieb das Geschäft des Lügens in ganz andrer Weise. Er gehörte zu den Menschen, denen die Wahrheit als so etwas Alltägliches, Gewöhnliches und Reizloses erscheint, daß es ihnen förmlich widerlich und gemein vorkommt, von ihr Gebrauch zu machen, da es ihnen doch so leicht wird, durch ihren allzeit erfinderischen Geist das einförmige Leben zu bereichern und zu erweitern. Er log nicht allein, wenn er sich Nutzen davon versprach, wie wir es am Ende ja alle thun, nein er log aus Bedürfnis, aus Liebhaberei, er log, weil er nicht anders konnte. Diese Erscheinung, der man nicht allzu selten im Leben begegnet, scheint mir ein mißgeleiteter Dichtungstrieb zu sein; vielleicht wäre unser Mann bei seiner stets regen Erfindungsgabe durch eine andre und bessere Erziehung ein großer Poet geworden und hätte auf dem Gebiet der schönen Lüge, die wieder zur Wahrheit wird, Beträchtliches geleistet. Jedenfalls verschwendete er auf die Aufrechterhaltung seiner mannigfachen Lügengespinste eine solche Summe geistiger

Arbeit und Nachdenkens, daß er, wenn er diese auf etwas Nützliches gewendet hätte, damit sicher erfreuliche Resultate erreicht haben würde. So aber ward seine geistige Kraft durch diese lügnerischen Erfindungen vollständig aufgezehrt, so daß ihm für andres nichts übrig blieb, und er es auch nicht weiter gebracht hatte, als zu einem jener untergeordneten Bauzeichner, die der Bureauwitz, weil sie sich vorzugsweise mit dem mechanischen Durchpausen von Zeichnungen zu beschäftigen haben, mit dem klassischen Namen Pausanias zu bezeichnen pflegt. Wegen seiner allgemeinen Unbrauchbarkeit und einiger andrer Eigenschaften, die bald erwähnt werden sollen, hatte er selten irgendwo auf längere Zeit eine bleibende Stätte. Nur bei einer besonders nachsichtigen und langmütigen Behörde — und dies ist der Ort, wo er meinem Freunde Abendroth ins Netz lief — hat er sich einmal länger als einige Monate gehalten.

Hans Hinderlich betrachtete seine Anstellung bei irgend einer Bahn vor allen Dingen als eine Gelegenheit, Urlaub zu bekommen, womit in diesem Falle freie Fahrt auf allen Eisenbahnen Deutschlands verknüpft war. Da dringende Familienangelegenheiten bekanntlich der beste Grund sind, den man bei Urlaubsgesuchen vorschützen kann, so war er um dergleichen nicht im geringsten verlegen. Er brachte zunächst seinen Vater um, dann seine Mutter und schonte schließlich auch seine Geschwister nicht. Da er seinen Vater in Breslau, seine Mutter in Königsberg, seinen Bruder in Hamburg und seine Schwester in Stuttgart draufgehen ließ, so bekam er durch diese auffallende Familiensterblichkeit ein

schönes Stück von Deutschland zu sehen. Als er bemerkte, daß die Sache anfing, eintönig zu werden, schien er in Besorgnisse zu geraten über den Fortbestand seines Geschlechtes und nahm, so bald es anging, Urlaub, um sich zu verheiraten. Er beantragte dafür acht Tage, allein, da ihm die Antwort ward, fünf Tage seien für diesen Zweck vollkommen ausreichend, so begnügte er sich auch damit, und nachdem er auf dem Bureau eine ausschweifende Schilderung von der Schönheit, den Tugenden und dem Reichtum seiner Zukünftigen entworfen hatte, reiste er ab, diesmal nach Halberstadt. Nach Ablauf des Urlaubes kehrte er ziemlich niedergeschlagen wieder zurück und erzählte eine romanhafte Geschichte von unliebsamen Entdeckungen, die er gemacht hätte. Er schmückte sie mit reichlichen Tiraden über die Falschheit der Weiber aus und gestand, daß aus der Sache nichts geworden sei. Jedoch schien ihn dies nicht abgeschreckt zu haben, denn nach einer Weile begehrte und erhielt er wiederum Urlaub zum Zweck seiner Verheiratung mit einer Braut, die er sich — auf welche geheimnisvolle Weise, ist nie aufgeklärt worden — unterdes in dem entfernten Prag angeschafft haben wollte. Da auch dies nicht zum Ziele führte und er nach einiger Zeit zum drittenmale ein Gesuch einreichte, für denselben Zweck, der diesmal in Hildesheim erfüllt werden sollte, riß auch seiner langmütigen Oberbehörde die Geduld und er bekam das Gesuch zwar genehmigt zurück, jedoch mit der Randbemerkung, es sei im höchsten Grade wünschenswert, daß diesmal aus der Sache etwas werde. Aber siehe da, es gelang ihm wiederum nicht.

Genaue Nachforschungen, die wir späterhin anstellten, haben ergeben, daß er innerhalb des an den verschiedensten Anstellungen reichen Zeitraums von zehn Jahren zum Zweck der Erlangung von Urlaub seinen Vater siebenmal, seine Mutter viermal, seinen Bruder und seine Schwester je dreimal umgebracht hatte, und daß trotzdem diese ganze Verwandtschaft frisch und munter war und sich einer zufriedenstellenden Gesundheit erfreute. Den Versuch, eine Lebensgefährtin zu gewinnen, hatte er in dieser Zeit achtmal angestellt.

Als ich ihn kennen lernte, war ihm dies bereits gelungen und zwar hatte sich, was er so oft in der Ferne gesucht hatte, in nächster Nähe erfüllt. Jedoch schien er mit ihr nicht sehr nett umzugehen, denn ich erinnere mich, daß er, um einen Tag Urlaub zu erhalten, ihr einmal plötzlich ein Bein brach. Die Heilkraft, die dem Blute dieser Frau innewohnte, mußte aber grenzenlos sein, denn am andern Tage sah man sie schon wieder ganz munter auf der Straße an seinem Arme wandeln.

In dieser Zeit sprach er gerne von seinen Erlebnissen im französischen Kriege, wozu ich gleich bemerken muß, daß er ganz kriegsuntüchtig war und niemals gedient hatte. Nur mit Mühe konnte er zuweilen verhindert werden, die vernarbte Schußwunde zu zeigen, die er an seinem rechten Schenkel tragen wollte, obgleich seine Beine zu jenen gehörten, von denen die Sage geht, daß sie niemals von einer Kugel getroffen werden, da sie vermöge ihrer krummen Beschaffenheit sich stets an einem Orte befinden, wo man sie nicht vermutet. Die Andeutungen über die Verwüstungen,

die er in Frankreich in den Reihen der Männer und den Herzen der Weiber angerichtet hatte, ließen es als ein unsagbares Glück für dieses Land erscheinen, daß dergleichen gefährliche Charaktere unter der Invasionsarmee doch nur verhältnismäßig selten gewesen sind.

Schon lange hatte er sich bitter beklagt über die Ungerechtigkeit in der Verteilung der Ehrenzeichen, bis er eines Tages freudestrahlend hereingestürzt kam und verkündigte, man habe ihm nachträglich doch noch das eiserne Kreuz zuerteilt. Man hat es später freilich niemals an ihm gesehen, und er hatte es auch nicht gern, wenn man sich danach erkundigte.

In Augenblicken, wo eine Ueberraschung durch den Bureauchef nicht zu befürchten war, arbeitete er an einer abscheulich getuschten Fassade einer kleinen unmöglichen Villa, die er weder im Grundriß noch in irgend einem Schnitt dargestellt hatte, und deren Inneres ihm wahrscheinlich selber ein düsteres Geheimnis war. Er erzählte dazu mit großer Wichtigkeit, daß dieses rätselhafte Wohngehäuse bereits auf seinem Grundstück in Lichterfelde im Bau begriffen sei und er seine Frau damit überraschen wolle. Daran knüpfte er weise Belehrungen über die Spekulation mit Grundstücken und rühmte seine reiche Erfahrung in diesem Fache, während er doch in seinem Leben nie mehr Grund und Boden besessen hatte, als den, der sich bei feuchtem Wetter an seine Stiefel hing.

Zuweilen ward er von einem meiner Kollegen in einer abgelegenen Kneipe entdeckt, wo ihn die Leute mit Herr Oberingenieur oder Baurat anredeten

und ihn mit Ehrfurcht behandelten. Solche Zusammenkünfte fielen dann meist recht beschämend für ihn aus, und er pflegte diese Kneipe später zu vermeiden.

Zuletzt ereilte ihn sein gewohntes Schicksal und er ward entlassen. Als er fort war, kam noch ein Nachspiel in Gestalt einer fetten, atemlosen Frau, die sich nach dem „Oberingenieur“ Hinderlich erkundigte. Als man ihr klar gemacht hatte, daß es einen solchen nicht gebe, sondern nur einen Zeichner dieses Namens, der wegen Unbrauchbarkeit entlassen sei, schnappte sie nach Luft und fiel in Ohnmacht. Als sie sehr bald wieder zu sich kam, verkündigte sie unter kläglichem Gejammer, er sei ja nun doch Oberingenieur geworden und hätte die schöne Dienstwohnung und zwölftausend Mark Gehalt und er hätte doch die Möbel von ihr darauf hin bekommen und hätte doch noch keinen Pfennig bezahlt, und nun sei das alles nicht wahr und sie sei eine geschlagene Frau.

Es muß hierzu bemerkt werden, daß eine Ernennung Hans Hinderlichs zum Oberingenieur ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt haben würde und ebenso außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, wie die Beförderung des Portiers im Parlamentsgebäude zum Reichskanzler, ja daß dieser sein Amt in solchem Falle vielleicht viel besser ausgefüllt haben würde, als jener.

Ich habe seitdem nichts wieder von ihm gehört. Nur einmal ging die Sage, seine Familie habe ihn auf gemeinschaftliche Kosten nach Amerika spediert, und er sei dort Methodistenprediger geworden. Da aber diese Nachricht wahrscheinlich von ihm selber ausgeht, so ist sie mit Vorsicht aufzunehmen.

Wie mein Freund Bornemann „schweningerte“.

*





Daß mein Freund Bornemann ziemlich wohlbeleibt ist, weiß die Welt, und der geringe Teil, dem diese Thatsache noch unbekannt ist, erfährt sie hierdurch. Aber wie der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht, so geht der Mensch so lange zu Biere, bis er zu stark wird.

Eines Abends erwartete man meinen Freund in dem Weihenstephanausschanke an der Potsdamer Brücke vergeblich, und da er sich auch am nächsten Abend nicht einstellte, so gab das allgemein zu bedenklichem Kopfschütteln Veranlassung, denn mein Freund Bornemann war ein Gewohnheitsmensch, und von ihm galt, wie von kaum einem andern, das Wort des Kommersbuches: „So pünktlich zur Sekunde trifft keine Uhr wohl ein, als ich zur Abendstunde beim edlen Gerstenwein."

Als er sich auch am dritten und vierten Abend nicht einstellte, beschloß ich, ihn aufzusuchen; allein ganz zufällig traf ich ihn am andern Nachmittage im Tiergarten, wo er trotz der warmen Witterung mit großer Emsigkeit, und wie es mir schien, in einer gewissen fabrikmäßigen Weise spazieren ging. Dies war ebenfalls gegen seine Gewohnheit, denn den Tiergarten haßte er, wie alle Parks; sie waren ihm zu geleckt, und

wenn er spazieren gehen wollte, so fuhr er in den Grunewald und wurzelte dort zwischen den Kiefern umher.

„Sage mal, Bornemann, was ist dir?" fragte ich. Er machte ein tragisches Gesicht, und zwischen seinen Augenbrauen bemerkte ich zwei finstere Falten. „Er hat angeklopft," sagte er mit dumpfer Stimme.

„Wer?" fragte ich.

„Der alte Hans Mors eigenhändig," antwortete er. „Im wahren Sinne des Wortes angeklopft."

„Na, na," sagte ich.

„Sehr einfach," fuhr er fort. „Am Tage vorher war ein kleiner Herrenabend bei meinem Freunde Mosenthin. Krebse wie die Hummer, junge Hamburger Hühner, Erdbeerbowle, — gute Erdbeerbowle — viel Erdbeerbowle. Am andern Morgen war ich ganz munter, aber gegen zwölf Uhr, als ich am Schreibtische sitze, sonderbare Gefühle. Dicke Schläfenadern, Ziehen im Nacken. Plötzlich Angst, schwarz vor den Augen, tief Atem holen, ich fühle unwillkürlich nach dem Pulse, läuft wie so 'n abschnurrendes Uhrwerk, — schöne Geschichte, — Herzklopfen! Ich machte die Bekanntschaft solcher verdammten Gefühle zum erstenmal in meinem Leben, denn du kennst mich ja: Gesundheit eichenhaft, Magen, um Schuhsohlen zu verdauen, als erwachsener Mensch nie krank gewesen. Dies war mir außer allem Spaße, und ich ging zum Arzte. ‚Nun ja, ein bißchen Herzverfettung,' sagte dieser. ‚Da werden wir wohl ein wenig schweningern müssen.' Und dazu macht er ein Gesicht, als ob es sich um Hühneraugenschmerzen handelte. Nun, ich wußte es ja, der Schuft hatte gar kein Mitleid mit

mir, und innerlich lachte er; denn bei dieser Sorte herrscht mehr Freude über einen Gesunden, der endlich zu Kreuze kriecht, als über hundert Kränkliche, die ihnen sicher sind. Nun spannte er mich denn auch gleich in eine Zwangsjacke von ganz abscheulichen Vorschriften, nach dem Grundsatze, den Bräsig einmal ähnlich entwickelt, daß alles dem Menschen Angenehme ungesund ist, alles Widerwärtige und Eklige aber ausnehmend gut für ihn. Auf alle Dinge, die mir dies irdische Jammerthal erträglich machen, muß ich verzichten, eingesperrt in ein System von eisernen Gesetzesparagraphen. Wenn ich esse, darf ich nicht trinken, und wenn ich trinke, darf ich nicht essen. Eine neue Art von Faust siehst du in mir, dem zwei Seelen in seiner Brust wohnen, deren eine immer trinken will, wenn sie essen soll und deren andre stets essen möchte, wenn sie trinken darf. Und in meiner freien Zeit gebrauche ich im Tiergarten meine natürlichen Fortbewegungsmittel zu öden Spaziergängen und hänge trübseligen Gedanken nach über die Vergänglichkeit alles Irdischen, oder sitze des Abends, ausgestoßen aus der Gesellschaft der Glücklichen, in einer einsamen Weinhandlung bei einem Schöpplein säuerlichen Mosels und lese das öde Gewäsch der Herren Leitartikelschreiber, anstatt wie sonst dem anregenden Gespräche guter, verständiger Freunde zu lauschen. Aber ich kann ja nicht verlangen, daß sie mir in diese Höhle des Grames nachfolgen, wo ich mein Fett züchtige ..."

Bornemann führte mit einer Konsequenz, die ihm niemand zugetraut hatte, seine Kur durch und verschwand nach einiger Zeit gänzlich, um mit Zuhilfenahme des

Riesengebirges an der Verminderung seines Aeußeren zu arbeiten. Als ich hörte, daß er wieder da sei, besuchte ich ihn, denn ich wußte, daß sein Geburtstag war.

Ich fand ihn auffallend verändert und abgemagert; sein Rock hing weitläufig um seine Glieder, und seine Züge hatten etwas Schlaffes bekommen, als sei ihm seine Haut ebenfalls zu weit geworden.

Er war aber ganz vergnügt und zufrieden mit der Wirkung des Gebirges.

„Du weißt ja," sagte er, „daß ich die Berge für einen Unsinn halte. Dies ewige zwecklose Aufundnieder, diese blödsinnigen Felsenwände, auf denen nichts wächst, und der mangelnde Umblick, wenn man in den Thälern eingesperrt ist, wie in einem Gefängnisse, alles dies halte ich für eine Verirrung der Natur. Aber gegen Fett sind sie gut, ohne die Berge hätte ich nie so rasch dieses Resultat erreicht." Und damit deutete er auf sechs mit Blumen bekränzte Zigarrenkasten, die, zu einem Würfel aufgebaut, seinen Geburtstagstisch schmückten.

Ich verstand den Zusammenhang seiner Rede nicht und fragte: „Nun, wer hat dich denn so reich mit Zigarren beschenkt?"

Er klappte den Deckel der einen Kiste auf, zeigte, daß sie leer war, und sah unendlich pfiffig aus. „Warst du auf der letzten großen Ausstellung?" fragte er dann. Als ich nickte, fuhr er fort: „Da hast du gewiß die glänzenden Würfel gesehen, die die jährliche Silber- und Goldproduktion darstellen. Nicht wahr, das gab ein hübsches Bild. Man sah es körperlich vor sich und konnte sich eine Vorstellung machen. Nun, sieh mal,

diese Zigarrenkisten sind auch so ein plastisches Hilfsmittel, sie stellen nämlich meinen Fettverlust dar, den ich in angestrengter Mühe und Arbeit erzielt habe. Jede dieser Zigarrenkisten hat fast genau einen Inhalt von zwei Kubikdecimetern und entspricht darum einem Gewichte von etwa vier Pfund. Sechs sind es, — viermal sechs sind vierundzwanzig, und so viel Pfunde habe ich mir glücklich ‚vom Leibe geschmorgt'. Das habe ich mir gestern genau ausgerechnet und mir dieses Resultat heute morgen als mein bestes Geburtstagsgeschenk selber aufgebaut. Es ist doch eine merkwürdige Sache, wenn man es so körperlich vor sich sieht." Und er betrachtete seinen Aufbau mit schwärmerischen Blicken.

„Nun, nach solchen Erfolgen," sagte ich, „wirst du doch gewiß auf deinen Lorbeeren ruhen?"

„Nimmermehr!" antwortete er mit einer gewissen Größe und einer erhabenen Handbewegung. „Sieh mal, jetzt empfinde ich schon eine gewisse Wonne an der Enthaltsamkeit und bin, so zu sagen, ein Fanatiker der Entbehrung geworden. An glühenden Sommerabenden, nach heißen, stillen Tagen, wie wir sie in diesem Jahre so viele hatten, da versetze ich mich gern in die Lage eines Forschungsreisenden in der afrikanischen Wüste, eines solchen, zu dessen lieblichen Gewohnheiten es in der Heimat gehörte, allabendlich in ein kühles Bräu einzukehren und unterschiedliche Maß zu trinken. Denke nur, mit welcher Inbrunst er sich nach heißer Wanderung am Abend in der schatten- und bierlosen Gegend in den Gedanken vertiefen wird, Doktor Fausts Mantel zu besitzen, damit er sich schnellen Fluges in ein kühles Bräu-

haus zu begeben vermöchte, um seinen erhabenen Wüstendurst nicht nutzlos zu Grunde gehen zu lassen. Ich dagegen, wenn ich am heißen, glühenden Abend nach beendigter Schmorkur von meinem Spaziergange zurückkehre, brauche Fausts Mantel nicht. Es liegen an meinem Wege zahllose der herrlichsten Biertempel in allen Stilarten, und in jedem fließt ein andrer köstlicher Stoff zur beliebigen Auswahl; allein stolz schreite ich vorüber, die Hand in den Busen gesteckt, und lasse mir genügen an dem Hochgefühle, unwandelbaren Grundsätzen zu gehorchen."

Nun, ich bewunderte meinen Freund Bornemann wegen seiner gewaltigen Grundsätze, hegte aber einen leichten Zweifel an ihrer Dauer in meinem Herzen, denn diese Tugend erschien mir ein wenig zu wortreich und mit allerlei verzweifelten Schnörkeln geziert.

Jedoch einstweilen blieb es beim alten, und er schien seiner Widerstandskraft schon manches zuzutrauen, denn er kam wieder in die Sitzungen des „Allgemeinen deutschen Reimvereins", dessen Mitglieder sich damals an jedem Freitag abend in der Jägerstraße beim Münchener Biere versammelten. Sein dünnes, halbes Fläschchen Moselwein nahm sich dürftig aus zwischen all den breitspurigen und behäbigen Maßkrügen, allein er ließ sich das nicht anfechten, hielt die schönsten Reden über den Nutzen der Enthaltsamkeit und Tugend und zuckte mit keiner Wimper, wenn ringsum der herrliche Stoff mit begeisterten Worten gelobt wurde.

„Meine lieben Freunde," pflegte er gern zu sagen, „das deutsche Volk steht wieder auf der Höhe und hat vielleicht den äußersten Gipfel seiner Macht noch nicht

einmal erklommen. Aber zwei tückische Dämonen nagen bereits an seinen Wurzeln, zwei böse B, und sie nennen sich Bier und Bildung. Am Bierdusel und am Bildungsdusel wird unser Volk schließlich wieder zu Grunde gehen. Durch den Zwang zu ewigem, ödem Gelerne und thörichter Examensmacherei wird die Thatkraft seiner Jugend gelähmt, und das Wenige, was dann noch übrig bleibt, wird in dem großen Biersee untergehen, dessen Fluten immer höher anschwellen. Wie sinnreich ist es nicht, daß diese beiden Wörter alliterierend aneinanderklingen. Denn daß sie auch in Wirklichkeit zusammengehören, das beweisen unsre höchsten Bildungsstätten, die Universitäten, wohl schlagend genug."

Mit solchen kuriosen Gedankenspielen beschäftigte er sich gern und liebte es, die Richtigkeit seiner Ansicht mit großem Wortschwalle und dem Aufwande seines ganzen Scharfsinnes zu verfechten. Jedoch im Laufe des Herbstes bemerkte ich, daß er laxer wurde in seinen Gesinnungen und nicht mehr so genau nach der asketischen Strenge seiner ärztlichen Vorschriften lebte. Er hatte immer wundervolle Entschuldigungen bei der Hand und wußte der Sache stets ein schimmerndes Mäntelchen umzuhängen. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal traf, wie er eine ungeheure Portion Spickgans verzehrte und zwar mit sämtlichem Fett. „Nun, ist denn das kurgemäß?" fragte ich.

„Geflügel hat der Arzt mir erlaubt!" sagte er mit dem unverschämtesten Ernste, indem er die Augen ein wenig zusammenkniff, und zugleich um seine Mundwinkel ein leises, tückisches Lächeln zu spüren war.

Dann bemerkte ich mit Entsetzen, daß er unmittelbar auf dieses Gericht ein tüchtiges Glas Mosel setzte, eine der größten Sünden gegen diese Kur, die Essen und Trinken durch angemessene Zeiträume voneinander trennt. „Nanu!" rief ich verwundert. Er sagte mit derselben eisernen Stirne wie vorhin: „Bei Schwimmvögeln gestattet man sich eine Ausnahme."

Als wir nach einiger Zeit einmal wieder im „Allgemeinen deutschen Reimverein" zusammenkamen, gab es desselben Abends graue Erbsen mit Speck, genau nach ostpreußischer Weise zubereitet, eine Speise, die bei Leuten, die eine Entfettungskur brauchen, auf dem Index steht und so viel bedeutet wie Gift. Bornemann war ein Ostpreuße, und man muß wissen, daß diese für solches Gericht denselben Fanatismus haben, wie die Thüringer für Kartoffelklöße und die Hamburger für Aalsuppe. Ich saß ihm gerade gegenüber und konnte gut beobachten, mit welchen Blicken er das Gericht betrachtete, das seinem Nachbar soeben aufgetragen wurde. Er sah von der Seite darauf hin, und es zuckte lüstern um seinen Mund. „Sieht gut aus!" sagte er dann. Sein Nachbar, ebenfalls ein Ostpreuße, nickte nur und machte sich an seine Arbeit. Eine Wolke von köstlichem Dufte stieg Bornemann in die Nase; er schnupperte ein wenig und sagte dann: „Riecht gut!"

„Schmeckt auch gut!" erwiderte der Nachbar, gefühllos und grausam.

Bornemann grunzte etwas Unverständliches, wendete sich ab und trommelte mit den Fingern auf dem Tische. Doch nicht lange dauerte es, so drehte er

wieder den Kopf und schielte eine Weile auf das verlockende Gericht.

„Ist es wirklich gut?" fragte er dann.

„I—de—al!" sagte sein Nachbar.

Bornemann sah wieder von seitwärts auf den Teller hin und bewegte die Finger, ähnlich wie ein Laubfrosch, wenn er die leckere Fliege ins Auge gefaßt hat. Noch einmal riß er sich zusammen, wandte sich kurz ab und versuchte ein Gespräch mit seinem andern Nachbar anzuknüpfen. Allein es gelang ihm nicht, denn seine Seele war nicht bei der Sache. Mit magischer Gewalt zog es ihn wieder herum, und sehr eindringlich fragte er dann: „Nun sagen Sie mir aber mal ehrlich: ist es wirklich gut? Ist es gerade so, wie bei uns zu Hause?"

Der andre machte ein verklärtes Gesicht und rief: „Gewiß, Mannchen, genau so! Mit einem Worte: ideal!"

Ein fürchterlicher Kampf wogte in Bornemanns Innerem. Seine Züge veränderten sich, sein Atem ging schwer, er ballte seine Faust, und ich sah deutlich, wie ein ungeheurer Entschluß in ihm reifte.

„Kellner!" sagte er plötzlich, und seine Stimme bebte vor verhaltener Erregung, „bringen Sie mir auch graue Erbsen, aber," — so fügte er mit gedämpfter Stimme, jedoch sehr eindringlich hinzu, — „mit zweimal Speck."

„Wenn schon, — denn schon!" murmelte er dann für sich und ließ seine Augen scheu über die Tafelrunde gleiten. Aber niemand hatte darauf geachtet, und ich hatte beizeiten meine Blicke diskret abgewandt.

Soll ich nun ausmalen, wie das Verderben weiter fortschritt und von dem stolzen Baue seiner erhabenen Grundsätze ein Stein nach dem andern abbröckelte? O nein, ich glaube, das ist ein Schauspiel, an dem sich nur böse Menschen zu erfreuen vermögen, und solche habe ich nicht unter meinen Lesern. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ihn um diese Zeit ein andrer Freund in der „Stadt Athen" antraf, wo er vor drei geleerten halben Litern badischen Weines saß und eben mit dem vierten beschäftigt war. „Was machen Sie hier?" fragte der Freund, verwundert über die Leistung.

„Ich enthalte mich des Bieres, wie Sie sehen!" knurrte Bornemann ingrimmig.

Und ebenfalls darf ich nicht verschweigen, daß ich ihn sechs Wochen später in einem Bierlokale, wo niemand von uns sonst zu verkehren pflegte, vor einem mächtigen Maßkruge fand. Er wurde sichtlich rot, geriet in Verlegenheit, stotterte einen Satz, von dem ich nur die Wörter „ausnahmsweise mal" verstand und kam sich sichtlich höchst entlarvt vor. Den Akt der Bezahlung suchte er augenscheinlich in einen geheimnisvollen Schleier zu hüllen, indem er das Geld unter dem Tische abzählte und es dem Kellner, der ihn zu meiner Verwunderung wie einen täglichen Stammgast behandelte, stillschweigend in die Hand drückte. Dieser ließ seinen Blick darüber hingleiten und sprach die schrecklichen Worte: „Also fünf Liter, wie gewöhnlich. Danke schön, Herr Doktor!"

Das war das Ende der Entfettungskur meines Freundes Bornemann.

Thüringische Kartoffelklöße.



Das Leben jedes echten Thüringers ist gleichsam mit einer Perlenschnur von Kartoffelklößen durchflochten, und seine Augen leuchten, wenn er nur den Namen dieses für ihn so köstlichen Gerichts aussprechen hört.

Ganz besonders in der Fremde nimmt der Kartoffelkloß für ihn einen geradezu symbolischen Charakter an, er bedeutet ihm die Heimat mit all dem Lieblichen, Holden und Trauten, das für den trotzdem so wanderlustigen Deutschen mit diesem Worte verknüpft ist, und haben sich irgendwo in der weiten Welt Thüringer um dies köstliche Gericht zusammengefunden, so verzehren sie es mit lyrischen Empfindungen, und den weicheren unter ihnen werden die Augen feucht. Angehörige des kräftigen und ausdauernden Volksstammes der Thüringer sind über die ganze Welt verbreitet, und überall, wohin sie gelangen, vermögen sie zu gedeihen, sofern das Land Kartoffeln hervorbringt. Denn die grünen Berge, die rauschenden Wälder, die lieblichen Thäler, die rieselnden Bäche seines Heimatlandes vermag der Thüringer zu entbehren, nicht aber das köstliche Gericht, an dem die

holdesten Erinnerungen seiner Jugend haften. Davon hat mein Freund, der Afrikareisende Doktor Elgersburg, selbst ein geborner Thüringer, ein höchst sonderbares Beispiel berichtet. Als dieser vor einigen Jahren den Kongo hinauffuhr, gelangte er an eine Station, wo man ihn mit Freuden begrüßte, als man hörte, daß er ein Arzt sei, denn einer der dort angestellten Europäer, der, wie sich bald zeigte, ebenfalls von Geburt ein Thüringer war, lag schwer krank danieder, und keines der in der Stationsapotheke vorhandenen Mittel wollte ihm helfen. Man führte den Doktor Elgersburg zu dem Kranken, und dieser erfahrene Arzt wußte auf den ersten Blick, was seinem Landsmann fehle. Als die wohlbekannten Laute des heimischen Dialektes an das Ohr des Patienten schlugen, ging ein schwaches Lächeln über seine schlaffen Züge, und in seinen Augen leuchtete etwas wie Hoffnung auf. Doch dies matte Licht erlosch bald wieder, und mit müder Stimme sprach er dann: „Sie können mir doch nicht helfen, Herr Doktor, es geht zu Ende. O, wär' ich doch nie in dies infame Land gekommen!"

„Nur Mut, lieber Landsmann!" sagte der Arzt, „so schlimm steht die Sache denn doch nicht. Passen Sie nur auf, die Geschichte wollen wir bald haben."

Dann ging er hinaus zum Chef der Station und sprach zu dem: „Ganz einfache Diagnose. Der Mann hat Heimweh. Der Mann ist Thüringer. Sind Kartoffeln am Ort?"

Es zeigte sich, daß von der letzten europäischen Proviantsendung noch deren 50 Liter vorhanden ge-

wesen waren, allein diese hatte man zur Aussaat bestimmt, und gerade am Tage vorher waren sie in die Erde gekommen.

„Hier handelt es sich um ein Menschenleben!" rief der Arzt, „da müssen unbedingt ein paar Liter wieder ausgekratzt werden! Anders kann ich den Mann nicht retten."

Kopfschüttelnd schickte der Stationschef auf das energische Drängen des Doktors ein Negerweib hin, und binnen kurzem kam dieses mit einem Korbe voll Kartoffeln zurück. Als nun diese geschält wurden und solch wohlbekanntes Geräusch, sowie das taktmäßige Plumbsen der fertig geschälten Knollenfrüchte in den Kücheneimer hörbar ward, da war es merkwürdig zu sehen, wie eine sanfte Röte über das Gesicht des Kranken im Nebenzimmer zog, und wie sich seine Ohren spitzten gleich denen eines Schlachtrosses, das den Klang der Kriegstrompete vernimmt. Und als nun gar eine Reibe herbeigeschafft und die Kartoffeln gerieben wurden, da richtete er sich ein wenig auf einem Arm empor und strich sich wie träumend mit der Hand über die Stirn. „Nun, wie ist Ihnen?" fragte der Arzt, der soeben in die Thür getreten war.

„Sonderbar, höchst sonderbar!" sprach der Kranke. „Mir ist, als träumte ich. Als wär's Sonntagvormittag, und ich zu Hause bei meiner Mutter in Ilmenau ‚unter den Linden', wo der Brunnen vor der Thüre steht."

„Ja, ja," rief der Arzt, „es kommt noch besser, warten Sie nur!"

Da sonst ein geeignetes Instrument am Orte nicht vorhanden war, so hatte doch der Arzt eine Kartenpresse entdeckt und diese sogleich für seine Zwecke in Anspruch genommen. Er schlug die Masse der geriebenen Kartoffeln in eine Serviette, spannte sie ein und hieß das Negerweib die Schrauben anziehen. Als der Kranke das Knarren der Schrauben vernahm und das girrende Rieseln des ausgepreßten Saftes, da richtete er sich ganz auf von seinem Lager und sah mit glänzenden Augen vor sich hin: „Ich weiß nicht, wie mir ist," flüsterte er vor sich hin, „mir wird so wohl; ich glaube, ich kann noch wieder gesund werden."

Ein wenig Weißbrot war vorhanden; es ward nach der Anweisung des Arztes in Würfelchen geschnitten und geröstet. Dann formte er selber kunstgerecht aus der vorbereiteten Masse die stattlichen Klöße und verteilte die Semmelbrocken sachgemäß. Während das Gericht nun kochte, kehrte der Doktor zu seinem Kranken zurück und saß in fröhlicher Erwartung zukünftiger Ereignisse an dessen Lager. Doch dieser war wieder ganz in sich zusammengesunken, der Glanz seiner Augen ausgelöscht und jeder Hoffnungsschimmer von seinen Wangen verschwunden. „Nur Mut, nur Mut!" sagte der Arzt, „die Medizin ist bald fertig."

Nach einer Weile entstand draußen ein Geräusch, der Doktor eilte hinaus und kam mit einer mächtigen Schüssel dampfender Kartoffelklöße wieder zurück. Der Kranke lag abgewendet und rührte sich nicht.

Doch plötzlich stieg ihm der liebliche Duft in die Nase. Das riß ihn empor. Er saß aufrecht, starrte mit wirren Blicken, wie wenn er einen Geist schaue, auf die Schüssel hin und ward rot und bleich innerhalb einer Sekunde. Dann schien ihn ein Gefühl unsäglichen Glückes zu überkommen. „O, du mein Herrgott!“ sagte er.

Die Schüssel ward vor ihn hingesetzt, man stopfte ein Kissen hinter seinen Rücken, und nun begann der Kranke fast zaghaft und seinem Glücke noch nicht recht trauend einen der Klöße kunstgerecht auseinander zu reißen. Nun sah er wohl, es war kein Traum. Dann probierte er den Kloß, und alsbald liefen ihm die Thränen über die eingefallenen Wangen. „Alles richtig,“ murmelte er, „gerade so wie meine Mutter sie macht in Ilmenau ‚unter den Linden‘, wo der Brunnen vor der Thüre steht.“ Alsdann verzehrte er im Schweiße seines Angesichts elf Kartoffelklöße wie eine Faust groß, sank darauf mit paradiesischen Empfindungen zurück in die Kissen und schlief vierundzwanzig Stunden hintereinander weg. Er wachte auf mit einem Gefühle, als wenn seine Glieder von Stahl und seine Gelenke Sprungfedern wären, stand auf, kleidete sich an und ging noch desselbigen Tages auf die Elefantenjagd.

Als ich dieses merkwürdige Erlebnis meines Freundes, des Afrikareisenden Doktors Elgersburg, eines Sonntagvormittags am runden Tische der Weinhandlung von Knoop in der Potsdamerstraße erzählte, fand ich statt des ironischen Zweifels, den

ich eigentlich erwartet hatte, einen Beifall, der mich überraschte, besonders von zwei Zuhörern, die mit strahlender Aufmerksamkeit der Geschichte gefolgt waren. Von diesen beiden Männern, die ebenfalls Thüringer waren, hatte sich besonders der eine meiner Freunde, Doktor Wendebach, durch die große Lebhaftigkeit seiner Teilnahme ausgezeichnet. Dieser Doktor Wendebach, der ein ungeheuer gelehrtes Werk kulturhistorischen Inhaltes herausgab, war in seiner Art ein merkwürdiger Mensch, denn er verband den emsigen Fleiß mühseliger Forschung mit der heitersten Lebenslust des Weltmannes, er verstand es, wenn man so sagen darf, Biene und Schmetterling in einer Person zu sein. Dazu besaß er die Gabe, die wunderlichsten Einfälle und paradoxesten Ideen mit dem größten Aufwand von Scharfsinn und Lebendigkeit vorzutragen, ihnen die glänzendsten Mäntelchen umzuhängen und sie durch blitzartige Einfälle auf eine geistvolle Art zu beleuchten. In diesen dialektischen Fechterkünsten war er so gewandt, daß jemand, der sich mit ihm in dergleichen scherzhaften Streit einließ, fast immer den kürzeren zog.

Doktor Wendebach hatte also diese Geschichte mit großer Aufmerksamkeit und Teilnahme angehört und sagte nun mit Befriedigung: „Sehr gut! Die Geschichte glaub' ich! Sie ist mir wieder ein Beweis für die ungeheure Bedeutung der Kartoffel in unserm Kulturleben."

Einige in der Gesellschaft wagten zu lachen über diese Bemerkung. Da geriet er aber sofort in Feuer.

„Ja, meine Herren, Sie lachen!“ rief er. „Es gab auch Leute, die über Kopernikus lachten, als er behauptete, die Erde drehe sich um die Sonne. Die Leute haben längst ausgelacht. Für mich, meine Herren, beginnt die neuere Geschichte überhaupt erst mit der Einführung der Kartoffel. Eine ältere Kultur war hingesiecht, der Dreißigjährige Krieg bedeutete ihren letzten fürchterlichen Todeskampf, dann japste sie noch ein paarmal und war hin. Der Rest war Schweigen. Aber jedermann ist bekannt, daß sich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges der Anbau der Kartoffel überallhin verbreitete. Die Zeit trug ihr Heilmittel in sich; wie ein Phönix aus der Asche sollte eine neue mächtige Kultur emporsteigen und zwar aus jener Asche, in der die erste Kartoffel in Deutschland gebraten wurde. Der Siegeszug der Kartoffel ist der Siegeszug Deutschlands zur neuen Macht und Größe. Die folgenreichste That Friedrichs des Großen ist nicht, daß er Schlesien eroberte, sondern daß er Tausende von neuen Ansiedlern ins Land rief und den Anbau der Kartoffel zwangsweise beförderte. Und so ward später die sandige verachtete Mark und ein großer Teil Preußens zu dem reichsten Kartoffellande der Welt. Meine Herren, es ist kein Zufall, daß aus diesem Boden das neue Deutschland emporwuchs und daß ein Kartoffelbauer im großen, unser mächtiger Bismarck, die vielen deutschen Vaterländer zu langersehnter Einigkeit zusammenschweißte.

„Ich bemerke schon wieder, daß einige lachen. Meine Herren, die Sache ist gar nicht lächerlich.

Hören Sie nur weiter! In einer anderen Gegend Deutschlands, in dem gesegneten Thüringen, war man schon im vorigen Jahrhundert bemüht, den Kartoffelgenuß zu veredeln, zu erhöhen, ihm eine vornehmere Form zu geben, und dies Bestreben führte zu der epochemachenden Erfindung des Kartoffelkloßes. Dieser ist gewissermaßen die Kartoffel mit sich selbst multipliziert, die vergeistigte Kartoffel. Er ist kugelförmig, weil die Kugel die Form der Vollendung bedeutet, kugelförmig wie der Tautropfen, der den Diamanten an Glanz überstrahlt, wie das Geschoß, das den Tod, und die Pille, die Genesung bringt, kugelförmig wie der Reichsapfel, das Symbol der höchsten Macht, kugelförmig wie Sonne, Mond und alle Sterne. Und nun frage ich wieder, war es ein Zufall, daß die unmittelbare Folge dieser merkwürdigen Erfindung in dem kleinen Weimar eine Blüte der Litteratur war, wie sie die Welt nicht glanzvoller zum zweitenmal gesehen hat, daß wie Sonne und Mond Goethe und Schiller dort aufstrahlten, umgeben von anderen Sternen unvergänglichen Glanzes? Was?"

Ich muß gestehen, daß trotz aller Verwarnung die Tafelrunde wieder unbeschreiblich lachte. Es saß aber ein Württemberger am Tisch, der diese Pause benutzte, um einzufügen: „Sie waren doch beide Süddeutsche, Schiller war ein Schwabe und Goethe ein Frankfurter."

Großartig war der Ausdruck erhabener Ueberlegenheit, mit dem Doktor Wendebach jetzt auf den unglücklichen Schwaben hinblickte. Noch höher zogen

sich seine Augenbrauen, und noch mehr als gewöhnlich krauste sich seine Stirn, und seine dichten, kurz geschnittenen Haare starrten gen Himmel wie die Mähne eines gereizten Löwen. Sein Gefühl für die Schwäche dieses Einwandes war so stark, daß er sich zuvor in einem kleinen hysterischen Gelächter Luft machen mußte. Dann schleuderte er einen vernichtenden Blick auf seinen Gegner und begann in ganz hoher Stimmlage, allmählich jedoch, je mehr er in Feuer geriet, zu einem tieferen Tone herabsinkend: „Sehr gut, sehr gut! Schiller war ein Schwabe, das läßt sich nicht leugnen. Jetzt sind natürlich alle Schwaben stolz auf ihn, nachdem er bei uns im Weimarschen was geworden ist. Natürlich! Aber wie war es damals? Bei Nacht und Nebel mußte er fliehen aus seinem Vaterlande, weil man seinen Pegasus ins Joch spannen wollte, weil man ihm das Dichten verbot. Natürlich lief er davon und irrte lange in Deutschland herum, bis er endlich ins Weimarsche kam und nun wußte, wo er hingehörte, da konnt' er die Schwingen seines Genies entfalten! Da schrieb er den Wallenstein, die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, den Tell, und was er sonst mochte. Na, und Goethe! Er war 'n kleiner Advokat in Frankfurt mit wenig Praxis und eben im Begriff, in 'ne Bankiersfamilie hineinzuheiraten. Da kam unser Fürst, unser Karl August, und holte ihn sich und rettete diesen ungeheuren Genius, der gerade daran war, ein kleiner Reichsstadtphilister zu werden. Bei uns ist er Minister geworden, ja, und bei uns hat er seinen

Faust, Egmont, Tasso und andere unsterbliche Werke geschrieben. Natürlich jetzt, wenn mal was von Goethe in Frankfurt gegeben wird und der Donner des Beifalls durch das Haus braust, da sitzt der richtige Eingeborene ganz geschwollen da und sagt: „Ja, die Kumedi is scheen, se is awer aach von eme Hiesige." Als wenn die Frankfurter etwas dafür könnten, daß Goethe der größte Dichter der Neuzeit geworden ist. Ich für mein Teil glaube mehr an den Kartoffelkloß."

Der zweite Thüringer in unsrer Gesellschaft, Herr Doktor Dammann, der im Gegenteile zu seinem hitzköpfigen Landsmanne stets eine etwas phlegmatische Ruhe zu bewahren pflegte, sagte nun in behäbigem Tone: „Lassen wir das dahingestellt, was mein phantasiereicher Freund über die politische Bedeutung der Kartoffel und die litterarische des Kartoffelkloßes mit großem Feuer entwickelt hat, so viel steht fest, daß unsere heimischen Kartoffelklöße eines der wunderbarsten Gerichte vorstellen, das die Welt kennt, und daß jeder zu bedauern ist, der diesen Genuß entbehren muß oder gar am Ende nicht achtet. Denn auch solche Banausen gibt es. Natürlich müssen die Klöße richtig zubereitet werden. Gegen das Rezept des Afrikareisenden Doktor Elgersburg habe ich nichts einzuwenden, nur ein Punkt blieb mir zweifelhaft. Es hieß, er verteilte die gerösteten Semmelbrocken sachgemäß. Was ist sachgemäß? Darüber gibt es bei uns in Thüringen zwei Auffassungen. Die eine davon ist unbeschreiblich thöricht . . . ." „Kolossal thöricht!" fügte Doktor Wendebach hier ein, und der

andre fuhr in ruhig dozierendem Tone fort: „Ich will sie deshalb hier weiter gar nicht erwähnen, sondern Ihnen nur die einzig richtige Methode angeben, die darin besteht . . . .“ „Achtung, sehr wichtig,“ fügte Wendebach hier ein, „. . . die darin besteht, daß um einen Kern von gerösteten Semmelbrocken herum die lockere Kartoffelmasse angeordnet wird, gleichsam wie sich ein Ei um den Dotter herum aufbaut. Dies ist die einzig richtige Methode, und alles andre ist falsch!“

Dieser Ausspruch wirkte scheinbar wie ein Blitzschlag auf Doktor Wendebach, und er schnappte sichtlich nach Luft.

„Zunächst bin ich sprachlos!“ rief er dann. „Entarteter Sohn deiner Heimat, bekennst du dich zu dieser geistlosen Theorie. O was nützen die ganzen Errungenschaften von 1870, was nützt es, daß wir wieder ein einiges und großes Volk geworden sind, wenn im Innern das Zerwürfnis lauert und das Dilemma um sich frißt. Wir sind die beiden einzigen Thüringer hier am Tisch und haben über das herrlichste und großartigste Produkt unsres Landes verschiedene Meinung. Was sage ich: Meinung, wo in dem einen Falle Ketzerei die einzig richtige Bezeichnung ist. Unglücklicher, im Finstern tappender Mensch, dir ist niemals die Idee des Kartoffelkloßes aufgegangen! Man sieht, du bist aus Blankenhain. In Blankenhain hat man nie etwas von Klößen verstanden. Kenner zucken die Achseln, wenn von Blankenhainer Klößen die Rede ist. Denn jeder Verständige weiß es, daß die gerösteten Semmelbrocken zur Auflockerung dienen, daß

man sie nicht in öder mechanischer Weise in die Mitte kleckst — das Herz im Leibe dreht sich mir um über die Roheit dieser Anschauung —, sondern sie sorgfältig und gleichmäßig verteilt, also, daß der Querschnitt des Kloßes ein liebliches Ansehen bekommt, gleich hellem Porphyr, der von eingesprengten bräunlichen Krystallen durchsetzt ist."

„Auf welcher Seite die Roheit der Anschauung liegt, möchte unschwer zu entscheiden sein," sagte Doktor Dammann nun, „denn dein Kloß gleicht einer Kugel, geformt aus einer regellosen Masse, während der meine gewissermaßen nach krystallinischen Gesetzen gebildet ist, und dadurch ein jeder für sich ein geschlossenes Individuum darstellt. Dein Kloß ist die Anarchie, die Willkür, meiner die Ordnung, das Gesetz, deiner ein Plebejer, meiner ein Aristokrat. Der meinige ist zu vergleichen jenen Achatkugeln von anmutiger und regelmäßiger Form, die im Innern eine köstliche Krystalldruse tragen und jegliches Auge erfreuen durch sinnvolle und gesetzmäßige Bildung."

Nun aber brauste Wendebach wieder empor wie ein Sprühteufel, und auch Dammann geriet bei dem fortdauernden Streite immer mehr ins Feuer, während die Tafelrunde sich über diese komische Kloßfehde vor Lachen ausschütten wollte. Die beiden Leute gingen wie die Kampfhähne gegeneinander. Sie zogen Plato, Kant und Schopenhauer zur Unterstützung ihrer Meinungen herbei, citierten Schiller, Goethe und Shakespeare zu ihren Gunsten und gerieten zuletzt in eine solche Kampfeswut, daß die Stöße von beiden

Seiten hageldicht fielen und sich schließlich sogar zu Beleidigungen zuspitzten. Denn Wendebach rief zuletzt, erbittert durch die zähe Hartnäckigkeit seines Gegners, indem er sich an die belustigten Zuhörer dieses Kampfes wandte: „Sie müssen sich nicht wundern, meine Herren, wenn man in Blankenhain so unglaubliche Ansichten über Klöße hegt. An diesem Orte befindet sich nämlich das Landesirrenhaus. Wenn die Mauern solcher Anstalt auch noch so dick sind, etwas sickert doch immer durch. Da erklärt sich vieles!" schloß er triumphierend. Sein Gegner aber antwortete mit ruhiger Schlagfertigkeit: „Bei uns sperrt man die Unglücklichen doch ein, damit sie keinen Schaden thun können, bei euch in Neustadt aber, da laufen sie frei herum, das ist der Unterschied."

„Unglaublich!" murmelte Wendebach und verstummte plötzlich. Das Gespräch wandte sich nun auf andre Dinge; zwischen den beiden Thüringern aber herrschte Mißstimmung, und sie gingen bald grollend und getrennt ihres Weges.

Am nächsten Sonntag vermißte man sie am runden Tische. Das fiel weiter nicht auf, denn sie konnten beide durch Zufall verhindert sein. Jedoch, als sich auch am nächsten Sonntag keiner von beiden einfand, wunderte man sich darüber und stellte Mutmaßungen an, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen, wie sich bald zeigen wird. Denn ich begegnete in der nächsten Woche dem Doktor Wendebach auf der Straße und als ich ihn fragte, warum er sich nicht sehen ließe, machte er ein mißmutiges Gesicht und

sagte: „Ja, wenn der andre nicht dorthin käme. Mit einem Menschen an einem Tische zu sitzen, der so blödsinnige Ansichten über Klöße hat und dabei vernünftigen Gründen durchaus unzugänglich ist, das alteriert mich, das macht mich nervös, das halte ich nicht aus."

Zufällig traf ich bald darauf auch den Doktor Dammann, und ich stellte an ihn dieselbe Frage. „Das dürfen Sie nicht verlangen," sagte er. „Mit einem Menschen, der, wenn man seine irrige Meinung über Klöße durch vernünftige Gründe bekämpft, gleich mit dem Irrenhause kommt, kann ich nicht verkehren. Das sehen Sie wohl ein."

Auf meinen Bericht am nächsten Sonntag faßte der runde Tisch einen Beschluß, der den beiden Gegnern unterbreitet ward und glücklicherweise deren Zustimmung fand. Jeder von ihnen sollte bei sich zu Hause ein Kloßessen veranstalten, bei dem das berühmte Gericht nach der von jedem verfochtenen Art zubereitet werden sollte. Die Tafelrunde sollte daran teilnehmen und schließlich durch Abstimmung entscheiden, welcher Methode der Vorzug zu geben sei. Besonders Wendebach, bei dem die erste Sitzung stattfinden sollte, faßte den Plan mit besonderem Feuer auf und war äußerst siegesgewiß. Das ist eine herrliche Idee," sagte er, „das bedeutet die Zerschmetterung meines Gegners. Denn die Wahrheit behält doch immer den Sieg!"

Der erste dieser entscheidenden Abende kam heran, und wir fanden uns vollzählig bei unserm Freunde ein. Wendebach ging siegesgewiß zwischen uns herum, rieb sich in der Vorfreude seines vermeintlichen

Triumphes die Hände und schoß halb mitleidige Blicke auf seinen Gegner. „Seht doch nur, wie blaß er ist,“ sagte er. „Aeußerlich benimmt er sich zwar gefaßt, aber innerlich zittert er wie Espenlaub!“

Dann wurden die Flügelthüren geöffnet und wir begaben uns erwartungsvoll an die wohl geschmückte Tafel. Als nun nach der Suppe eine gewaltige Schüssel der mächtigen Klöße nebst einem stattlichen Sauerbraten erschien, verbreitete sich die feierliche Stille der Erwartung. Die Gerichte wurden herumgereicht, und der erste, der in verzeihlicher Neugier und Spannung einen der Klöße zerlegte, war Doktor Dammann. Doch kaum hatte er einen Blick auf das Innere dieses Nationalgerichtes geworfen, als er, auf seinen Teller schauend, in ein stilles, schütterndes Lachen ausbrach.

„Was hat denn der Kerl?“ fragte Wendebach halblaut. „Sollte sich ein Ausbruch bei ihm vorbereiten?“

Allein jeder, der dem ersten Beispiele Dammanns gefolgt war, folgte auch dem zweiten, und zuletzt saßen alle Mitglieder der Tafelrunde da und starrten mit demselben innerlichen schütternden Lachen auf ihre halbierten Klöße.

Wendebach sah ratlos von einem zum andern. Dann, von einer dunkeln Ahnung ergriffen, zerriß auch er schnell und kunstreich eine der grauweißlichen Kugeln in zwei Hälften und ward in demselben Augenblicke purpurrot bis unter die Spitzen seines buschigen emporstrebenden Haares. Er richtete sich hoch auf und warf einen Blick voll erhabenen Zornes

auf seine Gattin. So denke ich mir etwa Jupiter an der Göttertafel, wenn er bemerkte, daß die Ambrosia angebrannt und der Nektar sauer war. „Weib!" rief er mit donnernder Stimme, „Schlange, die ich an meinem Busen genährt habe, was ist das!?"

Die arme Frau, die schon mit blasser Miene und ängstlichem Ausdruck das ihr unerklärliche Gebahren der Tischgesellschaft beobachtet hatte, sagte nun ganz verschüchtert: „Aber ich bitte dich, Karl, was hast du denn? Was ist geschehen?"

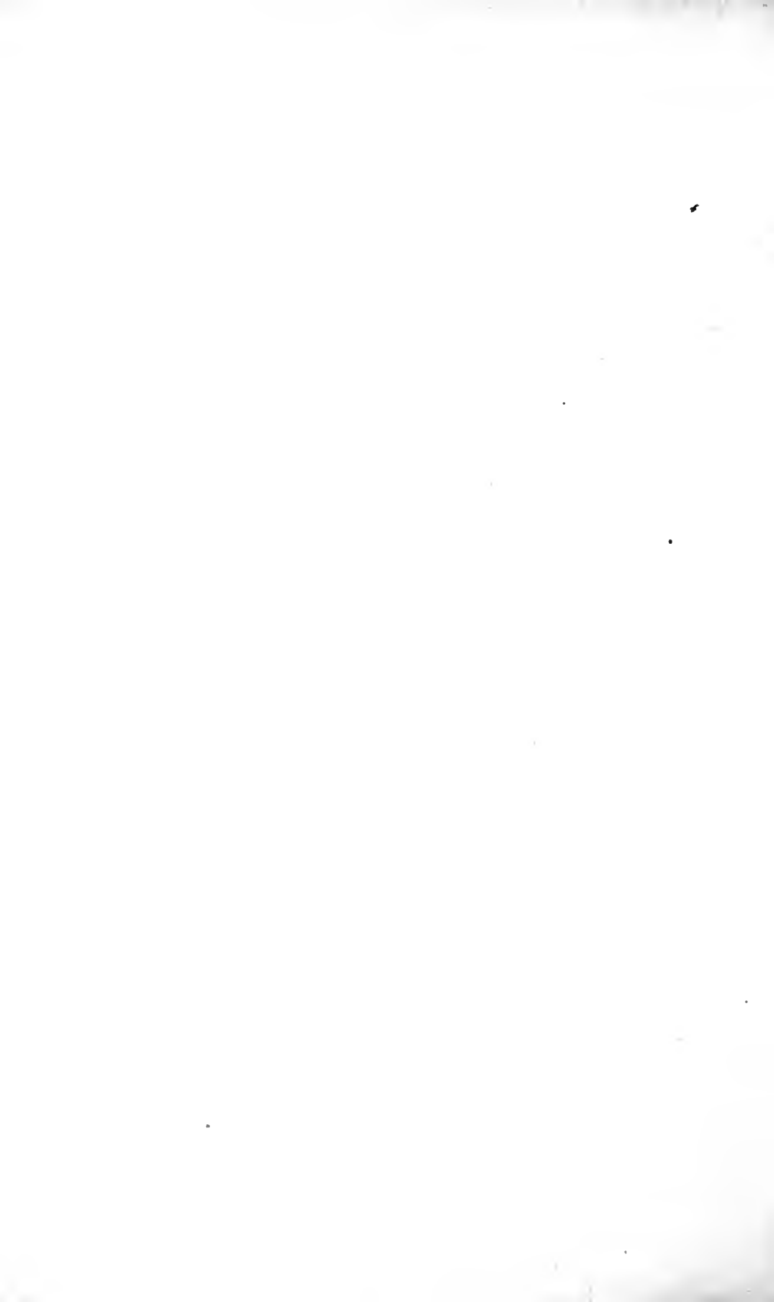
„Was geschehen ist?" rief Wendebach. „Unerhörtes ist geschehen! Ich bin zerschmettert! Ich bin vernichtet! Ich bin dem Hohne der Menschheit ausgeliefert! Bei diesen Klößen sind die Semmeln in der Mitte angeordnet! Das ist mehr als entsetzlich, das ist Verrat!"

„Aber ich bitte dich, teuerster Karl," sagte die Frau. „Wir essen dieses dein Lieblingsgericht sehr oft und schon seit Jahren, und niemals war es anders zubereitet. Du warst doch sonst immer zufrieden. Und wenigstens sechsmal hast du es mir wiederholt, wir sollten es genau so machen wie immer, denn das wäre wichtig."

Der Donner des Gelächters, der sich nun erhob, war unbeschreiblich, und inmitten dieser wogenden Lustigkeit saß Doktor Wendebach bleich und ratlos und murmelte unverständliche Worte. Doch die Wellen der allgemeinen Fröhlichkeit stiegen höher und höher, und in ihren schäumenden Fluten ward der berühmte Streit um die Struktur des thüringischen Kartoffelkloßes für immer begraben.

Hundegeschichten.





Geschichten von Hunden sind das Entzücken unserer Kindheit gewesen und wir alle erinnern uns wohl noch des unendlichen Vergnügens, das wir über Erzählungen empfanden, wie jene von dem klugen Hunde, der den verlorenen Thaler seines Herrn in der Tasche des Handwerksburschen witterte, worauf das Tier mit schmeichlerischer List die Freundschaft dieses Wanderers suchte, der hochbeglückt über die gleichzeitige Erwerbung eines Thalers und eines kostbaren Hundes mit diesem in ein Wirtshaus einkehrte. Als jedoch der Handwerksbursche im Bette lag und sich in seligen Träumen von Glück und Reichtum wiegte, stahl der kluge Hund die Hose, in der der Thaler steckte und brachte beides hocherfreut seinem Herrn. Aehnliche Geschichten gibt es unzählige und sie finden immer ein dankbares Publikum, denn unter allen Tieren ist keins, nicht einmal das Pferd, in ein näheres Freundschaftsverhältnis zu dem Menschen getreten, als der Hund. Dieser intime Umgang hat denn auch eine Mannigfaltigkeit der Formen und Fähigkeiten bei diesen Tieren erzeugt, die in der Natur ihresgleichen nicht hat, so daß es Hunde von

allen Größen und von allen Spezialitäten gibt, löwenartige Bestien von der Kraft eines Riesen und winzige Tierchen, die in dem zierlichen Morgenschuh ihrer Herrin übernachten, Hunde, „die klüger sind als ein Mensch“ und wieder solche, „dümmer als ein Stück Holz“. Und zwischen diesen Grenzen, welche Mannigfaltigkeit! Da sind vornehme, blasierte Hunde, die Winterüberzieher mit Goldstickerei besitzen, die ein Dejeuner, ein Diner und ein Souper einnehmen und ihre zarten Glieder auf Kissen von echtem Sammet zur Ruhe strecken, und wiederum rauhe, hungrige Proletarier, die gesenkten Schwanzes die Müllhaufen durchstöbern und ihren Durst aus dem Rinnstein löschen. Da sind Hunde, die wie die Spinnen auf langen, ätherischen Beinen einherwirbeln, und solche, die sich diese, wie der selige Münchhausen erzählt, offenbar bis auf die Stumpfe weggelaufen haben, kuglige, gedrungene Wollknäuelhunde und wiederum solche, die so lang sind, wie „Boonder“, von dem Bret Harte meint, die Natur habe anfangs für dies Tier noch ein paar Extrabeine in der Mitte projektiert, sich diesen Vorsatz aber unklugerweise ausreden lassen. Da gibt es kluge Jagdhunde, von denen ergraute Förster, wenn ihnen das Herz aufgeht, Dinge vermelden, denen selbst der Hinblick auf das ehrwürdige Alter der Erzähler nur eine geringe Wahrscheinlichkeit zu verleihen vermag, Dinge, die selbst die gläubigsten Gemüter nur zur Hälfte zu verschlucken im stande sind. Da gibt es Hunde, die Schach, Domino und Sechsundsechzig spielen, Hunde, die Zigarren

rauchen und sich jeden Abend betrinken, kurz sich ganz und gar wie ein Mensch benehmen.

Meine eigenen Erlebnisse mit Hunden sind geringfügiger Art. Ich habe nur einmal versucht, mir einen solchen vierbeinigen Freund von klein auf zu erziehen. Allein unser Verhältnis ward nicht besonders, da er meine Ansichten über Erziehung durchaus nicht teilte, und wir fortwährend wegen unserer verschiedenen Anschauungen über die Behandlung der Zimmerfußböden in Mißhelligkeiten gerieten. Außerdem hatte ich versäumt, mich nach seiner Herkunft zu erkundigen, und hatte mich deshalb über seine endgültigen Abmessungen einer traurigen Täuschung hingegeben, denn er wuchs mit großer Geschwindigkeit zu einer wahren Bestie von der dreifachen erwarteten Größe empor, und das Ende war gar nicht abzusehen.

Es gibt nun zwar Hunde, deren ganze Schönheit auf ihrer ungewöhnlichen Häßlichkeit beruht, da er es aber auch in diesem Fache nur zu einer ganz gemeinen Rüpelhaftigkeit brachte, so begann ich die Spekulation für verfehlt zu halten und entledigte mich seiner.

Später bin ich noch einmal wieder beinahe in den Besitz eines Hundes gelangt, und ich denke an diesen Fall mit einer gewissen Wehmut zurück, denn ich bin mir bewußt, bei dieser Gelegenheit ein erwachendes Vertrauen schmählich getäuscht zu haben.

Ich ging die Wilhelmstraße hinab und bemerkte ein kleines, kümmerliches Hündchen, das ebenmäßig

vor mir hertrottete und nur zuweilen auf dem öden Bürgersteig, ohne seinen Lauf zu unterbrechen, nach Eßbarem schnüffelte. Ich erkannte sofort wie durch Eingebung, daß dieser Hund keine Stellung hatte, daß er ohne Ziel „doch man so“ die Straße entlang lief, vielleicht in dem dumpfen Gefühl, durch fortgesetzte Ortsveränderung einem glücklichen Zufall, der ihn wieder in Lohn und Brot bringen konnte, mehr Gelegenheit zu bieten.

Jene böse Neigung des menschlichen Herzens, den Armen und Verachteten noch tiefer hinabzudrücken, veranlaßte mich, plötzlich stark mit dem Fuße aufzuschlagen. Das arme Tierchen schrak zusammen, fuhr ein wenig beiseite und sah mich mit einem demütig vorwurfsvollen Blick über die Schulter an. Dann ließ er seinen Schwanz noch einen Centimeter tiefer sinken und trottete weiter. Ich bereute meine That und suchte sie durch freundliches Schnalzen mit der Zunge und Schnippen mit den Fingern wieder gut zu machen. Sogleich blieb der kleine Hund stehen und blickte mit einer trüben Aufmerksamkeit nach meinen Augen, wozu er einen schüchternen Versuch machte, mit dem Schwanze zu wedeln. Meine Züge schienen ihm Vertrauen einzuflößen, denn er ließ mich vorüber und schloß sich, als sei die Sache nun abgemacht, ohne weiteres meiner Spur an. Er dachte wohl: „Vielleicht wird's was, vielleicht wird's nichts — versuchen muß man alles.“

Ich bog probeweise quer über die Straße, der Hund hoppelte über den Rinnstein und folgte mir;

ich ging wieder zurück und er hinter mir her ohne einen Ausdruck der Verwunderung und mit einer Miene, die zu sagen schien, daß es ihm nicht zukomme, Kritik auszuüben, auch wenn ihm die Handlungen seines erwählten Herrn seltsam erscheinen mochten.

Es war etwas in dem Betragen dieses dürftigen Tierchens, das mich rührte und mich ihm wohlgesinnt machte. Ich beschloß, mich seiner anzunehmen und ihn emporzuziehen aus Niedrigkeit und Verachtung. Sein rauhes, beschmutztes Fell sollte wieder glatt und seiden werden, sein trübseliges, gedrücktes Wesen sich in heiteres Selbstvertrauen verwandeln. Ich wollte ihn des Umgangs mit den Besseren seines Geschlechtes wieder teilhaftig machen, ich wollte das Niveau seiner Bildung erhöhen und ihn Künste lehren, die ihn über die Menge hinaushoben, ich wollte ihn zu einer Zierde des Hundegeschlechtes erziehen.

Er sollte ein Gefährte meiner Einsamkeit werden. Ich stellte mir vor, wie ich, abends am Schreibtisch sitzend, durch den Stoß einer zutraulichen Hundenase gegen mein Bein erinnert werde, daß ich nicht allein bin. Wie ich ihm dann den Nacken kraule und er mit dem Schwanz dazu wedelt. Wie er sich dann bedächtig an sein Ofenplätzchen begibt, dreimal um sich selbst herumgeht, sich niederstreckt, einen großen Seufzer ausstößt und eingeschlafen ist. Wie er dann zuweilen im Traume mit dem Schwanze wedelt und den Fußboden dabei klopft, und ich mir einbilde, er träume von mir.

Aber durch eine natürliche Gedankenverbindung

fiel mir Frau Schüddebold ein. Diese Frau war meine Wirtin und sorgte mütterlich für mich, allein ich fürchtete, sie würde meine hundefreundlichen Ansichten nicht teilen. Ich wußte es sogar, denn Hunde waren Geschöpfe, die sich Frau Schüddebold nur in Verbindung mit andern kleinen, sehr lebhaften und beweglichen Tieren zu denken vermochte, die besonders nach dem Blute des weiblichen Geschlechtes dürsten. Hunde waren ihr Wesen, die sie so lange für toll hielt, bis sie den gerichtlich-medizinischen Gegenbeweis geliefert hatten. Ich wußte, daß solche Abneigungen unüberwindlich sind. Sollte ich mich, der ich den häuslichen Frieden über alles liebte und stets bereit war, ihm Opfer zu bringen, wegen dieses unschönen Tieres in ein Zerwürfnis begeben? Ich muß gestehen, daß meine guten Vorsätze wankend wurden, wie kaum gepflanzte Bäume, die ein Sturmwind überfällt.

In diesem Augenblick kam ein kleiner, vornehmer und wohlgenährter Hund vorüber und tauschte mit meinem Begleiter jene Begrüßungszeremonien aus, die gute Hundesitte, auch bei dem niedrigsten ihres Geschlechts, nicht zu vernachlässigen vorschreibt. Dabei fiel mir ein weiterer Mangel auf, denn am Halsband des Fremdlings klapperte etwas wohlhabend und gesetzesfroh, das bei meinem Schützling gänzlich fehlte. Es war die Steuermarke. Wie eine Last fiel es auf mein Gemüt, daß dies kleine, trübselige Tier eine Ausgabe von zwanzig Mark alljährlich erforderte, nur um einer blutigen Gesetzesvorschrift Genüge zu leisten. Werfe niemand einen Stein auf mich, der sich nicht

einmal in einer ähnlichen Lage befunden hat, — ja, als Buße will ich es hier selbst öffentlich bekennen — Feigheit und Eigennutz gewannen die Oberhand über die anfänglich edleren Gefühle meines Herzens, und ich begann mit Hinterlist danach zu trachten, mich meines Begleiters zu entledigen.

Das arme Opfer merkte natürlich nichts von meinen veränderten Gesinnungen. Der kleine Köter blickte vertrauensvoll zu mir auf, wenn ich mich nach ihm umsah, und fächelte ein wenig mit seinem matt behaarten Wedel. Er träumte jedenfalls von einem guten Abendessen und von einem langen, erquickungsreichen Schlaf auf dem Fußteppich.

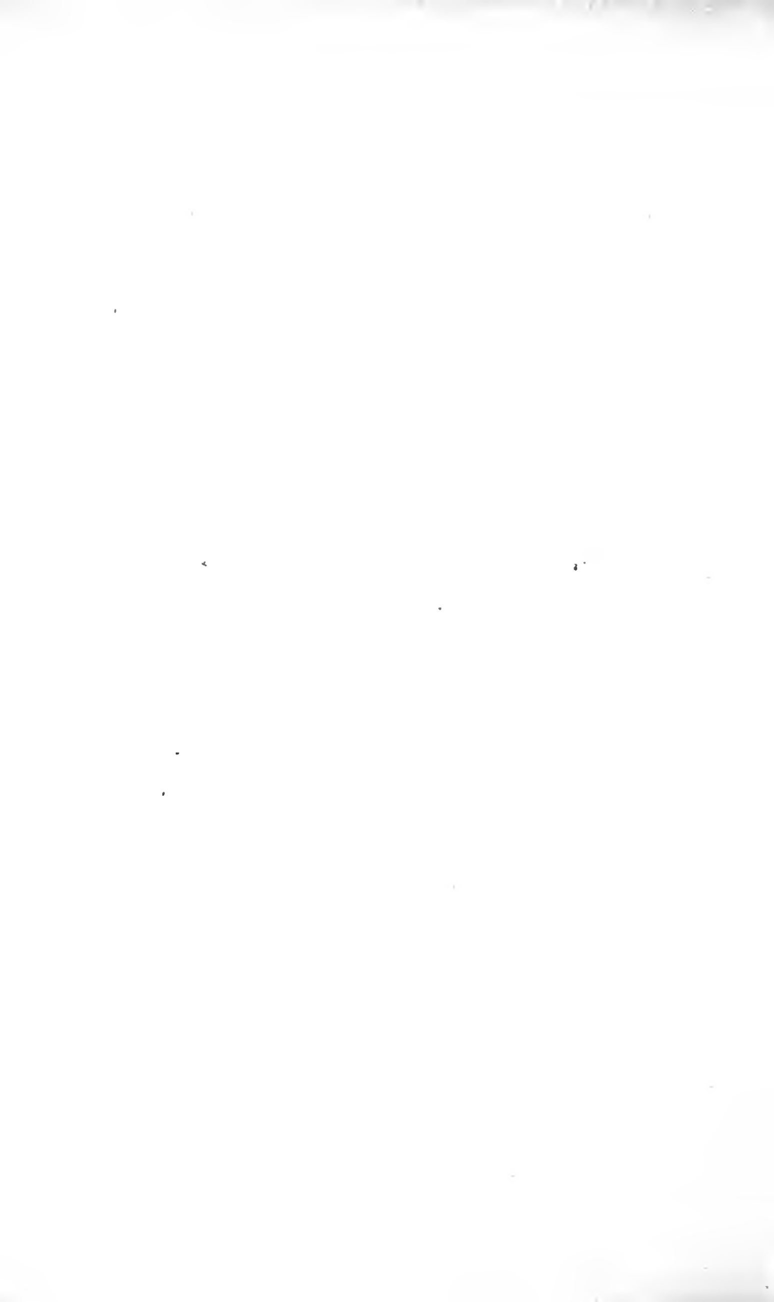
Ich war jetzt zum Halleschen Thor gelangt und fand diesen Ort zur Ausführung meines verräterischen Planes günstig und geeignet. Der kleine Hund war etwas zurückgeblieben und schnüffelte an einem gänzlich abgenagten Knochen; da benützte ich die Gelegenheit, schlüpfte schnell hinter einen vorüberfahrenden Pferdebahnwagen und mischte mich unter eine Menschenmenge, die mit jenem noch nicht aufgeklärten Interesse, das dieses Schauspiel dem Berliner stets einflößt, auf der Brücke die Durchfahrt eines großen Holzkahnes beobachtete. Nach einer Weile erschien der kleine Hund in der Richtung, von der ich abgesprungen war, indem er hin und her schnüffelte und offenbar meine Spur suchte. Dann lief er an eine Stelle, wo er eine freiere Aussicht hatte, und hielt eine vergebliche Umschau. Aber nicht lange. Bald senkte er mit einer Miene, als füge er einer langen Reihe ver-

geblicher Hoffnungen eine neue Täuschung hinzu, den Kopf, setzte sich wieder in seinen geduldigen Trott und hielt auf die Pionierstraße zu.

Noch immer sehe ich es vor mir, das kleine, dürftige Tier, wie es in seiner müden, hoffnungslosen Weise weiter strebt und allmählich in der ab- und zuströmenden Menge und in dem Brausen der großen Stadt verschwindet.

Eine Sperlingsgeschichte.





Mein Freund Richard Almenau, Professor der Kunstgeschichte, wohnt in einem Hinterhause der Königgrätzer Straße, drei Treppen hoch, und zwar sind es infame steile und glatte Steinwendeltreppen von so kurzer Windung, daß man das Gefühl hat, in das Haus hinaufgeschraubt zu werden, allein man wird dafür belohnt, indem sie zu so behaglichen, wohnlichen Räumen führen, daß man sich schwer entschließt, diese wieder zu verlassen. Die Zimmer sind angefüllt mit kleinen Kunstwerken und hundert Erinnerungsdingen eines reichen Lebens, es ist kein Gegenstand dort, an dem nicht eine Geschichte hängt, und alles ist aufgestellt mit einem freundlichen Sinn für Schönheit und Ordnung, so daß sich ein stilles Behagen in diesen Räumen von selber einfindet. Man trifft Herrn Almenau, je nach der Arbeit, die er vorhat, an einem andern Orte seiner Zimmer beschäftigt. Seine Briefschaften und Geldangelegenheiten erledigt er an einem großen Tisch am Fenster, kunstgeschichtliche Vorträge dagegen werden an einem mit grünem Tuche behangenen Tische mitten in der Stube entworfen, und in besonderen Weihestunden

arbeitet er vor einem Stehpulte an der Lebensgeschichte eines berühmten Bildhauers.

Da ihm auch die Gabe des Gesanges verliehen ist, so gibt es noch einen vierten Ort, der zum Schreiben eingerichtet ist, und zwar an einem behaglichen Sofaplatz, wo er den Kaffee einzunehmen pflegt, da er diesem Getränke besondere, den Fluß der Verse begünstigende Eigenschaften zuschreibt.

Kürzlich, als ich ihn besuchte, fand ich ihn an keinem von diesen Orten, sondern er stand mit einer Stange in der Hand in der geöffneten Balkonthür, sein Gesicht war gerötet und er sah zornig aus. Mit dem Pathos eines Trauerspielhelden rief er mir entgegen:

„Laß mich Gefahren bestehen groß und gewaltig, mutvoll will ich ihnen ins Auge sehen, mit Löwen will ich streiten, aber dem Kampfe mit Sperlingen bin ich nicht gewachsen!“

Ich kannte diesen alten Schmerz schon. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, plötzlich von der Arbeit aufzuspringen, die stets bereite Stange zu ergreifen und die Sperlinge zu verjagen, die sich auf dem Balkon breit machten. Er stellte seine Waffe in die Ecke, bot mir eine Zigarre an und setzte sich mit leidender Miene in einen Lehnstuhl.

„Die Sperlinge sind noch mein Tod,“ sagte er in humoristischer Verzweiflung. „Kennst du das Volksmärchen: ‚Der Hund und der Sperling‘? Wie der Sperling, um den Mord seines Freundes, des Hundes, zu rächen, den Fuhrmann arm macht und schließ-

lich ums Leben bringt. Wahrlich, das Volk in seiner kindlichen Weisheit hat die dämonische Natur dieses Vogels längst erkannt, aber der überkluge Berliner füttert sich diese Zuchtrute zu Millionen auf. Ist dir noch nicht aufgefallen, daß Berlin die Stadt der Sperlinge ist, daß zehnmal mehr Sperlinge hier wohnen als Menschen? Sind sie nicht in den Biergärten von unverständigen Leuten, die nur ihr eigenes Vergnügen und nicht das Wohl der Gesamtheit im Auge haben, durch fortwährendes Füttern auf Kosten der bejammernswerten Gastwirte so frech gemacht, daß sie einem zwischen den Beinen herumhüpfen? Werden sie nicht nächstens den armen Schulkindern das Butterbrot aus der Tasche fressen? — Dieses Tier hat in Berlin sogar seine Natur verändert und ist ein Waldvogel geworden. Du magst dich in die tiefsten Wildnisse des Tiergartens zurückziehen, die nur der menschenscheue Hypochonder und der unglücklich Verliebte einsam durchstreifen — niemals wirst du diesem Vogel entgehen. Du wirst an dem verlassensten Punkte immer noch einen trübseligen Menschenhasser finden, der seinem Grame nachhängt und dazu die Sperlinge füttert. Der Charaktervogel des zoologischen Gartens ist der Sperling. Dieses berühmte Institut enthält eine ungeheure Sammlung Fringilla domestica, wogegen das andere vornehmere und teure Viehzeug nur als eine bescheidene Zugabe erscheint, bestimmt, sich das Futter vor der Nase wegfressen zu lassen. Wir wollen einmal rechnen, was die Stadt Berlin alljährlich für Sperlinge ausgibt.

Schätzen wir ihre Anzahl auf zehn Millionen und nehmen wir bescheiden an, daß ein jeglicher zu seinem Lebensunterhalt eine Mark jährlich gebraucht, so erhalten wir als Resultat, daß Berlin alljährlich zehn Millionen Mark für Sperlinge verkläckert."

Er schwieg eine Weile und schaute nachdenklich aus dem Fenster. „Ich hasse diese Tiere," fuhr er fort, „ihr ewiges Schilp, Jilp, Schilp, Jilp, ist ein Laut, an den sich mein Ohr niemals gewöhnen wird. Mit ihrem widerlichen Gassengeschwätz verwirren sie mir meine heiligsten Gedanken, ihre Schnäbel sind grausame Scheren, die meine kunstreichsten Perioden mitten entzwei schneiden, daß mir der Faden unwiederbringlich verloren geht, und gerade wenn in stillem Sinnen aus der Tiefe der Anschauung die Blume der Erkenntnis aufblühen will, fährt eine zankende und schreiende Rotte dieser höllischen Vögel dazwischen und bringt mich um alles. Wenn nicht die stillen Stunden der Nacht mich trösteten, ich wäre ein geschlagener Mann!"

Dann beugte er sich zu mir herüber, legte die Hand auf meinen Arm und sprach mit rauher, gedämpfter Stimme, wie man jemandem ein furchtbar blutiges Geheimnis anvertraut: „Aber auch dies ist vorbei! Entsetzliches habe ich dir mitzuteilen. Hast du den Mut, das Grausige zu hören? Vermagst du ohne Wimperzucken in einen Abgrund voller Qual zu schauen? — So höre! Du kennst ja ein Wetterrouleau, jene segensreiche Vorrichtung, die des Wintersturmes Eishauch wie der Sommersonne Gluten in

gleicher Weise zu mildern geeignet ist. Es war in diesem Frühling, und da die Tage mild und gemäßigt in schöner Mitte zwischen Frost und Hitze dahinglitten, war die eben erwähnte Schutzvorrichtung meines Schlafzimmers zusammengerafft am oberen Teile des Fensters Tag und Nacht außer Thätigkeit. Plötzlich tritt nun, veranlaßt durch irgend eine Laune des unberechenbaren Zeus, vorzeitige Sommersonnenglut ein. Ich rufe meine vortreffliche Wirtschafterin Rosalie Nudelbaum. „Rosalie," sage ich, „das Wetterrouleau! Ich habe diese Nacht Qualen der Hölle ausgestanden."

„Jawohl, Herr Professor," sagt sie. Nach einiger Zeit kommt sie zurück und sagt, ohne eine Miene ihres versteinerten Antlitzes zu verziehen:

„Ja, Herr Professor, es geht nich!"

„Was geht nicht?" frage ich.

„Na, mit das Wetterrouleau!" antwortet sie.

„Sofort reparieren lassen!" ist mein Befehl. Rosalie Nudelbaum zuckt die Achseln und sagt in einem Tone, der Ergebung in ein unvermeidliches Schicksal ausdrückt:

„Reparieren hilft da nichts nich, Herr Professor!"

„Nun, was ist denn geschehen?" rufe ich.

„Es ist ein Sperlingsnest drin."

Stelle dir vor, wie dieser Donnerschlag auf mich wirkte. Als ich wieder zu mir kam, fuhr ich empor und that einen grausamen Schwur der Vernichtung. Allein die Nudelbaum blieb ruhig wie eine Sphinx und sagte bloß:

„Es sind schon Eier drin, Herr Professor!"

Ich sank gebrochen in einen Lehnstuhl. Rosalie fuhr fort:

„Fünf Stück, Herr Professor, sie waren ganz warm, die Sperlings-Sie war eben abgeflogen."

„Lieber Freund, was sollte ich machen? Ich muß gestehen, daß die düsteren Gefühle blutgierigen Hasses gegen meine langjährigen Peiniger die Oberhand hatten, und daß es ein schwerer Kampf zwischen Mordsucht und Menschlichkeit war, den ich kämpfte, allein mildere Regungen siegten allmählich. Durfte ich mit rauher, zerstörender Hand hineingreifen in den trauten Verband einer Familie? Durfte ich die Hoffnungen einer Mutter vernichten und Vaterfreuden im Keim ersticken? Sollte ich das Vertrauen, das diese kleinen, wenn auch verhaßten Tiere in mich setzen, grausam täuschen und die Heiligkeit des Gastrechts schnöde verletzen? — Nein, nimmermehr! Das sei ferne von mir. Aber schwer habe ich gelitten für meine Menschlichkeit. Den ganzen Tag brannte eine unerbittliche Sonne in mein unbeschütztes Schlafzimmer, und des Nachts wälzte ich mich schlaflos vor Hitze in meinen Kissen. Solange es nur Eier waren, da ging es noch, aber als Junge daraus kamen, verdoppelten sich meine Leiden, denn kaum, daß die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg, fing diese ewig hungrige Brut an nach Futter zu schreien und scheuchte „den leisen Schlaf, der mich gelind umfing". Ich war so gut durch den Winter gekommen, mein Bauch war durch den Nullpunkt gegangen und fing an positiv

zu werden, so daß ich ihn zuweilen in dem angenehmen Gefühl meiner behäbigen Fülle wohlwollend streichelte, aber wie ist es jetzt? Dahingeschwunden ist seine Pracht, ins Negative ist er zurückgesunken und sieht aus — wie man in meinem engeren Vaterlande zu sagen pflegt — „as de Binnensiet von'n Backtrog!" Und er klopfte voller Wehmut auf den unteren Teil seiner Weste.

„Natürlich," fuhr er fort, „konnte ich diese Nächte nur ertragen, wenn ich bei geöffnetem Fenster schlief. Nun hängt aber die Nudelbaum noch an der alten Cacheneztheorie und jeder Luftzug ist ihr ein Greuel. Somit plagte mich dieses Weib tagtäglich mit Warnungen und Tadel über diesen sträflichen Leichtsinn, bis mir einmal die Geduld reißt und ich herausplatze: „Ach, hol' Sie der Deubel!" Und was antwortet mir dieses Geschöpf, natürlich ohne eine Miene dabei zu verziehen: „Herr Professor, mir holt er nich!" Sieh mal, lieber Freund, gegen eine gute Antwort bin ich wehrlos und somit brate ich jetzt bei geschlossenem Fenster. Aber bald wird die Qual ein Ende haben. In diesen Tagen müssen die Jungen ausfliegen und ich habe strengen Befehl gegeben, daß dann sofort die Wohnung geräumt wird. — Beim Himmel, da fällt mir ein, daß ich schon einige Zeit ihr hungriges Geschrei des Morgens nicht mehr gehört habe!" Er griff hastig nach einer Glocke, schellte und rief: „Rosalie!"

Die Alte erschien in der Thür und er rief ihr entgegen: „Sehen Sie doch sofort einmal nach,

meine Teure, ob die Sperlinge schon ausgeflogen sind."

„Eben vor 'n Augenblick hab' ich nachgesehen, Herr Professor," sagte sie.

„Nun, sind sie fort?"

„Ja, ausgeflogen sind sie, Herr Professor!"

„Laßt uns den Göttern ein Dankopfer bringen!" rief er, „Rosalie Nudelbaum, stellen Sie zwei Flaschen Rheinwein kalt!"

„Ja, aber . . ." sagte diese, indem sie die Worte so lang dehnte, daß sie den Bedarf des Ausdruckes: Konstantinopolitanische Dudelsackpfeifenmachergesellenherberge damit hätte decken können.

„Was soll das unheilsschwangere Aber bedeuten?!"

„Sie haben schon wieder Eier, Herr Professor!"

Die weißen Raffen.

Eine wahre Geschichte aus dem Tiergarten.



Der Berliner Tiergarten enthält und bietet viele Merkwürdigkeiten. Vor allem ist er selber eine, die man nicht allerorten findet. Denn einen Wald von dieser Größe, er ist etwa 210 Hektar oder 820 preußische Morgen groß, der vollständig innerhalb einer Stadt liegt, wird man kaum irgend wo anders entdecken. Ich betone das Wort Wald, denn der Tiergarten ist kein Park, wie z. B. die Londoner, sondern ein wirklicher Wald mit nur geringen parkartigen Teilen, und das ist gut, obwohl die Tante Voß es gern anders haben mochte. Darum druckte sie auch mit besonderem Behagen die Aeußerungen eines Indiers ab, der sich über die gräßlichen Dschungeln des Tiergartens baß entsetzt hatte. Auch auf einen andern Lieblingsplan kommt sie ständig zurück. Sie möchte nämlich für ihr Leben gern mitten in diesem Walde eine Restauration haben, wo sie mit ihrem Strickstrumpfe sitzen und Kaffee trinken kann, allein auch die Erfüllung dieses Wunsches scheint glücklicherweise noch in weiter Ferne zu liegen.

Eine weitere Merkwürdigkeit des Tiergartens besteht in einem Mangel, der ihn vorteilhaft vor

andern öffentlichen Anlagen dieser Art in Deutschland auszeichnet. Man mag diesen Wald durchstreifen in jeder Richtung, niemals wird man eine Warnungstafel finden. Selbst das beliebte: „Diese Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen!“ fehlt, und von drakonischen Strafandrohungen ist keine Rede, sowie ebenfalls nicht von Spekulationen auf die Habgier tückischer Angeber, wie jenes berühmte: „Die, die die, die die Anlagen beschädigen, zur Anzeige bringen, erhalten fünf Thaler Belohnung!“ Und diesem Vertrauen entspricht der Berliner in vollem Maße, denn sein Tiergarten ist ihm heilig, und die gelangweilten Schutzleute, die dort so sparsam herumwandeln, daß man stundenlang gehen kann, ehe man einen zu sehen bekommt, führen ein beschauliches Dasein.

Das ist um so merkwürdiger, als der Tiergarten zuweilen, besonders um die Herbstzeit, von zahlreichen Indianerbanden durchstreift wird, die sich sämtlich auf dem Kriegspfade befinden und mit ihren Federkronen, Tomahawks, Lassos, Bogen und Lanzen, sowie durch greuliche Kriegsbemalung einen schreckhaften Anblick darbieten. Zumal nach jenem Sommer, als Carver mit seiner „Wild-West-Truppe“ in der Nähe des Bahnhofs „Zoologischer Garten“ seine Vorstellungen gegeben hatte, war zwischen allen anwohnenden Stämmen das Kriegsbeil ausgegraben worden, und in den einsameren Teilen des Waldes hallte überall Kriegsgeschrei. Die Lieblingswaffe war der Lasso, und welche Verwüstungen in dieser Zeit unter den mütterlichen Wäscheleinen angerichtet wurden, ist ein-

fach unglaublich. Als ich damals einst in die Gegend des sogenannten „Charlottenburger Hippodroms" kam, sah ich über einen Busch hinweg über jenem freien Platze ein sonderbar schwirrendes Gewimmel in der Luft, das ich mir anfangs gar nicht zu erklären vermochte. Beim Nähertreten bemerkte ich, daß dies von Hunderten von Lassos herrührte, die von ebensovielen jugendlichen Cowboys und Indianern mit und ohne Kriegsbemalung geschwungen wurden. Solche fürchterliche Wirkung hatte „Wild-West" auf die Berlinische Jugend ausgeübt. Später sah ich auf einem der sandigen Reitwege in derselben Gegend ein andres Bild. Dort wurde der „Pferdedieb" aufgeführt. Zuerst ein heftiger Streit um die beliebte Titelrolle, aus der ein stämmiger kleiner Stöpsel als Sieger hervorging. Dieser markierte nun den Pferdediebstahl, wurde dann von den andern mit den geschwungenen Lassos verfolgt und nicht ohne Geschicklichkeit eingefangen. Nach dem Beispiel der Cowboys in „Wild-West" warfen sie ihn auf den Rücken und schleiften ihn dann im Galopp an den Lassos durch den Sand, während die andern nebenhersprengten und mit eingebildeten Revolvern auf ihn schossen, wozu sie kräftig „Puh!" machten. Und das bedauernswerte Opfer dieser Lynchjustiz pflügte durch den Sand, daß ihm der feine graue Staub in den Halskragen hinein und bei den Hosenbeinen wieder hinauslief, und war glücklich. Ein wohlwollender Spaziergänger, der ebenfalls dieser Scene voll Teilnahme zuschaute, sagte zu mir mit behaglichem Schmunzeln und wahrscheinlich in liebevoller

Erinnerung an die eigene glückliche Jugendzeit: „Na, die Senge, wenn der heute abend nach Hause kommt.“

Doch eigentlich bin ich auf die Tiere aus, die dieser Wald beherbergt, denn auch davon läßt sich merkwürdiges mitteilen. Vor allem sind da die wilden Enten, die sich dort vor Jahren ansiedelten und nun alle Gewässer in Scharen bedecken und sich so zutraulich benehmen, daß sie zum Teil aus der Hand fressen. Es ist in neuerer Zeit ein merkwürdiger Zug in der Vogelwelt zum Vorschein gekommen, der die scheusten Wald- und Wasserbewohner, wie z. B. die Amsel, die Ringeltaube und die Stockente, antreibt, sich geradezu in den Schutz des Menschen zu stellen und sich sozusagen vor seiner Nase anzusiedeln. Das älteste und allgemein bekannte Beispiel dieses Verfahrens bietet der Storch. Sein nächster Verwandter, der schwarze Storch, ist dagegen ein einsamer und scheuer Waldvogel geblieben.

Die oben genannten Vögel haben dies schlaue Verfahren erst in diesem Jahrhundert eingeschlagen und stehen sich gut dabei, insonderheit die Enten im Tiergarten, die von allen Menschen gefüttert werden und die der Berliner mit Stolz jedem Fremden zeigt, als ein neues Beispiel, wie gut es innerhalb seiner Stadt zu wohnen ist.

Mitunter kommen im Tiergarten aber auch höchst merkwürdige Geschöpfe vor, die man dort zu suchen gar keine Berechtigung hat, und solches Beispiel habe ich einmal erlebt, als ich an einem schönen Frühlingstage mit zwei von meinen Knaben spazieren ging. An einem schmalen Wege, der von der Berlin-Char-

lottenburger Chaussee nach dem Bellevüepark führt, sah ich plötzlich an einem Baumstamm zwei schneeweiße Ratten sitzen, die offenbar durchaus nicht wußten, was sie mit sich anfangen sollten. Wir traten ganz nahe hinzu, doch das beängstigte sie nicht im geringsten, sondern sie schnüffelten mit den rosigen Schnäuzchen wie suchend umher, richteten sich zuweilen mit den Pfötchen an dem Baumstamme auf und benahmen sich wie zwei ausgesetzte Königskinder, die nicht wissen, was sie in der weiten, unbekannten Welt beginnen sollen. Ja, ausgesetzt waren sie unbedingt, denn rings um sie war eine Menge Brot gestreut, doch als ich mich unwillkürlich umsah, ob nicht in der Ferne jemand laure, der sich von dem Schicksal der Verlassenen zu überzeugen strebe, sah ich niemand; es war ganz einsam und menschenleer in der Gegend. Es stand fest, daß wir die Tierchen nicht ihrem Schicksal überlassen durften, denn es war nicht unwahrscheinlich, daß dieses dann furchtbar oder grausam sein würde. Es konnten sich herzlose Barbaren ihrer bemächtigen und sie in den benachbarten Kanal werfen, sie konnten Tierquälern oder einem Vivisektor in die Hände fallen, es konnte ein Mann kommen mit einem Rattenbeißer, welcher Köter sie im Umsehen in die Ewigkeit befördert haben würde, es konnten mit einem Wort haarsträubende Dinge mit ihnen geschehen. Die harmlosen und ganz zahmen Tiere hatten etwas Rührendes in ihrer unbeholfenen Verlassenheit, und wir beschlossen, uns ihrer anzunehmen. Ich ergriff sie, die sich nicht im geringsten sträubten, steckte sie in

die Tasche meines Sommerüberziehers und ging mit meinen Knaben, die natürlich eine unbändige Freude an diesem Abenteuer hatten, weiter. Wer weiß wie oft hieß es nun auf dem Nachhausewege: „Ach, Vater, laß uns noch mal die Ratten sehen!“ Ich schlug dann die Klappe zurück und hielt die Tasche ein wenig geöffnet. Die beiden Knaben standen gebückt und sahen mit großer Teilnahme zu, wie die Tiere, auf den Hinterbeinen stehend, mit den Pfoten an den Wänden der Tasche fingerten und die rosigen Schnäuzchen schnüffelnd hervorstreckten. Wir setzten sie, zu Hause angelangt, in ein Vogelbauer mit Heu, sie tranken mit Behagen Milch, aßen dazu Weißbrot, das sie zierlich zwischen den Pfoten drehten, und waren überaus zahm, wie es solche Tiere werden, wenn sie in der Gefangenschaft aufwachsen und niemals den Gebrauch der Freiheit kennen gelernt haben. An Flucht dachten sie nie — „sie ahnten keine Möglichkeit, kein Wort von so verwegnen Dingen“.

In den nächsten Tagen schon stiegen mir gewichtige Bedenken auf. Ihr zärtliches Benehmen gegeneinander ließ mich schließen, daß wir in Eduard und Kunigunde — so waren sie getauft worden — ein Paar vor uns hatten. Ich schlug im Brehm nach, und durch eine leicht auszuführende Rechnung eröffnete sich mir die fürchterliche Perspektive, daß wir, wenn alles gut ging, bereits im Laufe eines halben Jahres im Besitz von über hundert Nachkömmlingen, Kindern und Enkeln dieses holden Paares sein konnten. Mich schauderte. Wo sollten wir mit all den Ratten hin? Ich konnte Eduard und Kunigunde von nun ab nur noch mit

finsterem Nachdenken betrachten und sah trübe in die Zukunft. Mir ward klar, daß hier rechtzeitig etwas zu geschehen habe. Die Tiere mußten wieder aus dem Hause, ehe es zu spät war, und da ergab sich nach weislicher Ueberlegung kein besseres Mittel, als sie wiederum auszusetzen. Es erschien uns zwar ein wenig grausam, aber die Pflicht der Selbsterhaltung zwang uns dazu, denn was sollten wir wohl mit über hundert Ratten anfangen? Die hätten uns ja die Haare vom Kopfe gefressen. Und nun gar nach einem Jahre, da würden es viele Tausende geworden sein. Hier galt es, schnell zu handeln.

Wir wollten aber, den Geboten der Menschlichkeit folgend, die guten Tiere der ungewohnten Freiheit unter günstigeren Bedingungen aussetzen, als unser unbekannter Vorgänger. Wir wollten ihnen die Möglichkeit gewähren, sich in sicherem Schutze aus zahmen Stubentieren in wilde, freie Ratten umzuwandeln, die dem Kampfe ums Dasein gewachsen sind. Zu diesem Zwecke barg ich sie eines Tages wieder in meiner Tasche und trug sie in Begleitung meiner beiden Knaben hinaus zum Tiergarten. Dort hatte ich mir bereits vorher einen jener großen Reisighaufen ausersehen, die sich überall in abgelegenen Gegenden finden und dazu bestimmt sind, die Abfälle des Waldes aufzunehmen. An einer Stelle hatte sich durch übereinander geworfenes dürres Ast- und Buschwerk eine Art Höhle gebildet, die sich, allmählich verlaufend, in den Haufen hineinzog und einen natürlichen Eingang in dieses Zweiglabyrinth bildete. Dort, dachte ich, seien sie gut aufgehoben, dort

fanden sie Schutz und Wohnungsgelegenheit die Menge und konnten sich allmählich in die ungewohnte Freiheit einleben. Nachdem wir genügenden Proviant in das Innere der Höhle geworfen hatten, setzten wir die Ratten hinein und sahen, daß die schneeweißen Tiere, einer angeborenen Neigung, sich in Löcher und Winkel zu verkriechen, folgend, lustig zwischen dem verwirrten Gezweige umherkletterten und binnen kurzem unsern Blicken entschwanden. Mit den herzlichsten Wünschen für ihr ferneres Wohlergehen verabschiedeten wir uns und setzten den begonnenen Spaziergang fort.

Nichts war natürlicher, als daß wir uns gegen Abend des nächsten Tages wieder zu dem Reisighaufen begaben, um uns nach den Ausgesetzten umzusehen. Schon von ferne bemerkten wir dort einen weißen Schimmer, und als wir leise näher schlichen, sahen wir, daß das Pärchen in seiner Höhle behaglich vor der Hausthür saß und sich des schönen Frühlingsabends erfreute. Es war ein niedliches Bild, wie sich die schneeweißen Tiere von dem dunklen Hintergrunde abhoben. Eines aber mißfiel mir sehr, nämlich, daß wir ganz nahe hinzutreten konnten, ohne daß sich die Ratten viel um uns kümmerten. Im eigenen Interesse der Tiere mußte dies schöne Vertrauen in die Menschheit beseitigt werden, und eine grausame Pflicht gebot mir, mit rauher Hand dies liebliche Idyll zu stören. Ich sprang schnell vor, schlug mit dem Stock heftig auf die Büsche und hatte die Freude, daß die Ratten mit ziemlicher Geschwindigkeit im Innern des Reisighaufens verschwanden. Indem ich dies Verfahren einige Abende

wiederholte, hatte ich sie bald so weit, daß sie zuletzt bei dem geringsten Geräusch wie der Blitz davonhuschten.

Der Grund, weshalb die Ratten von uns so regelmäßig an ein und derselben Stelle vorgefunden wurden, war der, daß wir Futter dort ausstreuten, jedoch nach einigen Tagen fiel es uns auf, daß wir immer nur eine dort bemerkten. Ich stellte die Vermutung auf, daß dies Eduard sei, und Kunigunde wahrscheinlich durch häusliche, oder sagen wir es gerade heraus, mütterliche Pflichten im Innern der großen Wohnung zurückgehalten werde. Welche Aussichten thaten sich uns auf. Sollten durch uns die Merkwürdigkeiten des Tiergartens um eine weitere vermehrt werden, so daß im Laufe der Jahre alle Reisighaufen von weißen Ratten bewohnt waren?

Eins hatte ich leider bei der Auswahl dieser Wohnung außer acht gelassen, und das fiel mir schwer auf die Seele, als heiße, trockene Tage eintraten — es war nämlich kein Wasser in der Nähe. Wir warfen den Ratten zwar Aepfel hin, die sie auch verzehrten, allein konnte dies auf die Dauer genügen? Ich erinnere mich, daß ich einst nach einem sehr heißen Tage in der Nacht aufwachte und hörte, wie der Regen in den Blättern der Gartenbäume rauschte und auf dem Fensterbleche trommelte. „Wie gut," dachte ich, „nun haben sie was zu trinken," und schlief sehr befriedigt wieder ein.

Jedoch, wie das so zu gehen pflegt, im Laufe der Zeit kamen wir immer seltener dazu, die Ratten aufzusuchen, und schließlich vergingen Monate darüber, ohne daß wir uns dort hatten sehen lassen.

Ich wußte ja auch, daß sie nun so weit waren, sich allein durchbringen zu können, und daß eine richtige Ratte wie Unkraut nicht so leicht zu Grunde geht.

An einem schönen, sonnigen Tage im Herbst aber erinnerten wir uns zufällig wieder unsrer früheren Schützlinge und beschlossen, unsern Spaziergang dorthin zu lenken, um uns nach ihnen umzusehen, obwohl ich eigentlich nicht die Hoffnung hegte, sie dort noch vorzufinden. Unterwegs begegneten wir einigen Weibern, die dort die Steige fegten. Sie schwatzten miteinander, und ich fing ein Bruchstück ihres Gespräches auf, das mir nachher wieder einfiel, als ich mir den Zusammenhang erklären konnte. „Jräßlich sah et aus," sagte die eine, „det janze Jesicht voll Blut." Als wir dann in die Nähe des großen Reisighaufens kamen, bemerkten wir eine Anzahl von Leuten, die sich auf dem Wege angesammelt hatten, dort hinüberstarrten und ihre Unterhaltung mit gedämpften Stimmen führten. In demselben Augenblick sah ich, daß dort, gerade an der Stelle, wo wir die Ratten ausgesetzt hatten, steif aufgerichtet zwei Schutzleute standen, die etwas zu bewachen schienen. Zu ihren Füßen lag gerade quer vor dem Eingang der uns so wohl bekannten Höhle eine längliche, dunkle Masse ausgestreckt. Ein Selbstmörder war es, den man vor kurzem dort erschossen gefunden hatte, nachdem der Knall des Schusses einige Spaziergänger aufmerksam gemacht hatte.

Seitdem haben wir uns nie wieder nach den weißen Ratten umgesehen, und was aus ihnen geworden ist, kann ich nicht sagen.

Poeta laureatus.





Der junge Doktor Anton Brandeis saß in einer stillen Straße der Westvorstadt von Berlin am Fenster und las. Es war ein schöner, stiller Sommerabend; auf den Stirnseiten der Häuser lag ein zartes, rosiges Licht, die Turmschwalben jagten sich schreiend an den Giebeln entlang, die Kinder spielten Zeck und Anschlag, und zuweilen rollte schläfrig eine einsame Droschke vorüber. Auf alle diese Dinge achtete aber Brandeis gar nicht, denn er war ausschließlich in sein Buch vertieft und zwar in einer Weise, die wohl der stille Traum manches Poeten ist. Wie sonderbar, daß er, dem schon von Kindheit an ein starkes Interesse für die Poesie innewohnte, diesen Dichter erst jetzt gefunden hatte. Das war doch nur möglich bei dieser fürchterlichen, breiten Bettelsuppe der Litteratur unsrer Tage, in deren trüber Flut die paar guten Brocken kaum zu entdecken sind. Nicht, daß sich heutzutage etwa so viel weniger Gutes fände als früher, nein, nur das Mittelmäßige, Ueberflüssige und Elende hat sich in einer Weise vermehrt, daß es jammervoll ist. Und alle diese Mittelmäßigen, Ueberflüssigen und Elenden stehen zusammen und rühren die Pauken und

die Schellen für einander, wie Quacksalber auf dem Jahrmarkte, die uns Brotkügelchen als heilkräftige Pillen und verdorbenes Pflaumenmus als Latwergen verkaufen. Wie oft war Brandeis schon durch solche oft wiederholten Anpreisungen bewogen worden, ein Buch irgend eines sogenannten neueren Dichters in die Hand zu nehmen, und wie oft hatte er dies verdrießlich wieder aus der Hand geschleudert, weil er fand, daß es immer derselbe saure Buchbinderkleister war, den er schon aus vielen Beispielen kannte! Aber jetzt hatte er so ganz durch Zufall einen Poeten gefunden, der ihn glücklich machte. Unter den Kolonnaden der Leipziger Straße entdeckte er ein unscheinbares Büchlein, das der brave Herr Danz mit fünfzig Pfennigen ausgezeichnet hatte. Der Name des Dichters, Walter Kolin, war ihm bekannt, er hatte manches Gute über ihn, aber noch nichts von ihm gelesen, und so meinte er, fünfzig Pfennige an diese neue Enttäuschung wenden zu dürfen. Er brachte das Buch nach Hause und las es noch am selben Abend zu Ende unter Lachen und Weinen und mit stillem Entzücken. Das war der Poet, den er immer gesucht hatte, hier fand er ausgesprochen, was er selber in der tiefsten Seele trug. Gedanken und Empfindungen, die schon lange in ihm nach Worten rangen, hier fand er sie klar und deutlich vorgetragen; wahrhaftig, er selber wäre dieser Dichter geworden, hätte ihm die Natur zu einem begeisterungsfähigen und nachfühlenden Herzen auch die Gabe verliehen, zu sagen, was er liebte und was er litt. Wie schön und durch-

sichtig war die Sprache dieses Poeten! Bald rieselte sie dahin gleich einem Bächlein, das über Kiesel plätschert und zugleich hundert neckische Lichter wirft, bald brauste sie ungestüm und mächtig daher, bald buchtete sie sich zu sanfter Klarheit, die sowohl den gewaltigen Himmel als das feinste Zweiglein widerspiegelte. Nirgends fand er leere Worte, sondern alles war aus Anschauung und aus der Tiefe geschöpft; mit ein paar unscheinbaren, aber richtig gewählten Ausdrücken ward eine ganze Landschaft vor das geistige Auge gezaubert, durch eine feine Wendung das verschlungene Gedankengewebe der handelnden Personen blitzartig erleuchtet. Der tiefste Ernst wie der heiterste Scherz stand diesem Dichter zu Gebote, und beides wußte er so zu mischen, daß er bei dem Leser die wunderliche Seligkeit des Lachens unter Thränen erzeugte.

Am nächsten Tage ging Brandeis zu Gsellius und kaufte sich alles, was von diesem Poeten erschienen war, und ruhte nicht, bis er alles in sich aufgenommen hatte, um, als er fertig war, mit behaglicherem Genusse wieder von vorne anzufangen. Er mußte sich gestehen, daß er sehr geneigt war, von allen lebenden Dichtern diesem den Lorbeer zu reichen. Zwar sein Verstand machte Einwendungen dagegen, aber sein Herz entschied nun einmal so. Es war eben sein Poeta laureatus, und für sich im stillen nannte er ihn auch so. Nur konnte er kaum begreifen, daß der Name dieses Mannes nicht in aller Munde und seine Bücher nicht in jeder guten Hausbibliothek waren. Aber dazu war Walter Kolin den guten Deutschen wohl noch lange nicht tot genug.

Herr Doktor Anton Brandeis hatte einige Freunde und Gesinnungsgenossen, und das erste, was er that, war, daß er hinging und eine kleine Kolingemeinde stiftete, wobei er in den meisten Fällen zu seiner Freude das eigene Urteil bestätigt fand. Er begann sich natürlich auch für die näheren Lebensumstände dieses Mannes zu interessieren, konnte aber weiter nichts in Erfahrung bringen, als daß der Dichter schon seit langer Zeit in Berlin lebe. Als er nun an dem schönen Sommerabend seine Lektüre beendet hatte und mit sinnendem Nachgenusse in den rosigen Abendschein starrte, da fiel ihm dieser Umstand wieder ein; er holte schnell das Adreßbuch herbei und schlug nach. Mit freudigem Schreck durchfuhr es ihn, als er fand: Walter Kolin, Schriftsteller, Wiesenstraße 22. Das war ja die Straße, in der er wohnte, und die Nummer 22 führte das kleine, zweistöckige Haus gerade gegenüber. Wie wunderlich erschien solches Zusammentreffen. Dieser Mann, den er seit kurzem so überaus verehrte, hatte ihm seit lange gegenüber gewohnt, und gewiß hatte er ihn schon oft, wenn nicht täglich, gesehen. Wer wohnte denn dort außerdem noch? August Hahnke, Schuhmacher — das war der Portier des Hauses, dessen Frau stets auf Latschen ging und die gewandteste Zunge in der ganzen Straße führte, — und dann nur noch: Ferdinand Lehmann, Rentier. Das war natürlich der dicke Herr mit der Stumpfnase, dem ausrasierten Kinn, den kleinen Augen und der Glatze, derselbe Herr, der dort eine Treppe hoch wohnte, lange Pfeifen rauchte und aussah, wie ein pensionierter Bäckermeister,

was er auch wohl war. E. stand dabei, — dem gehörte natürlich das Haus. In diesem Augenblicke öffnete sich gegenüber die Thür, und der Bewohner des Erdgeschosses trat heraus. Dieser ihm von Ansehen ebenfalls längst wohl bekannte Mann war also Walter Kolin. Eine vornehme Erscheinung von etwas über Mittelgröße wie Goethe, von gerader Haltung wie dieser und sehr sauber, fast elegant gekleidet. Natürlich, wer so sorgfältig in seinen schriftstellerischen Arbeiten verfuhr und einen so geläuterten Stil schrieb, so viel Wert legte auf das Kleid der Sprache, der gab selbstverständlich auch etwas auf sein Aeußeres. Und welch einen echten Dichterkopf hatte der Mann! Dunkles, ein wenig natürlich gelocktes, aber kurz gehaltenes Haar, braune Augen von schwarzen Brauen überschattet, eine kräftige, wohlgebildete Nase, darunter ein schöner Schnurrbart. Der ganze Kopf mit seiner bräunlichen Gesichtsfarbe hatte etwas Markiges, und seine Züge schienen aus lauter kleinen Flächen zusammengesetzt in der Weise, wie es Franz Hals zu malen liebte. Fürwahr, an diesem Manne befand sich alles in Harmonie.

Anton Brandeis konnte sich ihn in aller Ruhe betrachten, denn er stand eine Weile vor seiner Thür, einen Stock mit goldenem Knopfe unter dem Arme tragend, nestelte an seinen Handschuhen und ließ dabei seinen Blick über den hellen Abendhimmel gleiten. Dann wandte er sich und ging langsam und gemessen dem nahen Tiergarten zu. Einige Verse von Uhland schossen Brandeis unwillkürlich durch den Sinn. Er murmelte vor sich hin:

„Ergehst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —“

und machte sich ebenfalls für seinen gewohnten Abendspaziergang bereit. Es war ziemlich hell draußen, denn die Sonne stand noch am Himmel, in rosigen Dunst gehüllt. In den Straßen brütete die Schwüle des heißen Tages, der die Häuser wie Oefen geheizt hatte, doch von den Gärten wehte zuweilen ein kühlerer Hauch und ein betäubender Levkojenduft herüber. An dem blankgefegten Himmel war kein Wölkchen, nur ein Luftballon schwebte dort in der Gegend von Charlottenburg. Der Luftschiffer schien den stillen Abend benutzen zu wollen, um möglichst hoch zu steigen; er öffnete sichtlich die Sandsäcke, die ihm als Ballast dienten, denn von Zeit zu Zeit fuhr aus der Gondel, die wie ein Pünktchen erschien, ein schmaler Silberstreif hernieder, der sich allmählich verbreiterte und in der stillen Luft verschwamm.

Im Tiergarten war es ein wenig kühler, die Hauptsteige wimmelten von Spaziergängern, und deshalb schlug Brandeis die Pfade ein nach den sogenannten wilden Wegen, wo es einsamer war. Dort kamen ihm nur vereinzelte Leute entgegen; die Dämmerungsfalter begannen zu fliegen, vom Zoologischen Garten her tönte Musik, und zwischen den Stämmen stand das Abendrot. An einer etwas freieren Stelle schaute er unwillkürlich zum Himmel empor und sah nun wieder den Luftballon, der, allein noch von der schon versunkenen Sonne beleuchtet, in der gewaltigen Höhe schwebte wie ein rosiges Traumgebilde. Darüber

hatte der junge Doktor versäumt, auf die Begegnenden zu achten, und als er nun weiter schritt, sah er plötzlich den Mann vor sich, der ihm so große Teilnahme einflößte. Dieser beachtete ihn nicht, er ging mit den Händen auf dem Rücken und gesenkten Hauptes, scheinbar in sich selbst vertieft, an ihm vorüber. Brandeis hätte viel darum gegeben, hätte er gewußt, welche Gedanken sich jetzt in dieser so edel geformten Stirn bewegten. Sie schwebten gewiß so hoch über dem staubigen Gewimmel auf dieser Erde, wie jener Luftballon in reinen Aetherhöhen. Er empfand es als ein Glück, daß er nun den Mann kannte, der sein Herz so tief zu erregen und sein Gemüt so hoch zu erheitern wußte.

Jedoch, es war ein heißer Tag gewesen und der Abend warm, so daß Brandeis sich nach einem Trunke sehnte. Die „schaale Kreatur Dünnbier“ kam ihm in den Sinn, denn an solchen Tagen voll Sommersglut ist das kühle, säuerliche und von Kohlensäure prickelnde Weißbier durchaus nicht zu verachten, insonderheit, wenn man einen Ort weiß, wo es gut behandelt wird. Solchen kannte Brandeis sehr wohl und lenkte seine Schritte zu einem kleinen Weißbiergarten, wo eine Anzahl von festen Biedermännern aus der Gegend allabendlich ihre ungeheuren Glasbottiche leerten und dazu Puff, Solo, Sechsundsechzig oder den allmählich alles andere verschlingenden Skat zu spielen pflegten. Als der junge Doktor in den kleinen Garten eintrat, sah er dort den andern Bewohner des ihm gegenüberliegenden Hauses mit einigen

Herren an einem Tische sitzen, und als er vorüberging, hörte er ihn sagen: „Erbsen, Sauerkohl und Pökelfleisch sind durchaus nicht zu verachten; — das einzige Gericht, bei dem mir in Wirklichkeit das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn es auf den Tisch kommt.“

Brandeis setzte sich an einen entfernten Tisch, denn es gelüstete ihn nicht, noch mehr von den Gesprächen dieses Urphilisters aufzufangen; er trank gedankenvoll seine Weiße und grübelte darüber nach, wie seltsam doch das Schicksal die Menschen zusammenwürfelt, so daß diese beiden Männer in einem Hause wohnten, der eine, dem das Haupt erfüllt war von lichten Phantasien und heiteren Wundern, und der andre, dessen Hirn nur die niedrigsten Gedanken zu bewohnen schienen.

Als er dann nach einiger Zeit wieder fortging, waren die Männer scheinbar noch immer mit Gesprächen über Essen beschäftigt, denn im Vorbeigehen hörte er den dicken Herrn wieder sagen: „Ja, Spickaal, den muß man an der Ostsee essen!“

„Scheußlicher Kerl!“ dachte Anton Brandeis. Als er nach Hause kam, fand er eine Karte vor, folgenden Inhaltes:

„Lieber Doktor! Wollen Sie morgen abend um acht Uhr zu uns kommen, so habe ich eine hübsche, kleine Ueberraschung für Sie. Ich erwarte Sie bestimmt! Ihre Marie Bürgers.“

Brandeis war erfreut über diese Einladung, denn er besuchte gern jene Familie, und die Hausfrau war seine mütterliche Freundin. Man traf dort

immer angenehme und unterrichtete Leute, und der Verkehr war zwangslos und behaglich. Am nächsten Abend machte er sich beizeiten auf den Weg. Der wohlhabende Herr Bürgers hatte ein hübsches, kleines Haus in dem sogenannten Kielganschen Villenviertel, und als Brandeis dort ankam, ward er von dem Mädchen in den Garten gewiesen. Frau Bürgers kam ihm mit leuchtendem Angesicht entgegen: „Ich habe ganz etwas Wundervolles für Sie," sagte sie freudig, „die Bekanntschaft hat sich ganz schnell und zufällig gemacht. Kommen Sie!"

Als Brandeis gleich darauf um eine Gebüschecke bog, fuhr ihm der Schreck in alle Glieder, denn dort, vor einem herrlich blühenden Rosenstrauche, stand im Gespräch mit dem Hausherrn der dicke Herr aus dem Hause gegenüber. „Wie kommt das Ungetüm hierher?" dachte er unwillkürlich, aber schon hatte ihn Frau Bürgers dorthin geführt und stellte ihn vor: „Herr Doktor Anton Brandeis, — einer Ihrer größten Verehrer, — Herr Walter Kolin!" und dann sah sie den Doktor triumphierend an. Dieser aber war wie mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, und seine Verwirrung unbeschreiblich. Dieser dicke Mann mit der Stumpfnase, dem ausrasierten Kinn, den kleinen Augen und der Glatze, dieser pensionierte Bäckermeister, dieser Weißbierphilister war sein Poeta laureatus Walter Kolin!

„Sehr erfreut!" stotterte er mechanisch, allein eigentlich war er zerschmettert. Frau Bürgers, die seine Verwirrung sah und sie der freudigen Ueber=

raschung zuschrieb, legte sich ins Mittel und brachte das Gespräch bald in einen besseren Fluß, so daß Brandeis den ersten Schreck überwand, und es ihm gelang, seine Begeisterung an den Mann zu bringen und das Gesicht des Poeten mit einem freundlichen Schimmer zu verklären.

„Ein recht verständiger junger Mensch!“ sagte Kolin später gelegentlich zu Herrn Bürgers, denn er glich in dieser Hinsicht, wie wohl alle Künstler und Poeten, ein wenig dem Herrn Piepenbrink aus den „Journalisten“, der von den Leuten, die seine Weine loben, sagt: „Die Kerls haben keinen slechten Gesmack!“

Als Anton Brandeis aber in angeregtem Gespräch mit Herrn Walter Kolin durch die laue Sommernacht nach Hause gewandert war und sich wieder in seinem stillen Zimmer befand, da schwor er, niemals wieder voreilig von dem Aeußeren des Menschen auf sein Inneres zu schließen, und er hat von jener Zeit ab die Physiognomik für die trüglichste aller Wissenschaften gehalten.



